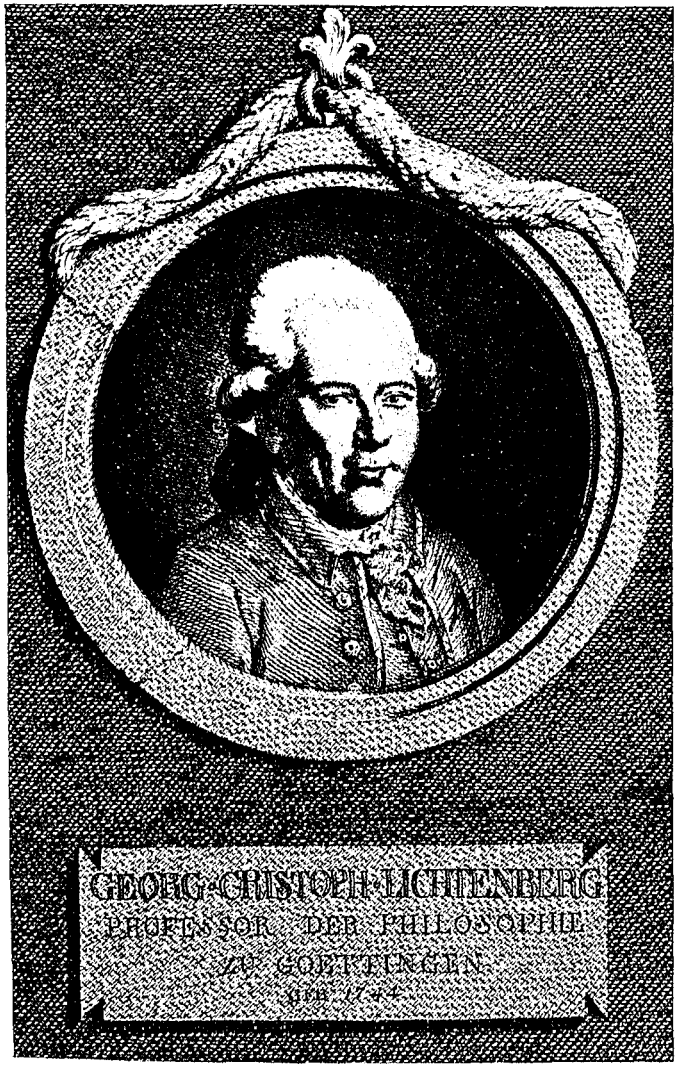


Georg Christoph Lichtenberg

Gedanken Sativen Fragmente

Herausgegeben von
WILHELM HERZOG

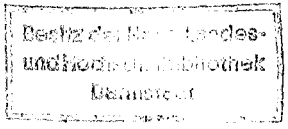
I. Band

Mit Porträt

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1907

VON DIESEM BUCHE WURDEN
50 ABZÜGE ZUM PREISE VON
FÜNFZEHN MARK FÜR JEDES
EXEMPLAR AUF ECHTEM BÜT-
TENPAPIER HERGESTELLT / IN
GANZLEDER GEBUNDEN UND
HANDSCHRIFTLICH NUME-
RIERT

66/4112,1



Vorwort

„Die Kaufleute, sagt Lichtenberg einmal, haben ihr Waste book (Sudelbuch, glaube ich, im Deutschen); darin tragen sie von Tag zu Tag alles ein, was sie kaufen und verkaufen, alles untereinander, ohne Ordnung. Aus diesem wird es in das Journal eingetragen, wo alles mehr systematisch steht; und endlich kommt es in den Leidger at double extrance, nach der italienischen Art Buch zu halten. In diesem wird mit jedem Manne besonders abgerechnet. Dies verdient von den Gelehrten nachgeahmt zu werden. Erst ein Buch, worin ich alles einschreibe, so wie ich es sehe, oder wie es mir meine Gedanken eingeben. Alsdann kann dieses wieder in ein anderes getragen werden, wo die Materien mehr abgesondert und geordnet sind; und der Leidger könnte dann die Verbindung und die daraus fließende Erläuterung der Sachen in einem ordentlichen Ausdruck enthalten."

Lichtenbergs Waste book waren seine Tagebücher — oder wie er sie zu nennen pflegte: seine Sudelbücher. Hier trug er alles ein, was ihm am Tage Bemerkenswertes, Auffälliges erschienen war: Impressionen, philosophische Ideen und Maximen, Lesefrüchte, politische

Vorgänge, komische Ausdrücke, autobiographische Notizen, kritische Bemerkungen zur Literatur und Kunst. Alles wirr durcheinander.

Seine immer lebendige Geistigkeit suchte jeden momentanen Eindruck in einer charakteristischen möglichst prägnanten Form festzuhalten und zu analysieren. Er war ein leidenschaftlicher Anbeter des Moments und der intuitive Analytiker seines eigenen Ichs. Daher: die köstliche Buntheit und die abrupte pointierte Form seiner Aufzeichnungen.

Aus diesen Tagebüchern haben die Herausgeber der ersten Ausgabe die Aphorismen gezogen, die sie dann — nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet — in den ersten beiden Bänden der Original-Ausgabe veröffentlichten. Leider nicht vollständig und unter Weglassung des von Lichtenberg meist hinzugefügten Datums.

Die im Jahre 1844 von Lichtenbergs Söhnen veranstaltete „neue vermehrte Ausgabe" bringt die Aphorismen in derselben Anordnung und nur unwesentlich vermehrt.

Die Originalhandschriften, auf die spätere Herausgeber, wie Grisebach, zurückzugehen suchten, galten als verschollen.

Nun ist es Albert Leitzmann vor einigen Jahren geglückt, diese Papiere zu finden. Und mit einem ungeheuren Aufwand an Fleiß, philologischer Kleinarbeit und einer seltenen Gewissen-

haftigkeit begann er 1902 diese „Aphorismen" in ihrer ursprünglichen Gestalt und in ihrer chronologischen Folge nach den Handschriften zu veröffentlichen. Drei Bände sind bereits erschienen. Ein letzter vierter Band steht noch aus.

Diese Leitzmannsche Publikation war notwendig. Und ich war froh, sie benutzen zu können. Der Liebenswürdigkeit Leitzmanns danke ich es auch, daß ich die Aushängebogen seines dritten Bandes erhielt und sie für meine Arbeit verwerten konnte.

In einem irrt aber Leitzmann, wenn er glaubt, daß diese Ausgabe der Aphorismen in vier Bänden den Leser zu den Schätzen, die sie birgt, hinführen kann. Sie reizt ihn kaum an, weil das umfangreiche philologische Beiwerk ihm den ästhetischen Genuß verleidet.

Aber vor allem: seine Ausgabe scheint mir auch garnicht dafür bestimmt. Sie ist für die Zünftigen; für den Germanisten, der sich mit Lichtenberg beschäftigt, für den literarhistorischen Forscher, — und für diesen ist sie unentbehrlich. Der Leser aber, der nicht einmal zu dem großen Publikum zu gehören braucht, dessen Bedürfnisse nach Popularisierung Leitzmann mit Recht mißachtet, der aber hofft, — und das ist kein unbilliges Verlangen — Lichtenbergs Aphorismen mit Vergnügen lesen zu können, wird durch Leitzmanns Ausgabe nicht

befriedigt werden. Er muß sich durch so viel Gestrüpp, durch so viel für uns Veraltetes, Uninteressantes und Belangloses hindurcharbeiten, — bis er auf eine interessante Stelle kommt, daß ihm oft die Lust am Weiterlesen vergehen wird.

Lichtenbergs Aphorismen sind auch nicht etwa mit Hebbels Tagebüchern zu vergleichen; sie ähneln vielmehr Schopenhauers „Parerga und Paralipomena", deren Anordnung und Gruppierung mir für meine Ausgabe vorbildlich war.

Meine Absicht, die Gedanken in den einzelnen Kapiteln wenigstens chronologisch geordnet zu bringen, mußte ich unterdrücken, weil uns für eine geraume und bedeutungsvolle Zeit in Lichtenbergs Leben die Handschriften zu den Tagebüchern fehlen; wir also doch wieder auf die von seinen Söhnen veranstaltete Originalausgabe angewiesen sind, der die uns heute fehlenden Papiere zur Verfügung standen.

Meine Aufgabe schien mir zu sein: aus dem ungeheuer reichen Material seiner Aufzeichnungen nur das für ihn Charakteristische und Wesentliche, das Eigene und Besondere herauszuholen, das etwa, was er selbst, wenn sein „Talent zum Aufschieben" ihn nicht daran gehindert hätte, ausgewählt haben würde.

Der Göttinger Professor für Mathematik und Physik liefert in seinen Aphorismen wertvolle

Beiträge zur Psychologie der Ehe, der Liebe; — zur Kritik der Sprache; er schreibt über Politik, Anthropologie, Physiognomie, über Schauspielkunst, Malerei und Pädagogik, über Philosophie, über die Literatur der Alten und über englische, französische, deutsche Literatur seine Gedanken nieder, die die tiefsten Probleme berühren oder blitzartig eine Situation beleuchten. Diese rasch hingeworfenen Impromptus sind mit einer wundervollen Klarheit formuliert. Wie viele scheinen wie für unsere Zeit geprägt! So frisch, so kampfesfroh sind sie. Und über alles, was er schrieb, liegt die tiefe Heiterkeit des Weltweisen und ein stilles — zuweilen spöttisches — Lächeln des Skeptikers.

Ich habe in dem zweiten Band dieser Ausgabe einige Satiren veröffentlicht, die mir für die Struktur seines Geistes am charakteristischsten schienen, und von denen ich glaube, daß sie auf jeden für Witz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung Empfänglichen unmittelbar wirken müssen. Obwohl die Gegenstände, die sie behandeln, oder die Gegner, die sie angreifen und lächerlich machen, für uns fast jede Bedeutung verloren haben. Wodurch sie uns reizen, d. i.: die glänzende Form, die kapriziöse, ungewöhnlich scharfsinnige Dialektik, in der sie geschrieben sind.

Die Auszüge aus den Briefen lassen den Menschen, hoff' ich, deutlicher hervortreten: wir

sehen einen kleinen buckligen Mann, dessen Herzlichkeit ihm viele Freundschaften schafft, der in seinen Empfindungen zart und weich wie ein Mädchen und derb und grobsinnlich wie ein Landsknecht sein kann, der wie nur ein braver guter Spießbürger innerhalb seiner vier Wände mit Frau und Kindern lebt, sich der philiströsen Häuslichkeit freut und dabei ein extrem revolutionärer Kopf ist. Ein Mensch, in dessen Seele alle Möglichkeiten, — von den einfachsten, primitivsten bis zu den wildesten und groteskesten — ruhen.

München im August 1907 W. H.

Autobiographische Dokumente

Charakter einer mir bekannten Person

Ihr Körper ist so beschaffen, daß ihn auch ein schlechter Zeichner im Dunkeln besser zeichnen würde, und stände es in ihrem Vermögen, ihn zu ändern, so würde sie manchen Teilen weniger Relief geben. Mit seiner Gesundheit ist dieser Mensch, unerachtet sie nicht die beste ist, doch noch immer so ziemlich zufrieden gewesen, und er hat die Gabe, sich gesunde Tage zunutze zu machen, in einem hohen Grade. Seine Einbildungskraft, seine treueste Gefährtin, verläßt ihn alsdann nie; er steht hinter dem Fenster, den Kopf zwischen die zwei Hände gestützt; und wenn der Vorübergehende nichts als den melancholischen Kopfhänger sieht, so tut er sich oft das stille Bekenntnis, daß er im Vergnügen wieder ausgeschweift hat. Er hat nur wenige Freunde; eigentlich ist sein Herz nur immer für einen gegenwärtigen, aber für mehrere abwesende offen. Seine Gefälligkeit macht, daß viele glauben, er sei ihr Freund; er dient ihnen auch, aus Ehrgeiz, aus Menschenliebe, aber nicht aus dem Triebe, der ihn zum Dienst seiner eigentlichen Freunde treibt. Geliebt hat er nur ein- oder zweimal; das eine Mal nicht unglücklich, das andere Mal aber glücklich. Er gewann bloß durch Munterkeit und Leichtsinn ein gutes Herz, worüber er nun oft beide vergißt, wird aber Munterkeit und Leichtsinn beständig als Eigenschaften seiner Seele verehren, die ihm die vergnügtesten Stun-

den seines Lebens verschafft haben; und könnte er sich noch ein Leben und eine Seele wählen, so wüßte ich nicht, ob er andere wählen würde, wenn er die seinigen wieder haben könnte. Von der Religion hat er als Knabe schon sehr frei gedacht, nie aber eine Ehre darin gesucht, ein Freigeist zu sein, so wenig als darin, alles ohne Ausnahme zu glauben. Er kann mit Inbrunst beten und hat den neunzigsten Psalm nie ohne ein erhabenes, unbeschreibliches Gefühl lesen können. Ehe denn die Berge worden usw. ist für ihn unendlich mehr, als: Sing, unsterbliche Seele usw. Für Assembleen sind sein Körper und seine Kleider selten gut, und seine Gesinnungen selten .... genug gewesen. Höher als drei Gerichte des Mittags und zwei des Abends mit etwas Wein und niedriger als täglich Kartoffeln, Äpfel, Brot und auch etwas Wein hofft er nie zu kommen. In beiden Fällen würde er unglücklich sein. Er ist noch allezeit krank geworden, wenn er einige Tage außer diesen Grenzen gelebt hat. Lesen und Schreiben ist für ihn so nötig als Essen und Trinken, und er hofft, es werde ihm nie an Büchern fehlen. An den Tod denkt er sehr oft und nie mit Abscheu; er wünscht, daß er nur alles mit so vieler Gelassenheit denken könnte, und hofft, sein Schöpfer werde dereinst sanft ein Leben von ihm abfordern, von dem er zwar kein allzu ökonomischer, aber doch kein ruchloser Besitzer war.

Ich wünschte die Geschichte von mir so zu sehen, wie sie in verschiedenen Köpfen existiert. Meine Brüder wissen die meisten Kleinigkeiten von mir; Herr L... g weiß vieles von meiner besten Seite; E ... s kennt

meinen Charakter von der guten und von der schlimmen Seite unter allen Menschen am besten. E ... s weiß die meisten Torheiten von mir und die meisten Heimlichkeiten, weil ich immer aus meinen Torheiten Heimlichkeiten gemacht habe. Am einfältigsten würde meine Geschichte aussehen, wenn sie W ... beschreiben sollte. Herr L. würde mich so schildern: Er hat kein böses Herz, er ist im äußersten Grad flüchtig, und seine Maximen, die er zuweilen äußert, sind nur für eine Stunde gemünzt; in der nächsten verschlägt er sie wieder. Er hat zuweilen gute Gedanken, und er kann so ziemlich vergnügt sein und hat es in seiner Gewalt, es zu sein. Ob er wohl wirklich seine Freunde liebte? quaeritur. — E ... s würde sich gewiß so von mir ausdrücken: Sein Herz ist gut, aber wer hätte die Streiche hinter ihm suchen sollen, wenn er zu D ... mit seinen Büchern am Adler vorbei ging; doch an den Augen kann man ihm etwas ansehen. Gottlob, ich kenne ihn nun, und er gefällt mir desto besser. — Ich weiß, E ... n, dessen vortreffliches Herz immer für die menschliche Natur einen gehörigen Rabatt rechnet, würde zu vorteilhaft von mir urteilen, und ich wollte, jedermann dächte von mir so wie er, so würde ich, ohne bewundert zu sein, von jedermann hochgeschätzt werden.

Wahrscheinlich gebe ich mich zwei Jahre geringer an, als ich wirklich bin[1]. Schon in meinem achten Jahre wurde ich durch des Glasers S ... Knaben auf die Vorstellung von der Seelenwanderung geleitet.

[1] Diese Mutmaßung hat sich bestätigt. In Mensels Gel. Teutschland steht das Jahr 1744 als Geburtsjahr; nach dem eingeholten Taufzeugnisse ward er aber den 1. Juli 1742 geboren.

Ich fand oft ein Vergnügen daran, Mittel auszudenken, wie ich diesen oder jenen Menschen ums Leben bringen, oder Feuer anlegen könnte, ohne daß es bemerkt würde, ob ich gleich nie den festen Entschluß gefaßt habe, so etwas zu tun, noch auch nur die geringste Neigung dazu in mir verspürt, und bin sehr oft mit solchen Gedanken eingeschlafen.

Ich verstehe von Musik wenig, spiele gar kein Instrument, außer daß ich gut pfeifen kann. Hiervon habe ich schon mehr Nutzen gezogen, als viele andere von ihren Arien auf der Flöte und auf dem Klavier. Ich würde es vergeblich versuchen, mit Worten auszudrücken, was ich empfinde, wenn ich an einem stillen Abend: In allen meinen Taten usw. recht gut pfeife und mir den Text dazu denke. Wenn ich an die Zeile komme: Hast du es denn beschlossen usw., was fühle ich da oft für Mut, für neues Feuer, was für Vertrauen auf Gott! Ich wollte mich in die See stürzen und mit meinem Glauben nicht ertrinken, mit dem Bewußtsein einer einzigen guten Tat eine Welt nicht fürchten. Spüre ich einen Hang zum Scherzhaften, so pfeife ich: Sollt auch ich durch Gram und Leid usw. oder When you meet a tender creature usw.

Mein Glaube an die Kräftigkeit des Gebets; mein Aberglaube in vielen Stücken; Knien, Anrühren der Bibel und Küssen derselben, förmliche Anbetung meiner heiligen Mutter; Anbetung der Geister, die um mich schwebten. — Ich beschwöre die Wahrheit dieser Erzählung gar nicht; eine Versicherung ist nichts; ich berufe mich auf die inneren Zeichen der Übereinstimmung und die Merkmale der Aufrichtigkeit, die,

solange die Welt steht, gelten werden, — dem allein kennbar, der Wahrheit aufrichtig sucht und Beobachtungsgeist hat. Zutrauen, weil es zum Teil im Herzen des Zutrauenden wurzelt, kann trügen, wenn die Verfassung des letzteren nicht die reinste ist.

Ich hielt mir ein Zettelchen, worauf ich gewöhnlich schrieb, was ich für eine besondere, mir von Gott erwiesene Gnade ansah und nicht anders erklären zu können glaubte. Bei meinem inbrünstigsten Gebet sagte ich zuweilen: O lieber Gott, etwas aufs Zettelchen! Solche Ausdrücke, Ausbrüche der empfindlichsten Seelen, sind gleichsam Vertrauensgeheimnisse zwischen Gott und der Seele.

In meinem zehnten Jahre verliebte ich mich in einen Knaben, namens S..., eines Schneiders Sohn, der in der Stadtschule Primus war; ich hörte gern von ihm erzählen und forschte bei allen Knaben nach Unterredungen, die sie mit ihm gehabt hätten; ohne ihn selbst je gesprochen zu haben, war es mir ein großes Vergnügen, zu hören, daß er von mir gesprochen hatte. Nach der Schule kletterte ich auf eine Mauer, um ihn aus der Schule gehen zu sehen. Wenn ich mich jetzt seiner Physiognomie, die mir noch sehr deutlich vorschwebt, erinnere, so war er nichts weniger als schön, eine Stumpfnase mit roten Backen; war aber Primus in der Schule. Es sollte mir leid tun, wenn ich durch dieses freie Bekenntnis das Mißtrauen gegen die Welt vermehren sollte; aber ich war ein Mensch, und das Glück der Welt, wenn sie es jemals erreicht, muß nicht durch Verhehlung gesucht werden, auf keine Weise. Dauerndes Glück ist nur in Aufrichtigkeit zu finden.

Ich habe wenige Menschen in der Welt gekannt, deren Schwachheiten ich nicht nach einem Umgang von drei Wochen (Stunden des Umgangs bloß gerechnet, welches wohl ein Vierteljahr im Kalender betragen konnte) ausgefunden hätte; und ich bin überzeugt worden, daß alle Verstellung nichts hilft gegen einen Umgang von drei Wochen; denn jede Befestigungskunst hat eine eigene Belagerungskunst für den, der sehen kann.

Ich erinnere mich deutlich, daß ich einmal in meiner ersten Jugend ein Kalb zum Apportieren abrichten wollte; allein ob ich gleich merkte, daß ich in den nötigen Fertigkeiten merklich zunahm, so verstanden wir doch einander alle Tage weniger, und ich ließ es endlich ganz und habe es nachher nie wieder versucht.

In dem Hause, wo ich wohnte, hatte ich den Klang und die Stimmung jeder Stufe einer alten hölzernen Treppe gelernt, und zugleich den Takt, in welchem sie jeder meiner Freunde, der zu mir wollte, schlug; und ich muß gestehen, ich bebte allemal, wenn sie von einem Paar Füße in einem mir unbekannten Ton heraufgespielt wurde.

Welch ein Unterschied, wenn ich die Worte: „Ehe denn die Berge wurden, und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit" — in meiner Kammer ausspreche oder in der Halle von Westminsters Abtei! Über mir die feierlichen Gewölbe, wo der Tag immer in einer heiligen Dämmerung trauert, unter mir die Reste zusammengestürzter Pracht, der Staub der Kö-

nige, und um mich her die Trophäen des Todes! Ich habe sie hier und dort ausgesprochen; in meinem Schlafgemach haben sie mich oft erbaut; ich habe sie von Kindheit an nie ohne Rührung gebetet, aber hier durchlief mich ein unbeschreibliches, aber angenehmes Grauen; ich fühlte die Gegenwart des Richters, dem ich auf den Flügeln der Morgenröte selbst nicht zu entrinnen vermöchte, mit Tränen, weder der Freude noch des Schmerzes, sondern mit Tränen des unbeschreiblichen Vertrauens auf ihn. Glaubt nicht, ihr, die ihr überall mutmaßet und mehr mutmaßet als leset, daß ich aus modischer Schwermut dieses dichte. Ich habe den Young nicht ganz lesen können, als es Mode war, ihn zu lesen, und halte ihn noch jetzt für einen großen Mann, da es Mode ist, ihn zu tadeln.

Die Augen eines Frauenzimmers sind bei mir ein so wesentliches Stück, ich sehe so oft danach, denke mir so vielerlei dabei, daß, wenn ich nur ein bloßer Kopf wäre, die Mädchen meinetwegen nichts als Auge sein könnten.

Bei einem kleinen Fieber glaubte ich einmal deutlich einzusehen, daß man eine Bouteille Wasser in eine Bouteille Wein verwandeln könne, auf eine ähnliche Art, wie man eine viereckige Figur in einen Triangel verwandelt.

Es tun mir viele Sachen weh, die andern nur leid tun.

Ich habe etliche Male bemerkt, daß ich Kopfweh bekam, wenn ich mich lange in einem Hohlspiegel betrachtete.

Wenn ich bisweilen viel Kaffee getrunken hatte, und daher über alles erschrak, so konnte ich ganz genau merken, daß ich eher erschrak, ehe ich den Krach hörte. Wir hören also gleichsam noch mit andern Werkzeugen als mit den Ohren.

Ich träumte neulich an einem Morgen, ich läge wach im Bette und könnte keinen Atem bekommen; darauf erwachte ich ganz munter und spürte, daß ich, nach meiner damaligen Lage, nur sehr mäßigen Mangel daran hatte. Einem bloß fühlenden Körper kommen böse Empfindungen allezeit größer vor, als einem, der mit einer denkenden Seele verknüpft ist, wo selbst oft der Gedanke, daß die Empfindungen nichts zu bedeuten haben, oder daß man sich, wenn man nur wollte, davon befreien könnte, vieles von dem Unangenehmen vermindert. Wir liegen öfters mit unserm Körper so, daß gedrückte Teile uns heftig schmerzen, allein, weil wir wissen, daß wir uns aus dieser Lage bringen können, wenn wir wollen, so empfinden wir wirklich sehr wenig. Dies bestätigt eine Anmerkung, die ich anderswo gemacht habe, daß man sich durch Drücken die Kopfschmerzen vermindern könne.

Was für einen Effekt würde es wohl auf mich haben, wenn ich einmal in einer ganz schwarz behangenen großen Stube, wo auch die Decke mit schwarzem Tuch beschlagen wäre, bei schwarzen Fußteppichen, schwarzen Stühlen und schwarzem Kanapee, in einem schwarzen Kleide bei einigen wenigen Wachskerzen sitzen müßte und von schwarzgekleideten Leuten bedient würde?

Nichts aufgeschoben; alle Tage ein wenig; Pfennige gespart in allen Stücken; nicht zu viel auf einmal und lieber ein wenig desto öfter — das ist meinem Charakter am zuträglichsten, und wenn ich so nicht etwas ausrichte, so richte ich nichts aus.

In meinem Kopfe leben noch Eindrücke längst abgeschiedener Ursachen.

Es ist allezeit betrübend für mich, wenn ich bedenke, daß man in der Untersuchung mancher Dinge zu weit gehen kann, ich meine, daß sie unserer Glückseligkeit nachteilig werden können. Eine Probe davon habe ich an mir. Ich wünsche, ich wäre in meinen Bemühungen, das menschliche Herz kennen zu lernen, minder glücklich gewesen. Ich verzeihe den Leuten ihre Bosheiten weit lieber, als vorher, das ist wahr; wenn jemand in Gesellschaft übel von mir redet, zumal wenn es nur geschieht, um die Gesellschaft zu belustigen, so kann ich ihm deswegen nicht im mindesten aufsässig werden, ich mache mir, im strengsten Verstande, nichts daraus, nur muß es nicht mit wallendem Blute und Hitze geschehen, oder grobe Verleumdung sein, die glaube ich nicht zu verdienen. Hingegen ist mir auch zu wenig an dem Lobe der Leute gelegen; ihr Neid wäre allenfalls das einzige, was mich noch freuen würde. Das sollte in der Welt nicht sein. Also ist auch hier harmonisches Wachstum des ganzen Erkenntnissystems nötig; wo ein Teil zu sehr kultiviert wird, da führt es am Ende immer auf ein kleines oder großes Unheil hinaus.

Über nichts wünsche ich mehr die geheimen Stimmen denkender Köpfe gesammelt zu sehen, als über die Materie von der Seele; die lauten, öffentlichen verlange ich nicht, die kenne ich schon. Allein die gehören nicht sowohl in eine Psychologie, als in eine Statutensammlung. Was wird noch aus diesem Geschlechte werden, ehe es vergeht? Die Welt kann leicht noch eine Million Jahre so fortrollen wie bisher, und da wären die fünftausend Jahre gerade das, was ein Vierteljahr in dem Leben eines Menschen von fünfzig ist, kaum ein Zwölftes unserer Universitätszeit. Was habe ich das letzte Vierteljahr getan? Gegessen, getrunken, elektrisiert, Kalender gemacht, über eine junge Katze gelacht, und so sind fünftausend Jahre dieser kleinen Welt hingelaufen, die ich bin.

Ich habe es sehr deutlich bemerkt, daß ich oft eine andere Meinung habe, wenn ich liege, und eine andere, wenn ich stehe; zumal wenn ich wenig gegessen habe und matt bin.

Am 4. Juli (1775) erwachte ich in Wrest[1], allein nicht zu vollkommener Klarheit, aus einem Traume von meiner Mutter. Mir träumte, sie wäre bei mir in dem Garten von Wrest und hätte mir versprochen, mit mir über den Kanal in der fliegenden Brücke zu fahren. Sie trug mir aber vorher etwas zu tun auf, dieses verwickelte mich in Schwierigkeiten, und ich sah meine Mutter nicht wieder. „Du lebst nicht mehr", sagte ich in dem leichten Schlummer zu mir selbst, „und

[1] Einem englischen Landsitz, 42 englische Meilen von London, wo Lichtenberg einen großen Teil seines Aufenthalts in England zugebracht hat.

über dich ist das: Nun laßt uns den Leib begraben — gesungen worden"; und in dem Augenblick fing ich in der Melodie (aber alles in Gedanken) eine Strophe an zu singen, allein aus einem andern Liede (Wo bist du denn, o Bräutigam? aus dem Liede: Du unbegreiflich höchstes Gut), welches eine unbeschreibliche Wirkung auf mich hatte, melancholisch zwar, aber auf eine Art, die ich dem lebhaftesten Vergnügen vorziehe.

Die Gesichter der gemeinen Leute auf der Straße zu sehen, ist jederzeit eines meiner größten Vergnügen gewesen. Keine Zauberlaterne kommt diesem Schauspiel bei.

Ich habe die Hypochondrie studiert, mich so recht darauf gelegt.

Meine Hypochondrie ist eigentlich eine Fertigkeit, aus jedem Vorfalle des Lebens, er mag Namen haben wie er will, die größtmögliche Quantität Gift zu eigenem Gebrauch auszusaugen.

Heute habe ich im de la Caille etwas über die Theorie der Kometen nachgelesen, als ich mich etwas ermüdet fand, stützte ich mich auf meinen Tisch, weil dieses die Lage ist, in welcher ich gemeiniglich an mich selbst denke, so nahmen meine Gedanken jetzt diesen Zug wieder. In den Gedanken gibt es gewisse Passat-Winde, die zu gewissen Zeiten beständig wehen, und man mag steuern und lavieren wie man will, so werden sie immer dahin getrieben. Bei solchen November-Tagen wie die jetzigen streichen alle meine Gedanken

zwischen Melancholie und Selbstverkleinerung hin, wenn übrigens kein besonderer Strom mich seitwärts treibt, und ich würde oft mich nicht mehr zu finden wissen, wenn nicht die beiden Kompasse, Freundschaft und Wein, mich lenkten und mir Mut gäben, against a sea of troubles zu kämpfen. Mein Verstand folgte heute den Gedanken des großen Newton durch das Weltgebäude nach, nicht ohne den Kitzel eines gewissen Stolzes; also bin ich doch auch von dem nämlichen Stoff, wie jener große Mann, weil mir seine Gedanken nicht unbegreiflich sind, und mein Gehirn Fibern hat, die jenen Gedanken korrespondieren, und was Gott durch diesen Mann der Nachwelt zurufen ließ, wird von mir gehört, da es über die Ohren von Millionen unvernommen hinschlüpft. An diesem Ende folge ich der ehrwürdigen Philosophie, während als am anderen Ende zwei Aufwärterinnen (die Stella mirabilis und der Planet) eben diesen Verstand, der sich so über die Erde zu schwingen glaubt, in einem Winkel nicht einmal für wichtig genug halten, allen ihren Witz gegen ihn zu gebrauchen, sondern, ohne ihn erst unter den focum desselben zu bringen, schon mit seinem gemeinen Licht schmelzen. Die Einbildungskraft, mit welcher ich der subtilsten Wendung einer Wielandischen Beschreibung folge, mir selbst meine eigene Welt schaffe, durch die ich, wie ein Zauberer, wandle, und die Körner eines kleinen Leichtsinns in ganze Gefilde geistiger Luft aufblühen sehe, diese Einbildungskraft wird oft von einer fein gebogenen Nase, von einem aufgestreiften gesunden Arm in ihrem schnellsten Schwung so heftig angezogen, daß von der vorigen Bewegung nicht ein flüchtiges Zittern übrig bleibt. So hänge ich in der

Welt zwischen Philosophie und Aufwärterinnen-List, zwischen den geistigsten Aussichten und den sinnlichsten Empfindungen in der Mitte, taumelnd aus jenen in diese, bis ich nach einem kurzen Kampf zur Ruhe meines beiderseitigen Ichs dereinst völlig geteilt hier faule und dort in reines Leben aufdunsten werde. Wir beide, Ich und mein Körper, sind noch nie so sehr zwei gewesen als jetzt, zuweilen erkennen wir einander nicht einmal, dann laufen wir so widereinander, daß wir beide nicht wissen, wo wir sind.

Ohne meine innere Überzeugung würde alle Ehre, Glück und Beifall der Welt mich nicht vergnügt machen können, und wenn ich meiner Überzeugung nach es bin, so kann das Urteil einer ganzen Welt mich nicht in diesem Genuß stören. Es ist einer mit von den Gala-Gedanken mittelmäßiger Schriftsteller geworden, den Bettler vor dem König glücklich zu preisen. Es ärgert mich nur, daß ihn so viele Leute sagen, deren Eigentum er nicht ist, er ist aber wirklich gegründet, ich glaube, daß es im Krankenbette oft besser zugeht als am ersten Platz der königlichen Tafel. Ich habe wenigstens in einer kleinen Kammer als Kranker im Bette zuweilen Augenblicke gehabt, die ich den glücklichsten meines übrigen Lebens ohne Scheu gleichsetze; traurige auch, das versteht sich, aber auch ebenso traurige bei vollkommener Gesundheit außer dem Bette.

Liebste Freunde,

Bei jeder Veränderung unseres Zustandes werden uns gewöhnlich eine Menge von Dingen bald zu weit und bald zu enge, kurz unbrauchbar. So wie wir ein Paar

Hosen verwachsen, so verwachsen wir Umgang, Bibliotheken, Grundsätze und dergleichen, zuweilen, ehe sie abgenutzt sind und zuweilen, welches der schlimmste Fall ist, ehe wir neue haben. Ich werde meinen Zustand bald verändern, eine gewisse Sehnsucht nach einem andern Leben, und ein inneres Gefühl meiner Fähigkeit dazu, lassen mich diesen wichtigen Schritt nicht um eine Woche weiter hinaussetzen, als die Ostermesse 1770. Meine Füße wollen den Körper nicht mehr mit der Leichtigkeit tragen, die dem Studenten geziemt, sondern fallen öfters, ohne daß ich es weiß, in den mehr abgemessenen, säenden Tritt der höhern Geschäfte. Im Kolleg werde ich für einen einzigen Platz zu breit, kurz ich fühle mich reif, dieses angenehme Leben zu verlassen und mich meinen Vätern immer mehr und mehr zu nähern.

Außer meinem unsichtbaren Vermögen, etlichen Kleidungsstücken und ein paar Büchern werde ich alles zurücklassen, auch einige Lebensregeln, für welche ich reelle Auslage getan habe und für welche man mir nirgends etwas gibt, werde ich nicht mitnehmen. Um aber eine Plünderung ab intestato zu vermeiden, so habe ich meinen letzten Willen hiermit bekannt machen wollen.

Du mein lieber L. würdest mich sehr verbinden, wenn du meine Stube nehmen wolltest. Ich habe allezeit von einer Stube größere Begriffe gehabt, als der gewöhnliche Teil der Menschen. Ein großer Teil unserer Ideen hängt von ihrer Lage ab, und man kann sie für eine Art von zweitem Körper ansehen. Ich sähe sie nicht gern entheiligt, du bekommst, wenn du sie nehmen willst, meinen sehr rechtschaffenen Wirt,

mein Barometer und 6 Landkarten, die ich an die Tapete geklebt habe, auch das Thermometer in der Kammer ist dein. Du wirst dafür das kleine onus tragen, einem ehrlichen gebrechlichen Armen, der alle Sonnabend an das Fenster kommen wird, jedesmal 4 Pfennig zu geben. 144 solcher Almosen machen erst den Wert eines gemeinen Barometers; das meinige kostet wohl mehr.

Du mußt bedenken, daß, hätte ich 50 Schritte weiter hinunter, um die Ecke herum, gewohnt, ich so wenig der Mensch wäre, der ich jetzt bin, als wenn ich 100 Meilen mehr mittäglich wäre empfangen worden. Einen gewissen herrschenden Grundsatz meines Tuns hätte ich noch nicht gefunden, wenn damals der Tisch vor meinem einen Fenster gestanden hätte, der jetzt dasteht, so leicht läßt sich das Fahrzeug drehen, daß wir, mit unserer zeitlichen und — — ewigen Glückseligkeit an Bord durch diese Zeit fortzutreiben haben; die mindeste Bewegung teilt sich dem Steuerruder mit. Morgen ist es Sonntag, wenn ich wüßte, wo diejenige Stube sein wird, die für die beste Observation vom Fenster die glücklichste Lage hat, ich böte dem Menschen, der darauf wohnt, 100 Taler für einen Platz; weil dieses nicht geschehen kann, so will ich mich wenigstens bemühen, bei einer aus meinem Fenster den besten Gedanken zu haben.

Ich habe schon auf Schulen Gedanken vom Selbstmorde gehegt, die den gemein angenommenen in der Welt schnurstracks entgegenliefen, und erinnere mich, daß ich einmal lateinisch für den Selbstmord disputierte und ihn zu verteidigen suchte. Ich muß aber

gestehen, daß die innere Überzeugung von der Billigkeit einer Sache (wie dieses aufmerksame Leser werden gefunden haben) oft ihren letzten Grund in etwas Dunklem hat, dessen Aufklärung äußerst schwer ist oder wenigstens scheint, weil eben der Widerspruch, den wir zwischen dem klar ausgedrückten Satze und unserm undeutlichen Gefühle bemerken, uns glauben macht, wir haben den rechten noch nicht gefunden. Im August 1769 und in den folgenden Monaten habe ich mehr an den Selbstmord gedacht als jemals, und allezeit habe ich bei mir befunden, daß ein Mensch, bei dem der Trieb zur Selbsterhaltung so geschwächt worden ist, daß er so leicht überwältigt werden kann, sich ohne Schuld ermorden könne. Ist ein Fehler begangen worden, so liegt er viel weiter zurück. Bei mir ist eine vielleicht zu lebhafte Vorstellung des Todes, seines Anfangs, und wie leicht er an sich ist, schuld daran, daß ich vom Selbstmorde so denke. Alle die mich nur aus etwas größeren Gesellschaften und nicht aus einem Umgange zu zweit kennen, werden sich wundern, daß ich so etwas sagen kann. Allein Herr Ljungberg weiß es, daß es eine meiner Lieblingsvorstellungen ist, mir den Tod zu gedenken, und daß mich dieser Gedanke zuweilen so einnehmen kann, daß ich mehr zu fühlen als zu denken scheine und halbe Stunden mir wie Minuten vorübergehen. Es ist dieses keine dickblutige Selbstkreuzigung, welcher ich wider meinen Willen nachhinge, sondern eine geistige Wollust für mich, die ich wider meinen Willen sparsam genieße, weil ich zuweilen fürchte, jene melancholische nachteulenmäßige Betrachtungsliebe möchte daraus entstehen.

Ist das nicht ein herrlicher Zug in Rousseaus Bekenntnissen, wo er sagt, er habe mit Steinen nach Bäumen geworfen, um zu sehen, ob er selig oder verdammt würde? Großer Gott, wie oft habe ich Ähnliches getan, ich habe immer gegen den Aberglauben gepredigt und bin für mich immer der ärgste Zeichendeuter. Als N... auf tot lag, ließ ich es auf den Krähenflug ankommen, wegen des Ausgangs mich zu trösten. Ich hatte, wenn ich am Fenster stand, einen hohen Turm mir gegenüber, auf dem viele Krähen waren. Ob rechts oder links vom Turm die erste Krähe erschien. Sie erschien von der linken, allein da tröstete ich mich wieder damit, daß ich nicht festgesetzt hatte, welches eigentlich die linke Seite des Turmes genannt zu werden verdiente. Es ist vortrefflich, daß Rousseau sich mit Fleiß einen dicken Baum aussuchte, den er also nicht leicht fehlen konnte.

Ja, meinen Aberglauben recht auseinander zu setzen. Z. B. daß, wenn ein frisch angestecktes Licht wieder ausgeht, ich meine Reise nach Italien daraus beurteile. Dieses ist ein sehr merkwürdiger Umstand in meinem Leben und in meiner Philosophie.

Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter ist gewiß der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe, und in einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Ich brauche es hier nicht zu beschreiben, indem ich mich hier allzuwohl verstehe. Jedes Kriechen eines Insekts dient mir zur Antwort auf eine Frage über mein Schicksal. Ist das nicht sonderbar von einem Professor der Physik?

Ist es aber nicht in der menschlichen Natur gegründet, und nur bei mir monströs geworden, ausgedehnt über die Proportion natürlicher Mischung, die an sich heilsam ist?

Dinge, die mich vorzüglich zum Lächeln bringen konnten, waren z. B. die Idee einiger Missionarien, einen ganzen Hof voll Proselyten mit einer Feuerspritze zu taufen; und dann, daß einmal ein Schüler die Stelle aus dem Horaz: Pallida mors aequo pulsat pede etc. übersetzte: der Tod mit seinem Pferdefuß. Letzteres fiel mir einmal bei sehr großen Schmerzen ein und bewirkte ein wiewohl sehr kurzes Aufwallen von Lachen. Wenn ich nicht schlafen konnte, suchte ich oft die Lachen erregende Materie aus solchen Dingen zu scheiden.

In Gesellschaft spielte ich zuzeiten den Atheisten blos exercitii gratia.

Ach Gott! Wenn man doch nur in der Welt immer lernen könnte, ohne beobachtet zu werden! Was für ein himmlisches Vergnügen gewährte mir nicht Astrognosie in meiner Jugend. Du gerechter Gott! Ich kenne keine schöneren Zeiten, es sind die vergnügtesten meines Lebens. Der Neid und die Spötterei anderer, die hier und da etwas mehr wissen, ist unerträglich. Wie selig lebte ich damals! Jetzt, da alles, was ich tue, beobachtet wird, und von manchem, der nicht die Hälfte von mir wert ist, und eine bloß auswendig gelernte Bemerkung meinem ursprünglichen Bestreben entgegensetzt, werde ich ausgelacht. Man

sollte doch unterscheiden lernen, zwischen dem, was ein Mann selbst gedacht hat, und dem, was einer abschreibt.

Das Schlimmste ist, daß ich in meiner Krankheit gar die Dinge nicht mehr denke und fühle, ohne mich hauptsächlich mit zu fühlen. Ich bin mir in allem des Leidens bewußt, alles wird subjektiv bei mir, und zwar bezieht sich alles auf meine Empfindlichkeit und Krankheit.

Ich sehe die ganze Welt als eine Maschine an, die da ist, um mich, mein Leiden und meine Krankheit auf alle mögliche Weise fühlen zu lassen. Ein pathologischer Egoist! Es ist ein höchst trauriger Zustand. Hier muß ich sehen, ob noch Kraft in mir ist, ob ich dieses überwältigen kann, wo nicht, so bin ich verloren. Allein, diese Krankheit ist mir schon zur andern Natur geworden. Wenn mir nur eine Arznei das erste Differenzial von Stoß gäbe! Pusillanimität ist das rechte Wort für meine Krankheit; aber wie nimmt man sich die? dies zu lehren, würde Ehrensäulen verdienen.

Nun weiß ich, was das heißt, sich ermannen. Wenn man schon ermannt ist, so ist es gut, andern raten. Was der Mensch elend ist, wenn er selbst alles tun soll! Es heißt ein Wunder von ihm fordern, wenn man seine Selbsterhaltung von ihm fordert.

Ich war zuweilen nicht imstande zu sagen, ob ich krank oder wohl wäre.

Meine Phantasie wurde scheu, so wie Pferde, und lief fort mit mir. Dieses drückt meinen Zustand in der Empfindlichkeit am besten aus.

Ich merkte zuerst mein eintretendes Alter an der Abnahme des Gedächtnisses, die ich bald mit dem Mangel an Übung desselben entschuldigte, bald an Folgen des eintretenden Alters beklagte. Solche Wellen von Furcht und Hoffnung habe ich all mein Leben lang verspürt.

Ich habe eine Menge kleiner Gedanken und Entwürfe zusammengeschrieben, sie erwarten aber nicht sowohl noch die letzte Hand, als vielmehr noch einige Sonnenblicke, die sie zum Aufgehen bringen.

Ich habe in England bald wie ein Lord und bald wie ein Handwerksbursche gelebt.

Ich muß zuweilen wie ein Talglicht geputzt werden, sonst fange ich an, dunkel zu brennen.

Mit der Feder in der Hand habe ich mit gutem Erfolge Schanzen erstiegen, von denen andere, mit Schwert und Bannstrahl bewaffnet, zurückgeschlagen worden sind.

Ich habe mich zuweilen recht in mir selbst gefreut, wenn Leute, die Menschenkenner und Weltweise sein wollen, über mich geurteilt haben. Wie entsetzlich sie sich irren. Der eine hielt mich für weit besser und der andere für weit schlimmer als ich war, und das immer aus sehr feinen Gründen, wie er glaubte.

Ich gehe oft, wenn ein Bekannter vorbeigeht, vom Fenster weg, nicht sowohl um ihm die Mühe einer Verbeugung, als vielmehr mir die Verlegenheit zu ersparen, daß er mir keine macht.

Das Sammeln und beständige Lesen ohne Übung der Kräfte hat das Unangenehme, welches ich seit einigen Jahren (1788 geschrieben) bei mir bemerke, daß sich alles an das Gedächtnis und nicht an ein System hängt. Daher fallen mir beim Disputieren oft die besten Argumente nicht so leicht bei, wie wenn ich allein bin, oder eigentlich, ich muß mir wirklich erfinden, was ich schon wußte, aber gemeiniglich erst in dem Augenblicke erfahre ich, daß ich es wußte, wenn es mir nichts nützt, es gewußt zu haben.

Ich vergesse das meiste, was ich gelesen habe; nichtsdestoweniger aber trägt es zur Erhaltung meines Geistes bei.

Wir glauben, daß wir frei wären in unsern Handlungen, so wie wir im Traume einen Ort für ganz bekannt halten, den wir gewiß jetzt zum ersten Male sehen. So träumte mir in der Nacht vom 23. auf den 24. Oktober 1788, ich hätte mich in eine Stadt verirrt, von der mir nicht einmal der Name im Traum bekannt war und endlich, als ich in der Ferne eine zerfallene Bogenstellung bemerkte, war ich froh, weil ich die von meinem Garten aus sehen und also mein Haus nicht weit sein konnte. Beim Erwachen fand ich aber schon, daß ich nie in meinem Leben an einer solchen Bogenstellung gewohnt hatte usw. In meinen Träumen findet sich mehr dergleichen.

Was bei andern Ehen im Ernst geschieht, das ahmen wir (ich und meine Frau) aus Scherz nach. Wir zanken uns förmlich im Scherz, wo dann jeder so viel Witz zeigt, als er auftreiben kann. Dieses tun wir, um der Ehe ihr Recht zu lassen. Wir feuern blind, um, wenn einer von uns sich je wieder verheiraten sollte, nicht aus der Übung zu kommen.

Es ist mir in meinem Leben so viel unverdiente Ehre angetan worden, daß ich mir wohl einmal etwas unverdiente Blamage kann gefallen lassen.

Ich wollte einen Teil meines Lebens hingeben, wenn ich wüßte, was der mittlere Barometerstand im Paradiese gewesen ist.

Die Werkzeuge, deren ich mich durchaus bedient habe, sind außer der übergüldeten Pille keine andern als Schwert und Wage.

Sie meinen gleich, Verdrießlichkeit in meinem Gesicht ginge auf sie, so wie der Pöbel die Kometen auf sich deutet.

Ich kann nicht leugnen, daß mir, als ich zum erstenmal sah, daß man nun in meinem Vaterland anfange zu wissen, was Wurzelzeichen sind, die klaren Freudentränen in die Augen gedrungen sind.

Ich bin eigentlich nach England gegangen, um deutsch schreiben zu lernen.

Auf einer meiner Reisen wurde ich in ein Kabinett von Büsten und Statuen geführt. Mir gefiel, trotz der vielen alten teuren Köpfe, die Büste eines Demokrits, der etwa fünfzig bis sechzig Jahre alt sein mochte, mehr als alles. Allein um mich nicht von der Frau, die das Kabinett zeigte, auslachen zu lassen, fiel mein Lob auf einen alten Caligula, der die Zeichen der Auferstehung, römische Gartenerde, noch hinter den Ohren hatte, und die Frau sagte, ich müßte ein Herr von Geschmack sein.

Ich kann nicht leugnen, mein Mißtrauen gegen den Geschmack unserer Zeit ist bei mir vielleicht zu einer tadelnswürdigen Höhe gestiegen, täglich zu sehen, wie Leute zum Namen Genie kommen, wie die Kelleresel zum Namen Tausendfuß, nicht weil sie so viel Füße haben, sondern weil die meisten nicht bis auf vierzehn zählen wollen, hat gemacht, daß ich keinem mehr ohne Prüfung glaube.

Ich habe mir die Zeitungen vom vorigen Jahre binden lassen, es ist unbeschreiblich, was für eine Lektüre dieses ist: 50 Teile falsche Hoffnung, 47 Teile falsche Prophezeiung und 3 Teile Wahrheit. Diese Lektüre hat bei mir die Zeitungen von diesem Jahre sehr herabgesetzt, denn ich denke: was diese sind, das waren jene auch.

Während man über geheime Sünden öffentlich schreibt, habe ich mir vorgenommen, über öffentliche Sünden heimlich zu schreiben.

Ich habe manchen Gedanken gehabt, von dem ich überzeugt sein konnte, daß er den besten unter den Menschen gefallen würde, und den ich nicht anzubringen wußte, auch anzubringen nicht sonderlich begierig war, und dafür mußte ich mich von manchem seichten Literator und Kompilator oder irgend einem bloß empirischen Waghals und Konfusionär über die Achsel ansehen lassen, und doch auch gestehen, daß, nach meinem Verhalten, die Leute so gar unrecht nicht hätten; denn wie konnten sie wissen, was meine Indolenz selbst vor meinem Tagebuche verheimlichte? Doch wenn mir de Lüc schrieb, ich schriebe ihm keinen Brief, aus dem er nicht etwas lernte, so setzte mich dieses über alle Urteile der Welt weg, aber wieder nur bei mir selbst.

Wenn es der Himmel für nötig und nützlich finden sollte, mich und mein Leben noch einmal aufzulegen, so wollte ich ihm einige nicht unnütze Bemerkungen zur neuen Auflage mitteilen, die hauptsächlich die Zeichnungen des Porträts und den Plan des Ganzen angehen.

Mir träumte, ich sollte lebendig verbrannt werden. Ich war sehr ruhig dabei, was mich beim Erwachen eben nicht freute. So etwas kann Erschlaffung sein. Ich räsonnierte ganz ruhig über die Zeit, die es dauern würde: Vorher, dachte ich, bin ich noch nicht verbrannt, und nachher bin ich es. Das war alles was ich dachte, und bloß dachte. Diese Zeit liegt zwischen sehr engen Grenzen. Ich fürchte fast, es wird bei mir alles zu Gedanken, und das Gefühl verliert sich.

Seit der Mitte des Jahres 1791 regt sich in meiner ganzen Gedankenökonomie etwas, das ich noch nicht recht beschreiben kann. Ich will nur einiges davon anführen, um künftig aufmerksamer darauf zu werden: nämlich ein außerordentliches, fast zu schriftlichen Tätigkeiten übergehendes Mißtrauen gegen alles menschliche Wissen, Mathematik ausgenommen; und was mich noch an das Studium der Physik fesselt, ist die Hoffnung etwas dem menschlichen Geschlechte Nützliches aufzufinden. — Wir müssen freilich etwas ergreifen, aber ob das nun alles so ist, wie wir glauben? Da frage ich mich wieder, was nennst du so sein, wie du es dir vorstellst? Dein Glaube, daß es so ist, ist ja auch etwas, und von dem übrigen weißt du nichts.

Ein großer Fehler bei meinem Studieren in der Jugend war, daß ich den Plan zum Gebäude zu groß anlegte. Die Folge war, daß ich die obere Etage nicht ausbauen konnte, ja ich konnte nicht einmal das Dach zubringen. Am Ende sah ich mich genötigt, mich mit ein paar Dachstübchen zu begnügen, die ich so ziemlich ausbaute, aber verhindern konnte ich doch nicht, daß es mir bei schlimmem Wetter nicht hineinregnete. So geht er gar manchem!

Ich habe den Weg zur Wissenschaft gemacht wie die Hunde, die mit ihrem Herrn spazieren gehen; hundertmal denselben vorwärts und rückwärts, und als ich ankam, war ich müde.

Wenn ich in irgend etwas eine Stärke besitze, so ist es die im Ausfinden von Ähnlichkeiten und dadurch

im Deutlichmachen dessen, was ich vollkommen verstehe. Hierauf muß ich also vorzüglich denken.

Der berühmte Howard besuchte mich; warum? kann ich eigentlich nicht sagen, es müßte denn sein, daß er meine Stube, weil ich damals in ein und ein halb Jahren nicht vor die Tür gekommen war, etwa als einen Kerker habe in Augenschein nehmen wollen.

Der Prokrastinateur: der Aufschieber, ein Thema zu einem Lustspiel, das wäre etwas für mich zu bearbeiten! Aufschieben war mein größter Fehler von jeher!

Von allem nur das Schlimmste sehen, alles fürchten, selbst Gesundheit für einen Zustand ansehen, worin man die Krankheit nicht sucht; diesen Charakter glaube ich am besten durchsetzen zu können, ich dürfte mich bloß abschreiben.

Ich lese die Psalmen Davids sehr gerne: ich sehe daraus, daß es einem solchen Manne zuweilen ebenso ums Herz war wie mir, und wenn ich sehe, daß er nach seinem großen Leiden wieder für Errettung dankt, so denke ich, vielleicht kommt die Zeit, daß auch du für Errettung danken kannst. Es ist gewiß ein Trost, zu sehen, daß es einem großen Manne in einer höhern Lage nicht besser zumute war, als einem selbst, und daß man doch nach tausenden von Jahren von ihm spricht und sich an ihm tröstet.

Nachdem ich vieles menschenbeobachterisch und mit vielem schmeichelhaften Gefühl eigener Superiorität aufgezeichnet und in noch feinere Worte gesteckt hatte, fand ich am Ende, daß gerade das das Beste war, was ich ohne alle diese Gefühle so ganz bürgerlich niedergeschrieben hatte.

Bei all meiner Bequemlichkeit bin ich doch immer in der Kenntnis meiner selbst gewachsen, ohne eben die Kraft zu haben, mich zu bessern. Ja ich habe mich öfters für alle meine Indolenz dadurch entschädigt gehalten, daß ich dieses einsah und das Vergnügen, das mir die genaue Bemerkung eines Fehlers an mir machte, war oft größer als der Verdruß, den der Fehler selbst bei mir erweckte. So sehr viel mehr galt bei mir der Professor, als der Mensch. Der Himmel führt seine Heiligen wunderlich.

Mein Körper ist derjenige der Welt, den meine Gedanken verändern können. Sogar eingebildete Krankheiten können wirkliche werden. In der ganzen übrigen Welt können meine Hypothesen die Ordnung der Dinge nicht stören.

Ich hatte in meinen Universitätsjahren viel zu viel Freiheit und leider etwas überspannte Begriffe von meinen Fähigkeiten, und schob daher immer auf, und das war mein Verderben. In den Jahren 1763 bis 1765 hätte ich müssen angehalten werden, täglich wenigstens 6 Stunden die schwersten und ernsthaftesten Dinge zu treiben (höhere Geometrie, Mechanik und Integralrechnung), so hätte ich es weit bringen können. Auf einen Schriftsteller habe ich nie studiert, sondern bloß gelesen, was mir gefiel, und behalten, was sich meinem

Gedächtnis, gleichsam ohne mein Zutun, wenigstens ohne eine bestimmte Absicht, eingedrückt hat. Weil ich aber dennoch eine gewisse Selbstbeobachtung über mich ausgeübt habe, so kann ich vielleicht in der kurzen Zeit, die ich noch zu leben habe, dadurch nützlich werden, daß ich lebhaft und mit Kraft andern sage, was sie nicht tun müssen.

Ich habe mir's zur Regel gemacht, daß mich die aufgehende Sonne nie im Bette finden soll, so lange ich gesund bin. Es kostete mich nichts, als den Entschluß; denn ich habe es bei Gesetzen, die ich mir selbst gab, immer so gehalten, daß ich sie nicht eher festsetzte, als bis mir die Übertretung fast unmöglich war.

O! ich erinnere mich noch sehr wohl, wie ich beim Aufgange der Sonne empfinden sollte und wollte, und nichts empfand, aber mit dem Kopfe bald gegen diese, bald gegen die andere Schulter gesenkt und mit blinzenden Augen zuweilen vieles von Empfindung sprach, und damit nicht bloß andere, sondern sogar mich selbst betrog. Aber jene Empfindung kam erst in späteren Jahren und vorzüglich stark von 1790 an, da ich die Sonne öfter aufgehen sah.

Ich habe überhaupt sehr viel gedacht, das weiß ich, viel mehr als ich gelesen habe. Es ist mir daher sehr vieles von dem unbekannt, was die Welt weiß, und daher irre ich auch oft, wenn ich mich in die Welt mische, und dieses macht mich schüchtern. Könnte ich das alles, was ich zusammen gedacht habe, so

sagen, wie es mir ist, nicht getrennt, so würde es gewiß den Beifall der Welt erhalten.

Wenn ich doch Kanäle in meinem Kopf ziehen könnte, um den inländischen Handel zwischen meinem Gedankenvorrate zu befördern! Aber da liegen sie zu Hunderten, ohne einander zu nützen.

Meine beständige Vergleichung der Jahre eines Schriftstellers, dessen Leben ich lese, mit den meinigen, die ich schon in meiner Jugend machte, ist ganz menschliche Natur.

Ich bin außerordentlich empfindlich gegen alles Getöse, allein es verliert ganz seinen widrigen Eindruck, sobald es mit einem vernünftigen Zwecke verbunden ist.

Wenn ich ehedem in meinem Kopfe nach Gedanken oder Einfällen fischte, so fing ich immer etwas; jetzt kommen die Fische nicht mehr so. Sie fangen an, sich auf dem Grunde zu versteinern, und ich muß sie heraushauen. Zuweilen bekomme ich sie auch nur stückweise heraus, wie die Versteinerung vom Monte Bolca, und flicke daraus etwas zusammen.

Man klagt so sehr bei jedem Schmerz und freut sich so selten, wenn man keine fühlt. Unter die letzte Klasse von Menschen gehöre ich nicht. Wenn ich so ganz keinen Schmerz fühle, was zuweilen der Fall ist, wenn ich mich zu Bette lege, da habe ich diese Glückseligkeit so ganz empfunden, daß ich Freudentränen geweint habe, und dieser stille Dank gegen meinen

gütigen Schöpfer machte mich noch ruhiger. O! wer so sterben könnte!

Ich verspreche dem Publikum, ihm künftig nichts mehr zu versprechen (sehr wahr und richtig nach meiner körperlichen und vielleicht auch geistigen Anlage).

Als ich siebenundzwanzig Jahre alt war, wurde ich Professor in Göttingen. Damals sagte ich zu den Burschen, die mich grüßten, ganz gehorsamer Diener. Als ich Hofrat war, sagte ich bei dieser Gelegenheit: ganz untertänigster Diener. Wie ich zu diesem doppelten Superlativ kam, begreife ich bis auf diese Stunde nicht. Influenza der Zeit.

Ich bin mehrmals wegen begangener Fehler getadelt worden, die mein Tadler nicht Kraft und Witz genug hatte, zu begehen.

Ehemals zeichnete mein Kopf (mein Hirn) alles auf, was ich hörte und sah, jetzt schreibt er nicht mehr auf, sondern überläßt es mir. Wer ist dieser Ich? bin ich und der Schreiber nicht einerlei?

Ich kann nicht vergessen, daß ich in meiner Jugend einmal die Frage: was ist das Nordlicht? auf einem Zettel mit der Adresse an einen Geist schrieb, und jenen des Abends auf den obersten Boden des Hauses legte. O wäre da ein Schelm gewesen, der mir die Frage beantwortet hätte!

Wenn sich mein Geist erhebt, fällt der Leib auf die Knie.

Wenn ich nur einmal einen rechten Entschluß fassen könnte, gesund zu sein! Valere aude!

Ich werde täglich mehr überzeugt, daß mein Nervenübel von meiner Einsamkeit sehr unterhalten wird, wo nicht gar hervorgebracht worden ist. Ich finde fast gar keine Unterhaltung mehr, als durch meinen eigenen Kopf, der immer beschäftigt ist. Da nun meine Nerven nie die stärksten gewesen sind, so muß notwendig dadurch eine Ermüdung entstehen. Ich merke sehr wohl, daß mich Gesellschaft aufheitert; ich vergesse mich da, oder vielmehr mein Kopf empfängt, ohne zu schaffen, und ruht daher. Darum ist auch das Lesen schon eine Erholung für mich, allein es ist doch nicht das, was die Gesellschaft ist, weil ich das Buch immer weglege und für mich handle.

Ich habe oft mit Bemerkungen gegeizt, ich meine, immer aufs Künftige damit gespart, ohne sie jemals gern auszugeben. Es könnte sein, daß manche auf diese Weise gar nicht ans Licht kämen.

L. war im Herzen gut, nur hat er sich nicht immer die Mühe genommen es zu scheinen. Mein größter Fehler, der Grund von allem meinen Verdruß.

Es war entweder in der Nacht vom 14. auf den 15. oder vom 15. auf den 16. Oktober (1779), als mir träumte, ich sähe eine feurige Wolke unter den Ple-

jaden herfliegen; zugleich läutete die große Glocke zu Darmstadt, und ich fiel auf die Knie und sprach die Worte: heilig, heilig etc. aus. Meine Empfindungen waren dabei unaussprechlich groß, und ich hätte mich derselben kaum mehr fähig geglaubt.

Die Erinnerung an meine Mutter und an ihre Tugend ist bei mir gleichsam zum Kordial geworden, daß ich immer mit dem besten Erfolg nehme, wenn ich irgend zum Bösen wankend werde.

Wenn ich einen Nagel einschlage, nur um etwas anzuheften, so denke ich immer, was wird geschehen, ehe ich ihn wieder herausziehe. Es ist gewiß hierin etwas. Ich heftete den Pappdeckel im November an mein Bett an, und ehe ich den Nagel noch herauszog, war mein vortrefflicher Freund Schernhagen in Hannover und eines meiner Kinder gestorben, und die italienische Reise zu Wasser geworden.

Eine desultorische Lektüre ist jederzeit mein größtes Vergnügen gewesen.

Als ich mich in der Nacht vom 24. auf den 25. Januar 1790 auf den Namen des schwedischen Literators und Buchhändlers Gjörwell besann, den ich gar nicht finden konnte, so bemerkte ich folgendes: von Anfang an zweifelte ich ganz, ihn je aus mir selbst wieder zu finden. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß, wenn ich gewisse schwedische Namen aussprach, ich dunkel fühlte, wenn ich ihm näher kam; ja ich glaubte zu bemerken, wenn ich ihm am nächsten war; und doch

fiel ich plötzlich ab und schien wiederum zu fühlen, daß ich ihn gar nicht finden würde. Welche seltsame Relation eines verlorenen Wortes gegen die andern, die ich noch bei mir hatte und gegen meinen Kopf. Den zweisilbigen gab ich übrigens immer den Vorzug. Endlich bemühte ich mich, nachdem ich mich die Nacht durchgequält und dadurch meine Nervenzufälle gewiß verschlimmert hatte, den Anfangsbuchstaben zu finden, und als ich in dem Alphabet an das G kam, stutzte ich und sagte zugleich Gjörwell. Allein einige Zeit nachher fing ich wieder an zu glauben, es sei doch der rechte nicht, bis ich endlich aus dem Bett kam und heiterer wurde. Was mein Aberglaube dabei für eine wichtige Rolle spielte! Als ich den Namen fand, glaubte ich sogar, es sei ein Zeichen, daß ich nun gesund werden würde. Dies hängt mit einer Menge ähnlicher Vorfälle in meinem Leben zusammen. Ich bin sehr abergläubisch, allein ich schäme mich dessen gar nicht, so wenig als ich mich schäme zu glauben, daß die Erde still steht. Es ist der Körper meiner Philosophie, und ich danke nur Gott, daß er mir eine Seele gegeben hatte, die dieses korrigieren kann.

Bei meiner Nervenkrankheit habe ich sehr häufig gefunden, daß das, was sonst nur mein moralisches Gefühl beleidigte, nun in das physische überging. Als jemand einmal sagte: „mich soll Gott töten", wurde mir so übel, daß ich dem Menschen auf eine Zeitlang die Stube verbieten mußte.

Es schicken wohl wenige Menschen Bücher in die Welt, ohne zu glauben, daß nun jeder seine Pfeife

hinlegen oder sie anzünden würde, um sie zu lesen. Daß mir diese Ehre nicht zugedacht ist, sage ich nicht bloß, denn das wäre leicht, sondern ich glaube es auch, welches schon etwas schwerer ist, und erlernt werden muß. Autor, Setzer, Korrektor und Zensor mögen es lesen, vielleicht auch der Rezensent, wenn er will, das sind also von tausend Millionen gerade fünf.

Wenn nur der Scheidepunkt erst überschritten wäre! Mein Gott, wie verlangt mich nach dem Augenblick, wo die Zeit für mich aufhören wird, Zeit zu sein; wo mich der Schoß des mütterlichen Alles und Nichts wieder aufnehmen wird, in dem ich damals schlief, als der Haynberg[1] angespült wurde, als Epikur, Cäsar, Lukrez lebten und schrieben, und Spinoza den größten Gedanken dachte, der noch in eines Menschen Kopf gekommen ist.

Seit einigen Tagen (22. April 1791) lebe ich unter der Hypothese (denn ich lebe beständig unter einer), daß das Trinken bei Tisch schädlich sei, und befinde mich vortrefflich dabei. Hieran ist gewiß etwas Wahres, denn ich habe noch von keiner Änderung in meiner Lebensart und von keiner Arznei so schnell und handgreiflich die gute Wirkung empfunden, als hiervon.

Es gibt für mich keine gehässigere Art Menschen, als die, welche glauben, daß sie bei jeder Gelegenheit ex officio witzig sein müßten.

[1] Ein Berg bei Göttingen.

Man ist nie glücklicher, als wenn uns ein starkes Gefühl bestimmt, nur in dieser Welt zu leben. Unglück ist, nie in dieser, sondern in einer Menge von möglichen Ketten und Verbindungen zu existieren, die sich meine Phantasie, unterstützt von meinem Gewissen, schafft. So geht ein Teil meiner Zeit hin, und keine Vernunft ist imstande darüber zu siegen. Dieses verdiente sehr auseinandergesetzt zu werden. Lebe dein erstes Leben recht, damit du dein zweites genießen kannst. Es ist im Leben, wie mit der Praxis des Arztes, die ersten Schritte entscheiden. Das ist doch unrecht irgendwo, in der Anlage oder im Urteil.

Als ich am 18. Dezember 1789 in meiner Nervenkrankheit die Ohren mit den Fingern zuhielt, befand ich mich sehr viel besser; nicht allein, weil nun mein Nervensystem weniger Stöße durch das Gehör bekam, sondern auch, weil ich nun das kränkliche Sausen in den Ohren für ein erkünsteltes hielt, und mich für gesund in diesem Stück, und daher selbst auf einige andere Gefühle weniger achtete. Die gute Wirkung war unleugbar.

Ich habe, seit meiner Krankheit 1789, die erbarmenswürdige Fertigkeit erlangt, aus allem, was ich sehe und höre, Gift für mich selbst, nicht für andere zu saugen. Es ist, als ob das Drüsensystem meines moralischen Wesens, wodurch bei glücklich organisierten Menschen Ruhe, Nutzen und Vergnügen aus allem gezogen wird, ganz die entgegengesetzte Form angenommen hätte, so wie wenn bei Windmühlen der Wind

plötzlich von hinten kommt und alles zerstört. Wie ist da zu helfen? Wie kann man sich gewöhnen, in allem nur das Beste zu sehen, aus allem etwas Gutes zu vermuten, immer zu hoffen und selten zu fürchten, freilich versteht sich's, auch immer so zu handeln, daß man Ursache hat, mehr zu hoffen als zu fürchten?

Wenn ich zuweilen in einem meiner alten Gedankenbücher einen guten Gedanken von mir lese, so wundere ich mich, wie er mir und meinem System so fremd hat werden können, und freue mich nur so darüber, wie über den Gedanken eines meiner Vorfahren.

Euler sagt in seinen Briefen über verschiedene Gegenstände aus der Naturlehre (2. Bd., S. 228), es würde ebensogut donnern und blitzen, wenn auch kein Mensch vorhanden wäre, den der Blitz erschlagen könnte. Es ist ein gar gewöhnlicher Ausdruck, ich muß aber gestehen, daß es mir nie leicht gewesen ist, ihn ganz zu fassen. Mir kommt es immer vor, als wenn der Begriff sein etwas von unserm Denken Erborgtes wäre, und wenn es keine empfindenden und denkenden Geschöpfe mehr gibt, so ist auch nichts mehr. So einfältig dieses klingt und so sehr ich verlacht werden würde, wenn ich so etwas öffentlich sagte, so halte ich doch so etwas mutmaßen zu können für einen der größten Vorzüge, eigentlich für eine der sonderbarsten Einrichtungen des menschlichen Geistes. Dieses hängt wieder mit meiner Seelenwanderung zusammen. Ich denke, oder eigentlich, ich empfinde hierbei sehr viel, das ich nicht auszudrücken imstande bin, weil es nicht gewöhnlich menschlich ist, und daher unsere

Sprache nicht dafür gemacht ist. Gott gebe, daß es mich nicht einmal verrückt macht. Soviel merke ich, wenn ich darüber schreiben wollte, so würde mich die Welt für einen Narren halten, und deswegen schweige ich. Es ist auch nicht zum Sprechen, so wenig als die Flecken auf meinem Tische zum Abspielen auf der Geige.

Nichts schmerzt mich mehr, bei allem meinem Tun und Lassen, als daß ich die Welt so ansehen muß, wie der gemeine Mann, da ich doch szientifisch weiß, daß er sie falsch ansieht.

Wo Vorsorge unnütz war, da hatte ich sie; wo sie aber hätte nützlich sein können, trat der Leichtsinn ein: kommt Zeit, kommt Rat, dachte ich, und tat nichts — ein Charakter, der sehr viel gemeiner ist, als man glaubt.

Am 10. Oktober 1793 schickte ich meiner lieben Frau aus dem Garten eine künstliche Blume aus abgefallenen bunten Herbstblättern. Es sollte mich in meinem jetzigen Zustande darstellen; ich ließ es aber nicht dabei sagen.

Wenn auch meine Philosophie nicht hinreicht, etwas Neues auszufinden, so hat sie doch Herz genug, das längst Geglaubte für unausgemacht zu halten.

Ich habe offenbar bei dem gröbern Druck meines Hogarths gefühlt (wiewohl dunkel), daß das bißchen Geist nicht imstande ist, so vieler Masse Leben zu

geben, man sage was man wolle; es ist wahr. Man sollte die Bücher immer desto kleiner drucken lassen, je weniger Geist sie enthalten.

Ich bin schon deswegen zu einem Zensor ungeschickt, weil für mich jede Handschrift, etwa meine eigene ausgeschlossen, eine Art von Übersetzung in eine Sprache ist, der ich wenigstens nicht bis zur Leichtigkeit mächtig bin; und so etwas zerstreut immer.

Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß ich gestorben war, ehe ich geboren wurde, und durch den Tod wieder in jenen Zustand zurückkehre. Es ist ein Glück in mancher Rücksicht, daß diese Vorstellung nicht zur Deutlichkeit gebracht werden kann. Wenn auch der Mensch jenes Geheimnis der Natur erraten kann, so wäre es doch sehr gegen ihr Interesse, wenn er es beweisen könnte. Sterben und wieder lebendig werden mit Erinnerung seiner vorigen Existenz, nennen wir ohnmächtig gewesen sein; wieder erwachen mit andern Organen, die erst wieder gebildet werden müssen, heißt geboren werden.

Nichts macht schneller alt, als der immer vorschwebende Gedanke, daß man älter wird. Ich verspüre dieses recht an mir; es gehört mit zum Giftsaugen.

Wenn es ein Werk von etwa zehn Folianten gäbe, worin in nicht allzugroßen Kapiteln jedes etwas Neues, zumal von der spekulativen Art, enthielte; wovon jedes etwas zu denken gäbe, und immer neue Aufschlüsse und Erweiterungen darböte: so glaube ich, könnte ich

nach einem solchen Werk auf den Knien nach Hamburg rutschen, wenn ich überzeugt wäre, daß mir nachher Gesundheit und Leben genug übrig bliebe, es mit Muße durchzulesen.

Solange das Gedächtnis dauert, arbeiten eine Menge Menschen in einem vereint zusammen, der zwanzigjährige, der dreißigjährige usw. Sobald aber dieses fehlt, so fängt man immer mehr und mehr an, allein zu stehen, und die ganze Generation von Ichs zieht sich zurück und lächelt über den alten Hilflosen. Dieses spürte ich sehr stark im August 1795.

Ich habe oft auf dem Punkt gestanden, mit so viel Überzeugung zu glauben, daß man, um der Nachwelt zu gefallen, von der jetzigen gehaßt werden müßte, daß ich alles anzufallen Neigung fühlte.

Ich habe schon lange an einer Geschichte meines Geistes sowohl als elenden Körpers geschrieben, und das mit einer Aufrichtigkeit, die vielleicht manchem eine Art von Mitscham erwecken wird, sie soll mit größerer Aufrichtigkeit erzählt werden als vielleicht irgend einer meiner Leser glauben wird. Es ist dieses ein noch ziemlich unbetretener Weg zur Unsterblichkeit (nur von Kardinal de Retz). Nach meinem Tode wird es der bösen Welt wegen erst herauskommen.

Es geht mir mit meiner Gesundheit wie den Müllern zuweilen mit dem Wasser: ich muß immer, wenigstens zwei Tage in der Woche im Freien sammeln, um die übrigen fünfe mahlen zu können.

Ich habe oft stundenlang allerlei Phantasien nachgehängt, in Zeiten, wo man mich für sehr beschäftigt hielt. Ich fühlte das Nachteilige davon in Rücksicht auf Zeitverlust, aber ohne die Phantasienkur, die ich gemeiniglich um die gewöhnliche Brunnenzeit gebrauchte, wäre ich nicht so alt geworden.

Unter allen Übersetzungen meiner Werke, die man unternehmen wollte, erbitte ich mir ausdrücklich die hebräische.

Es war zu Ende September 1798, als ich jemandem im Traume die Geschichte der jungen und schönen Gräfin H... erzählte, die mich, und überhaupt jedermann sehr gerührt hat. Sie starb im September 1797 in den Wochen, oder eigentlich während der Geburt, die nicht zustande kam. Sie wurde geöffnet und das Kind neben ihr in den Sarg gelegt, und so wurden sie zusammen des Nachts mit Fackeln, unter einem entsetzlichen Zulauf von Volk, nach einem benachbarten Orte, wo das Familienbegräbnis ist, gebracht. Dies geschah auf dem Göttingischen Leichenwagen, einer sehr unbeholfenen Maschine. Dadurch wurden also die Leichname sehr durcheinander geworfen. Am Ende wollten sie, ehe sie in die Gruft gebracht wurden, noch einige Leute sehen. Man öffnete den Sarg und fand die Mutter auf dem Gesicht liegend und mit ihrem Kinde in einen Haufen geschüttelt. Das schöne Weib, schwerlich noch 20 Jahre alt, die Krone unserer Damen, die auf manchem Balle den Neid der schönsten erregt, in diesem Zustande! Dieses Bild hatte mich zu der Zeit oft beschäftigt, zumal da ich ihren Gemahl, einen

meiner eifrigsten Zuhörer, sehr wohl gekannt hatte. Diese traurige Geschichte erzählte ich nun jemandem im Traume, im Beisein eines Dritten, dem die Geschichte auch bekannt war; vergaß aber (sehr sonderbar) den Umstand mit dem Kinde, der doch gerade ein Hauptumstand war. Nachdem ich die Erzählung, wie ich glaubte, mit vieler Energie und Rührung dessen, dem ich sie erzählte, vollendet hatte, sagte der Dritte: ja, und das Kind lag bei ihr, alles in einem Klumpen. — Ja, fuhr ich gleichsam auffahrend fort, und ihr Kind lag mit in dem Sarge. — Dieses ist der Traum; was mir ihn merkwürdig macht, ist dieses: Wer erinnerte mich im Traume an das Kind? Ich war es ja selbst, dem der Umstand einfiel; warum brachte ich ihn nicht selbst im Traume als eine Erinnerung bei? Warum schuf sich meine Phantasie einen Dritten, der mich damit überraschen und gleichsam beschämen mußte? Hätte ich die Geschichte wachend erzählt, so wäre mir der rührende Umstand gewiß nicht entgangen. Hier mußte ich ihn übergehen, um mich überraschen zu lassen. Hieraus läßt sich allerlei schließen; ich erwähne nur eines, und gerade das, was am stärksten wider mich selbst zeugt, zugleich aber auch für die Aufrichtigkeit, womit ich diesen sonderbaren Traum erzähle. Es ist mir öfters begegnet, daß, wenn ich etwas habe drucken lassen, ich erst ganz am Ende, wenn sich nichts mehr ändern ließ, bemerkt habe, daß ich alles hätte besser sagen können, ja, daß ich Hauptumstände vergessen hatte. Dieses ärgerte mich oft sehr. — Ich glaube, daß hierin die Erklärung liegt. Es wurde hier ein mir sehr merkwürdiger Vorfall dramatisiert. Überhaupt aber ist das mir nicht Ungewöhn-

liches, daß ich im Traum von einem Dritten belehrt werde; das ist aber weiter nichts, als dramatisiertes Besinnen. Sapienti sat.

Gerade wie auf meinem neuen Bibliothekszimmer sieht es in meinem Kopfe aus. Ordnungsliebe muß dem Menschen früh eingeprägt werden, sonst ist alles nichts.

In der Nacht vom 9. auf den 10. Februar träumte mir, ich speise auf einer Reise in einem Wirtshause, eigentlich auf einer Straße in einer Bude, worin zugleich gewürfelt wurde. Mir gegenüber saß ein junger, gut angekleideter, etwas windig aussehender Mann, der, ohne auf die umher Sitzenden und Stehenden zu achten, seine Suppe aß, aber immer den zweiten oder dritten Löffel voll in die Höhe warf, wieder mit dem Löffel fing und dann ruhig verschluckte. Was mir diesen Traum besonders merkwürdig macht, ist, daß ich dabei meine gewöhnliche Bemerkung machte, daß solche Dinge nicht könnten erfunden werden, man müßte sie sehen. (Ich meine, kein Romanenschreiber würde darauf verfallen.) Dennoch hatte ich dieses doch in dem Augenblicke erfunden. Bei dem Würfelspiel saß eine lange, hagere Frau und strickte. Ich fragte, was man da gewinnen könnte. Sie sagte: nichts; und als ich fragte, ob man was verlieren könnte, sagte sie: nein! Dieses hielt ich für ein wichtiges Spiel[1].

[1] Vielleicht ist es manchem Leser interessant zu hören, daß dieses die letzte Anmerkung ist, die sich in des Verfassers Tagebuch findet, und die er nicht lange vor seinem Tode (24. Februar 1799) niedergeschrieben haben kann.

Über den Menschen

Mir ist ein Kleintuer weit unausstehlicher, als ein Großtuer. Denn einmal verstehen so wenige das Kleintun, weil es eine Kunst ist, da Großtun aus der Natur entspringt; und dann läßt der Großtuer jedem seinen Wert, der Kleintuer hingegen verachtet offenbar den, gegen welchen er es ist. Ich habe einige gekannt, die von ihrem geringen Verdienst mit so viel pietistischer Dünnigkeit zu sprechen wußten, als wenn sie fürchteten, man möchte schmelzen, wenn sie sich in ihrem ganzen Lichte zeigten. Ich habe mir aber angewöhnt, über solche Leute zu lachen, und seit der Zeit sehe und höre ich sie gern.

In jedes Menschen Charakter sitzt etwas, das sich nicht brechen läßt — das Knochengebäude des Charakters; und dieses ändern wollen, heißt immer, ein Schaf das Apportieren lehren.

Man kennt manchmal einen Menschen genauer, als man sagen kann, oder wenigstens als man sagt. Worte, Grad der Munterkeit, Laune, Bequemlichkeit, Witz, Interesse — alles drückt und leitet zur Falschheit.

Ich kenne die Miene der affektierten Aufmerksamkeit, es ist der niedrigste Grad von Zerstreuung.

Der schmeichlerische Elende, ich möchte fast sagen der Feigherzige, der unter jedem Streich des Schicksals winselt, der sich mit demütigen Gebärden naht, Brot

fordert und sich auf Gnade und Ungnade seinem Wohltäter ergibt, ist leicht erkannt; der Jagdjunker im Vorbeisprengen versteht Mienensprache genug, ihn zu kennen. Der andere, stille, nur für ein paar Stationen geschaffene Mann, dessen Elend nicht geschwätzig ist, der mehr denkt, und wo er auch immer an der gemeinen Last angespannt wird, besser zieht, ist schwerer zu kennen. Es gehört ein geübtes Auge dazu, seine ungekünstelte Bescheidenheit vom heimlichen Stolz und seine Kürze in allem vom Trotz zu unterscheiden.

Daß die Menschen alles aus Interesse tun, ist dem Philosophen nützlich zu wissen, er muß nur nicht danach handeln, sondern seine Handlungen nach dem Weltgebrauch einrichten. So wie ein guter Schriftsteller nicht von dem gewöhnlichen Gebrauch der Wörter abgeht, so muß auch ein guter Bürger nicht gleich von dem Handlungsgebrauch abgehen, wenn er schon vieles gegen beides einzuwenden hat. Ich bin so sicher überzeugt, daß der Mensch alles seines Vorteils wegen (dieses Wort gehörig verstanden) tut, daß ich glaube, es ist zur Erhaltung der Welt so nötig, als die Empfindlichkeit zur Erhaltung des Körpers. Genug daß unser Vorteil so sehr oft nicht erhalten werden kann, ohne tausend glücklich zu machen, und unsere erste Ursache das Interesse eines Teiles so weislich mit dem Interesse vieler andern zu verbinden gewußt hat.

Sich recht anschauend vorstellen zu lernen, daß niemand vollkommen glücklich ist, ist vielleicht der nächste Weg, vollkommen glücklich zu werden. Es ist freilich niemand ganz glücklich, aber es gibt sehr viele Stufen in unsern Leiden; und das ist das Übel.

Die Superklugheit ist eine der verächtlichsten Arten von Unklugheit.

Die Vorurteile sind so zu reden die Kunsttriebe der Menschen, sie tun dadurch vieles, das ihnen zu schwer werden würde, bis zum Entschluß durchzudenken, ohne alle Mühe.

Der eigentliche Mensch sieht wie eine Zwiebel mit vielen tausend Wurzeln aus, die Nerven empfinden allein in ihm, das andere dient, diese Wurzeln zu halten, und bequemer fortzuschaffen, was wir sehen, ist also nur der Topf, in welchen der Mensch (die Nerven) gepflanzt ist.

Gewissen Menschen ist ein Mann von Kopf ein fataleres Geschöpf, als der deklarierteste Schurke.

Das Höchste, wozu sich ein schwacher Kopf von Erfahrung erheben kann, ist die Fertigkeit, die Schwächen besserer Menschen auszufinden.

Je größer der Mann ist, desto strafbarer ist er, wenn er Fehler anderer ausplaudert, die er erkennt. Wenn Gott die Heimlichkeiten der Menschen bekannt machte, so könnte die Welt nicht bestehen. Es wäre, als wenn man die Gedanken anderer sehen könnte. Wohl dem Menschen, der keinen Ausplauderer hat, der ihm an Kenntnissen überlegen ist.

Es gibt eine Menge kleiner moralischer Falschheiten, die man übt, ohne zu glauben, daß es schädlich sei; so wie man etwa aus ähnlicher Gleichgültigkeit gegen seine Gesundheit Tabak raucht.

Der Stolz, eine edle Leidenschaft, ist nicht blind gegen eigene Fehler, aber der Hochmut ist es.

Wer in sich selbst verliebt ist, hat wenigstens bei seiner Liebe den Vorteil, daß er nicht viele Nebenbuhler erhalten wird.

Wovon das Herz nicht voll ist, davon geht der Mund über, habe ich öfters wahr gefunden als den entgegengesetzten Satz.

Ich habe durch mein ganzes Leben gefunden, daß sich der Charakter eines Menschen aus nichts so sicher erkennen läßt, wenn alle Mittel fehlen, als aus einem Scherz, den er übelnimmt.

Wer ist unter uns allen, der nicht einmal im Jahre närrisch ist, das ist, wenn er sich allein befindet, sich eine andere Welt, andere Glücksumstände denkt als die wirklichen? Die Vernunft besteht nur darin, sich sogleich wiederzufinden, sobald die Szene vorüber ist, und aus der Komödie nach Hause zu gehen.

Es gibt Leute, die so wenig Herz haben etwas zu behaupten, daß sie sich nicht getrauen zu sagen, es wehe ein kalter Wind, so sehr sie ihn auch fühlen mögen, wenn sie nicht vorher gehört haben, daß es andere Leute gesagt haben.

Bei den meisten Menschen gründet sich der Unglaube in einer Sache auf blinden Glauben in einer andern.

Es ist ja doch nun einmal nicht anders: die meisten Menschen leben mehr nach der Mode als nach der Vernunft.

Die Leute, die niemals Zeit haben, tun am wenigsten.

Er war sonst ein Mensch, wie wir, nur mußte er stärker gedrückt werden, um zu schreien; er mußte zweimal sehen, was er bemerken, zweimal hören, was er behalten sollte, und was andere nach einer einzigen Ohrfeige unterlassen, unterließ er erst nach der zweiten.

Er hat bloß Feinheit genug sich verhaßt zu machen, aber nicht genug sich zu empfehlen.

Über nichts wird flüchtiger geurteilt als über die Charaktere der Menschen, und doch sollte man in nichts behutsamer sein. Bei keiner Sache wartet man weniger das Ganze ab, das doch eigentlich den Charakter ausmacht, als hier. Ich habe immer gefunden, die sogenannten schlechten Leute gewinnen, wenn man sie genauer kennen lernt, und die guten verlieren.

Es gibt Gesichter in der Welt, wider die man schlechterdings nicht Du sagen kann.

Wir tun alle Augenblicke etwas, das wir nicht wissen, die Fertigkeit wird immer größer, und endlich würde der Mensch alles, ohne es zu wissen, tun, und im eigentlichen Verstande ein denkendes Tier werden. So nähert sich Vernunft der Tierheit.

Der Mensch ist vielleicht halb Geist und halb Materie, so wie der Polyp halb Pflanze und halb Tier. Auf der Grenze liegen immer die seltsamsten Geschöpfe.

Wer sich selbst recht kennt, kann sehr bald alle andern Menschen kennen lernen. Es ist alles Zurückstrahlung.

Es gibt wohl keinen Menschen in der Welt, der nicht, wenn er um tausend Taler willen zum Spitzbuben wird, lieber um das halbe Geld ein ehrlicher Mann geblieben wäre.

Es gibt Leute, die werden mit einem bösen Gewissen geboren—mit einem roten Strich (Strick) um den Hals.

Der Umgang mit vernünftigen Leuten ist deswegen jedermann so sehr anzuraten, weil ein Dummkopf auf diese Art durch Nachahmen klug handeln lernen kann; denn die größten Dummköpfe können nachahmen, selbst die Affen, Pudelhunde und Elefanten können es.

Kaufleute, die täglich oft ganz entgegengesetzte Moden rühmen hören, und das von Leuten, die sie übrigens hochachten, bekommen einen so gemischten Geschmack, daß ihnen endlich alles gefällt. Sie sagen also mit Recht: „das hat dieser oder jener Mann gewählt," anstatt zu sagen, das ist schön und das nicht.

Wahrhaftes, unaffektiertes Mißtrauen gegen menschliche Kräfte in allen Stücken, ist das sicherste Zeichen von Geistesstärke.

Alle Tugend aus Vorsatz taugt nicht viel. Gefühl oder Gewohnheit ist das Ding.

Man soll niemanden in seiner Profession lächerlich machen, er kann dadurch unglücklich werden.

Das respice finem ist einer weit fruchtbareren Erklärung fähig, als man ihm gewöhnlich gibt. Der Mensch, der den Himmel erfunden hat, rechnet aufs Künftige. Wer bei jeder Handlung den Einfluß bedenkt, den sie auf sein Künftiges haben kann, und sie nicht unternimmt, wenn sie ihm nicht im Künftigen Vorteil bringt, wird gewiß glücklich leben. Alle großen Leute haben bloß des Künftigen wegen das Gegenwärtige unternommen, und schlechte Menschen haben immer, wie die Tiere, bloß das Gegenwärtige vor Augen; sie erniedrigen sich unter die Tiere, weil diese aus Instinkt manches fürs Künftige tun, und also die Natur gewissermaßen ihre Beseelung über sich nimmt.

Ich glaube auch an den Helvetiusschen Satz: Man kann, was man will, aber nicht alles, was man sich ruhig wünscht zu können, will man. Die Art zu wollen, die Helvetius meint, ist unwiderstehliche Begierde, die fast nie ohne die erforderliche Fähigkeit ist.

Krankheiten der Seele können den Tod nach sich ziehen und das kann Selbstmord werden.

Wenn einmal eine Schwäche in den Nerven so weit gediehen ist, daß ein Entschluß, etwas zu seiner ei-

genen Besserung anzufangen, unmöglich wird, so ist der Mensch verloren.

Der Pöbel ruiniert sich durch das Fleisch, das wider den Geist, und der Gelehrte durch den Geist, den zu sehr wider den Leib gelüstet.

Manche Menschen äußern schon eine Gabe sich dumm zu stellen, ehe sie klug sind; die Mädchen haben diese Gabe sehr oft.

Wenn die Menschen sagen, sie wollen nichts geschenkt haben, so ist es gemeiniglich ein Zeichen, daß sie etwas geschenkt haben wollen.

Der Mensch liebt die Gesellschaft, und sollte es auch nur die von einem brennenden Rauchkerzchen sein.

Man muß keinem Menschen trauen, der bei seinen Versicherungen die Hand auf das Herz legt.

Man kann die Fehler eines großen Mannes tadeln, aber man muß nur nicht den Mann deswegen tadeln.

Daß man oft, einer geringen Handlung wegen, eine Verachtung auf einen Menschen wirft, geschieht nicht sowohl wegen dieser Handlung an sich betrachtet, als wegen dessen, was man von der Fähigkeit eines solchen Menschen in andern Fällen mutmaßet. Daher man den so leicht verachtet, der sich ungeahndet beleidigen läßt.

Heftigen Ehrgeiz und Mißtrauen habe ich noch allemal beisammen gesehen.

Leute, die nicht die feine Verstellungskunst völlig inne haben und andere mit Fleiß hintergehen wollen, entdecken uns gemeiniglich das Generelle ihrer ganzen Denkungsart bei der ersten Zusammenkunft. Wer also der Neigung eines andern schmeicheln und sich in dieselbe schicken lernen will, der muß bei der ersten Zusammenkunft genau Achtung geben; dort findet man gemeiniglich die bestimmenden Punkte der ganzen Denkungsart vereinigt.

Es gibt Menschen, die sogar in ihren Worten und Ausdrücken etwas Eigenes haben (die meisten haben wenigstens etwas, das ihnen eigen ist), da doch Redensarten durch eine lange Mode so und nicht anders sind. Solche Menschen sind immer einer Aufmerksamkeit würdig; es gehört viel Selbstgefühl und Unabhängigkeit der Seele dazu, bis man so weit kommt. Mancher fühlt neu, und der Ausdruck, womit er dieses Gefühl andern deutlich machen will, ist alt.

Es gibt wenig Menschen, die nicht manche Dinge glauben sollten, die sie bei genauerer Überlegung nicht verstehen würden. Sie tun es bloß auf das Wort mancher Leute, oder denken, daß ihnen die Hilfskenntnisse fehlen, mit deren Erlangung alle Zweifel würden gehoben werden. So ist es möglich, daß ein Satz allgemein geglaubt werden kann, dessen Wahrheit noch kein Mensch geprüft hat.

Man könnte die Gewohnheit eine moralische Friktion nennen, etwas, das den Geist nicht leicht über die Dinge hinstreichen läßt, sondern ihn damit verbindet, so daß es ihm schwer wird, sich davon loszumachen.

Man sollte nicht glauben, daß der unnatürliche Verstand so sehr weit gehen könnte, daß sich Leute beim Einsteigen in die Trauerkutsche komplimentieren könnten.

Es ist sonderbar, daß diejenigen Leute, die das Geld am liebsten haben und am besten zu Rate halten, gerne im Diminutivo davon sprechen. „Da kann ich doch meine sechshundert Tälerchen dabei verdienen" — „ein hübsches Sümmchen." — Wer so sagt, schenkt nicht leicht ein halbes Tälerchen weg.

Wenn zwei Personen, die sich jung gekannt hatten, alt zusammen kommen, so müssen tausend Gefühle entstehen. Eines der unangenehmsten mag sein, daß sie nun sich in so manchem betrogen finden, was sie bei ihren Hoffnungsspielen ehemals als gewiß berechnet hatten.

Der Mann hatte so viel Verstand, daß er fast zu nichts mehr in der Welt zu gebrauchen war.

Weil die Menschen sehr geneigt zum Aufschieben und zur Langsamkeit sind, und gemeiniglich das, was um fünf Uhr des Morgens vor sich gehen soll, erst um sechs Uhr geschieht, so kann man sicher darauf rechnen, daß man die Oberhand in einer Sache be-

hält, wenn man alles ohne den geringsten Verzug unternimmt.

Es gibt Leute, die zu keinem Entschluß kommen können, sie müssen sich denn erst über die Sache beschlafen haben. Das ist ganz gut, nur kann es Fälle geben, wo man riskiert, mitsamt der Bettlade gefangen zu werden.

Ich glaube, daß die Quelle des meisten menschlichen Elends in Indolenz und Weichlichkeit liegt. Die Nation, die die meiste Spannkraft hatte, war auch allezeit die freieste und glücklichste. Die Indolenz rächt nichts, sondern läßt sich den größten Schimpf und die größte Unterdrückung abkaufen.

Ich bin überzeugt, man liebt sich nicht bloß in andern, man haßt sich auch in andern.

Jedes Gebrechen im menschlichen Körper erweckt bei dem, der darunter leidet, ein Bemühen zu zeigen, daß es ihn nicht drückt: der Taube will gut hören, der Klumpfuß über rauhe Wege zu Fuß gehen, der Schwache seine Stärke zeigen usw. So verhält es sich in mehreren Dingen. Dieses ist für den Schriftsteller ein unerschöpflicher Quell von Wahrheiten, die andere erschüttern, und von Mitteln, einer Menge in die Seele zu reden.

Es gibt in Rücksicht auf den Körper gewiß wo nicht mehr, doch eben so viele Kranke in der Einbildung, als wirkliche Kranke; in Rücksicht auf den Verstand

eben so viele, wo nicht sehr viel mehr Gesunde in der Einbildung, als wirklich Gesunde.

Für den Geist des Menschen ist nicht minder gesorgt, als für den Leib der Tiere; was hier Trieb und Kunsttrieb heißt, ist dort gesunder Menschenverstand. Beide sind einer Erstickung fähig, nur mit dem Unterschiede, daß das Tier diese nur von außen, der Mensch auch von innen erhalten kann. Das Tier ist für sich immer Subjekt, der Mensch ist sich auch Objekt.

Es sind gewiß wenig Pflichten in der Welt so wichtig, als die, die Fortdauer des menschlichen Geschlechts zu befördern und sich selbst zu erhalten, denn zu keinen werden wir durch so reizende Mittel gezogen, als zu diesen beiden.

Wird man wohl vor Scham rot im Dunkeln? Daß man vor Schrecken im Dunkeln bleich wird, glaube ich, aber das erstere nicht. Denn bleich wird man seiner selbst, rot seiner selbst und anderer wegen. — Die Frage, ob Frauenzimmer im Dunkeln rot werden, ist eine sehr schwere Frage; wenigstens eine, die sich nicht bei Licht ausmachen läßt.

In älteren Jahren nichts mehr lernen können, hängt mit dem in älteren Jahren sich nicht mehr befehlen lassen wollen zusammen, und zwar sehr genau.

Die Menschen nutzen wahrhaftig ihr Leben zu wenig; es ist also kein Wunder, daß es noch so einfältig in der Welt aussieht. Womit bringt man sein Alter hin?

Mit Verteidigung von Meinungen; nicht weil man glaubt, daß sie wahr sind, sondern weil man einmal öffentlich gesagt hat, daß man sie für wahr halte. Mein Gott, wenn die Alten ihre Zeit doch lieber auf Warnung verwenden wollten! Freilich, die Menschen werden alt, aber das Geschlecht ist noch jung. Es ist wirklich ein Beweis, daß die Welt noch nicht alt ist, daß man hierin noch so zurück ist. Wenn doch die Alten mehr sagen wollten, was man vermeiden muß, und was sie hätten tun müssen, um noch größer zu werden, als sie geworden sind.

Die gemeinsten Menschen, ob sie's gleich nicht der Mühe wert achten, niederzuschreiben, was sie sehen, sehen und fühlen doch alles, was des Niederschreibens wert gewesen wäre, und der Unterschied zwischen dem Pöbel und dem Gelehrten besteht oft bloß in einer Art von Apperzeption oder in der Kunst zu Buch zu bringen.

Ich habe das schon mehr bemerkt, die Leute von Profession wissen oft das Beste nicht.

Die Menschen denken über die Vorfälle des Lebens nicht so verschieden, als sie darüber sprechen.

Woher mag wohl die entsetzliche Abneigung des Menschen herrühren, sich zu zeigen, wie er ist, in seiner Schlafkammer, wie in seinen geheimsten Gedanken? In der Körperwelt ist alles wechselseitig, das, was es sich sein kann, und zugleich sehr aufrichtig. Nach unsern Begriffen sind die Dinge gegen-

einander alles mögliche, was sie sein können, und der Mensch ist es nicht. Er scheint mehr das zu sein, was er nicht sein sollte. Die Kunst sich zu verbergen, oder der Widerwille, sich geistlich oder moralisch nackend sehen zu lassen, geht bis zum Erstaunen weit.

Wer sagt, er hasse alle Arten von Schmeicheleien, und es im Ernst sagt, der hat gewiß noch nicht alle Arten kennen gelernt, teils der Materie, teils der Form nach.

Leute von Verstand hassen allerdings die gewöhnliche Schmeichelei, weil sie sich notwendig durch die Leichtgläubigkeit erniedrigt finden müssen, die ihnen der schmeichelnde Tropf zutraut. Sie hassen also die gewöhnliche Schmeichelei bloß deswegen, weil sie für sie keine ist. Ich glaube nach meiner Erfahrung schlechterdings an keinen großen Unterschied unter den Menschen. Es ist alles bloß Übersetzung. Ein jeder hat seine eigene Münze, mit der er bezahlt sein will.

Man ist verloren, wenn man zu viel Zeit bekommt an sich zu denken, vorausgesetzt, daß man sich nicht als ein Objekt der Beobachtung, wie ein Präparat, ansieht, sondern immer als alles, was man jetzt ist. Man wird so viel Trauriges gewahr, daß über dem Anblick alle Lust verfliegt, es zu ordnen oder zusammenzuhalten.

Man irrt sich gar sehr, wenn man aus dem, was ein Mann in Gesellschaft sagt oder auch tut, auf seinen

Charakter oder Meinungen schließen will. Man spricht und handelt ja nicht immer vor Weltweisen; das Vergnügen eines Abends kann an einer Sophisterei hängen. Beurteilt ja auch kein Vernünftiger Ciceros Philosophie aus seinen Reden.

Dieser Mann teilte alles sehr gern mit, was ihm nichts kostete, unter allen aber am meisten Komplimente; beleidigte niemanden, wenigstens wußte man es nicht; hatte allezeit eine liebreiche Miene, und seine Bescheidenheit war so groß, daß sie in der Stimme sogar an das Klägliche grenzte; er passierte bei vielen Leuten für tugendhaft und bei den meisten für demütig; kurz, er war von derart Leute, die man so ziemlich häufig antrifft, und die man in England mit dem Namen sneaking rascals zu beehren pflegt.

Es gibt eine gewisse Art Menschen, die mit jedermann leicht Freundschaft machen, ihn eben so bald wieder hassen und wieder lieben. Stellt man sich das menschliche Geschlecht als ein Ganzes vor, wo jeder Teil in seine Stelle paßt, so werden dergleichen Menschen zu solchen Ausfülleteilen, die man überall hinwerfen kann.

Kluge Leute glauben zu machen, man sei, was man nicht ist, ist in den meisten Fällen schwerer, als wirklich zu werden, was man scheinen will.

In den höflichen Städtchen ist es unmöglich, etwas in der Weltkenntnis zu tun. Alles ist da so höflich ehrlich, so höflich grob und so höflich betrügerisch,

daß man selten böse genug werden kann, um eine Satire zu schreiben. Die Leute verdienen immer Mitleiden. Kurz, es fehlt allem die Stärke.

Es ist eine goldene Regel, daß man die Menschen nicht nach ihren Meinungen beurteilen müsse, sondern nach dem, was diese Meinungen aus ihnen machen.

Den redlichen Mann zu erkennen, ist in vielen Fällen leicht, aber nicht in allen. Es ist hier wie bei den Mineralien: einige lassen sich äußerlich leicht erkennen, bei andern ist chemische Zerlegung nötig. Aber wer gibt sich bei Charakteren mit chemischer Zerlegung ab, oder wie viele haben die Fähigkeit dazu? Das schnelle Aburteilen ist größtenteils dem Faulheitstriebe der Menschen zuzuschreiben; das mühsame chemische System findet in praxi wenig Anhänger.

Man gibt falsche Meinungen, die man von Menschen gefaßt hat, nicht gern auf, sobald man dabei auf subtile Anwendung von Menschenkenntnis sich etwas zugute tun zu können glaubt, und sich einbildet, solche Blicke in das Herz des andern könnten nur Eingeweihte tun. Es gibt daher wenige Fächer der menschlichen Erkenntnis, worin das Halbwissen größeren Schaden tun kann, als dieses.

Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig bekümmerte, als um seine eigenen.

Einer der größten und zugleich der gemeinsten Fehler der Menschen ist, daß sie glauben, andere Menschen kennen ihre Schwächen nicht, weil sie nicht davon plaudern hören, oder nichts davon gedruckt lesen. Ich glaube aber, daß die meisten Menschen besser von andern gekannt werden, als sie sich selbst kennen. Ich weiß, daß berühmte Schriftsteller, die aber im Grunde seichte Köpfe waren (was sich in Deutschland leicht beisammen findet), bei allem ihrem Eigendünkel von den besten Köpfen, die ich befragen konnte, für seichte Köpfe gehalten worden sind.

Der Mensch hat einen unwiderstehlichen Trieb zu glauben, man sehe ihn nicht, wenn er nichts sieht — wie die Kinder, die die Augen zuhalten, um nicht gesehen zu werden.

Ich kann nur die Oberfläche der Leute auf meine Seite bringen, ihr Herz erhält man nur mit ihrem sinnlichen Vergnügen — davon bin ich so überzeugt, als ich lebe.

Es gibt Leute von unschädlicher Gemütsart, aber doch dabei eitel, die immer von ihrer Ehrlichkeit reden und die Sache fast wie eine Profession treiben, und mit einer so prahlenden Bescheidenheit von ihrem Verdienst zu wimmern wissen, daß einem die Geduld über den immer mahnenden Gläubiger ausgeht.

Der berühmte witzige Kopf Chamfort pflegte zu sagen: Ich habe drei Klassen von Freunden: Freunde, die mich lieben, Freunde, die sich nicht um mich be-

kümmern, und Freunde, die mich verabscheuen. Sehr wahr!

Es war wohl niemals ein Mann von irgend einigem Wert, auf den kein Pasquill gemacht worden wäre, und nicht leicht eine schlechte Seele, die keins auf irgend einen Mann von Verdienst gemacht hätte.

Von dem Ruhme der berühmtesten Menschen gehört immer etwas der Blödsichtigkeit der Bewunderer zu; und ich bin überzeugt, daß solchen Menschen das Bewußtsein, daß sie von einigen, die weniger Ruhm aber mehr Geist haben, durchgesehen werden, ihren ganzen Ruhm vergällt. Eigentlich ruhiger Genuß des Lebens kann nur bei Wahrheit bestehen. Newton, Franklin, das waren Menschen, die beneidenswert sind.

Man hat in den finstern Zeiten oft sehr große Männer gesehen. Dort konnte nur groß werden, wen die Natur besonders zum großen Mann gestempelt hatte. Jetzt, da der Unterricht so leicht ist, richtet man die Menschen ab zum Großwerden, wie die Hunde zum Apportieren. Dadurch hat man eine neue Art von Genie entdeckt, nämlich die große Abrichtungsfähigkeit; und dieses sind die Menschen, die uns den Handel hauptsächlich verderben; sie können oft das eigentliche Genie verdunkeln, oder wenigstens hindern gehörig emporzukommen.

Die Schwachheiten großer Leute bekannt zu machen, ist eine Art von Pflicht; man richtet damit Tausende auf, ohne jenen zu schaden. Der Brief von d'Alembert über Rousseau im Mercure de France, Sept. 1797, verdient bekannter zu sein.

Große Leute fehlen auch, und manche darunter so oft, daß man fast in Versuchung gerät, sie für kleine zu halten.

Es kann nicht alles ganz richtig sein in der Welt, weil die Menschen noch mit Betrügereien regiert werden müssen.

Ein langes Glück verliert schon bloß durch seine Dauer.

Warum schielen die Tiere nicht? Dies ist auch ein Vorzug der menschlichen Natur.

Die meisten Leute halten die Augen zu, wenn sie rasiert werden. Es wäre ein Glück, wenn man die Ohren und andern Sinne so verschließen könnte, wie die Augen.

Kein Wunder, daß sich Stutzer so gern im Spiegel sehen: sie sehen sich ganz. Wenn der Philosoph einen Spiegel hätte, in welchem er sich so wie jene ganz sehen könnte, er würde nie davon wegkommen.

Der große Geist

Er hatte die Eigenschaften der größten Männer in sich vereinigt; er trug den Kopf schief, wie Alexander, hatte immer etwas in den Haaren zu nisteln, wie Cäsar, konnte Kaffee trinken, wie Leibniz, und

wenn er einmal recht in seinem Lehnstuhl saß, so vergaß er Essen und Trinken darüber, wie Newton, und man mußte ihn, wie diesen, wecken; seine Perücke trug er wie Dr. Johnson, und ein Hosenknopf stand ihm immer offen, wie dem Cervantes.

Das Glück der Menschen besteht in einem richtigen Verhältnis seiner Gemütseigenschaften und seiner Affekte; wenn eine wächst, so leiden alle andern, daraus entstehen unzählige Mischungen. Das, was man einen großen Geist nennt, kann so gut eine Mißgeburt sein, als es ein großer Spieler ist, aber eine nützliche Mißgeburt, so waren Savage und Günther wahrhafte Mißgeburten; der Mann, der ruhig und vergnügt lebt, ist der eigentliche Mensch, und ein solcher Mensch wird es selten sehr weit in einer Wissenschaft bringen, weil jede Maschine, die zu vielem nützen soll, selten zu jedem so stark nützen kann, als eine, die nur allein zu einer einzigen Absicht gemacht ist. Deswegen ist es eben so weise eingerichtet, daß wenige Leute Genie haben, als es weislich ist, daß nicht alle Leute taub oder blind sind.

Ein Narr, der sich einbildet, ein Fürst zu sein, ist von dem Fürsten, der es in der Tat ist, durch nichts unterschieden, als daß jener ein negativer Fürst, und dieser ein negativer Narr ist, ohne Zeichen betrachtet sind sie gleich.

Er hatte gar keinen Charakter, sondern wenn er einen haben wollte, mußte er immer erst einen annehmen.

Die gesundesten und schönsten, regelmäßig gebauten Leute sind die, die sich alles gefallen lassen. Sobald einer ein Gebrechen hat, so hat er seine eigene Meinung.

Sehr viele und vielleicht die meisten Menschen müssen, um etwas zu finden, erst wissen, daß es da ist.

Er redete oft an Orten sehr frei, wo jedermann eine heilige Miene annahm, dafür predigte er aber die Tugend wiederum an Orten, wo sie sonst kein Mensch predigte.

Jeder Mensch hat etwas eigenes, die Feigen und Biegsamen wissen es nur nach andern zu modeln. Der Wagenmeister geht, denkt und spricht wie es sein Knochen- und Gedankensystem mit sich bringt, wer ihn auslacht, den lacht er im Falle der Not wieder einmal aus, oder wenn er an der Gelegenheit dazu verzweifelt, schlägt ihm hinter die Ohren.

Wenn man etwas ernstlich fürchtet, so bringen die entferntesten Dinge uns den Gegenstand in den Sinn. Für einen, der am Hofe lebt, kann die geringste Bewegung im Gesichte nicht des Prinzen selbst, sondern sogar seiner Diener einen glauben machen, man sei in Ungnade gefallen. Doch machen die Charaktere hierin einen großen Unterschied, und wer eine Zeichnung machen will, hat sehr darauf zu achten.

Der Mann hatte so eine gesetzte Umständlichkeit in allem, was er sagte, und eine solche frachtbriefmäßige Art sich auszudrücken, daß es gar kein lebendiger Mensch bei ihm ausdauern konnte.

Daß die wichtigsten Dinge durch Röhren getan werden. Beweise: erstlich die Zeugungsglieder, die Schreibfeder und unser Schießgewehr, ja, was ist der Mensch anders als ein verworrenes Bündel Röhren?

Es ist ein großer Unterschied zwischen etwas noch glauben und es wieder glauben. Noch glauben, daß der Mond auf die Pflanze wirke, verrät Dummheit und Aberglaube, aber es wieder glauben zeigt von Philosophie und Nachdenken.

Nichts kann mehr zu einer Seelenruhe beitragen, als wenn man gar keine Meinung hat.

Wenn die Menschen plötzlich tugendhaft würden, so müßten viele Tausende verhungern.

Die Äußerungen der Großmut sind heutzutage mehr ein Werk der Lektüre oder vielmehr so: man ist mehr großmütig, um Lektüre zu zeigen, als Güte des Herzens. Leute, die es von Natur sind, merken selten, daß es etwas ist, großmütig zu sein.

Wo Mäßigung ein Fehler ist, da ist Gleichgültigkeit ein Verbrechen.

Viele Menschen setzen die Tugend mehr im Bereuen der Fehler, als im Vermeiden derselben.

Die gemeinsten Meinungen und was jedermann für ausgemacht hält, verdient oft am meisten untersucht zu werden.

Seitdem man Wissenschaft zu nennen beliebt, anderer törichte Meinung zu kennen, die man vielleicht aus einer einzigen Formel nach den Regeln einer ganz mechanischen Erfindungskunst herleiten könnte und sich überall durch Mode, Gewohnheit, Ansehen und Interesse leiten läßt, seitdem ist dem Menschen die Lebenszeit zu kurz geworden.

Der witzige Kopf und mittelmäßige Denker wird bei gewissen Begebenheiten immer auf gekünstelte Erklärungen verfallen, auf die niemand geraten kann als er, weil er ohne Plan und ohne Absicht denkt; hingegen wird der verständige Mann immer nahe und simple Ursachen angeben. Dieses ist nicht zu vergessen, wenn ein solches Paar (im Roman) aufgeführt werden soll. Im ersteren sind weit hergeholte und seiner Meinung nach subtile Erklärungen ebenso natürlich, als seine witzigen Gedanken und epigrammatischen Perioden.

„Es gibt hundert Witzige gegen einen, der Verstand hat" — ist ein wahrer Satz, womit sich mancher witzlose Dummkopf beruhigt, der bedenken sollte, — wenn das nicht zuviel von einem Dummkopf gefordert heißt — daß es wieder hundert Leute, die weder Witz noch Verstand haben, gegen einen gibt, der Witz hat.

Was geht es dich an, was der Grund jener guten Tat bei diesem Manne gewesen sein mag? War auch nicht Neid die Quelle derselben, so kann es doch das Vergnügen, beneidet zu werden, gewesen sein — also, nicht der eigene Neid, sondern der Neid anderer.

Wenn jemand etwas sehr gerne tut, so hat er fast immer etwas in der Sache, was die Sache nicht selbst ist. Dieses ist eine Bemerkung, die eine tiefsinnigere Untersuchung durch den nützlichsten Erfolg belohnen würde.

Alle Unparteilichkeit ist artifiziell. Der Mensch ist immer parteiisch und tut sehr recht daran. Selbst Unparteilichkeit ist parteiisch. Er war von der Partei der Unparteiischen.

Das Hutabnehmen ist eine Abkürzung unseres Körpers, ein Kleinermachen.

Mir ist es eine sehr unangenehme Empfindung, wenn jemand Mitleiden mit mir hat, so wie man das Wort gemeiniglich nimmt. Deswegen brauchen auch die Menschen, wenn sie recht böse auf jemanden sind, die Redensart, mit einem solchen muß man Mitleiden haben. Diese Art Mitleiden ist ein Almosen, und Almosen setzt Dürftigkeit von der einen und Überfluß von der andern Seite voraus, er sei auch noch so gering. Dem englischen Pity ist es ebenso gegangen und noch ärger, das Adjectivum pitiful ist unser erbärmlich. Es gibt aber ein weit uneigennützigeres Mitleiden, das wahrhaften Anteil nimmt, das schnell zur Tat und Rettung schreitet und selten von empfindsamer Schwermütelei (man verzeihe mir dieses Wort) begleitet wird.

Wer sich nicht auf Mienen versteht, ist immer grausamer oder gröber, als andere Leute; deswegen kann man auch gegen kleine Tiere eher grausam sein.

Ich sagte bei mir selbst: das kann ich unmöglich glauben, und während dem Sagen merkte ich, daß ich's schon zum zweiten Male geglaubt hatte.

Wenn wir so vollständig sprechen könnten, als wir empfinden, die Redner würden wenige Widerspenstige, und die Verliebten wenig Grausame finden. Unser ganzer Körper wünscht bei der Abreise eines geliebten Mädchens, daß sie dableiben möchte, kein Teil drückt es aber so deutlich aus als der Mund: wie soll er sich aber ausdrücken, daß man auch etwas von den Wünschen der übrigen Teile empfindet? Gewiß das ist sehr schwer zu raten, wenn man noch nicht in dem Fall wirklich ist, und noch schwerer, wenn man nie darin war.

Trinken πίνειν heiße ich hier überhaupt mit offenen Sinnen und zur guten Stunde einen Zug tun, der mit einer solchen Zauberkraft auf unser Innerstes auffällt, und alle Seelenkräfte zu einem Freudenfeste versammelt, bei dem die strengste Vernunft Feierabend macht; es geschehe nun dieser Zug aus der Bouteille (welches die eigentliche Bedeutung des Wortes ist) oder beim Mondenlichte aus einer mit Blütengerüchen geschwängerten Luft, ganz allein, wie Agathon, ehe ihn Danaë in Dienst nahm, oder in Gesellschaft, wie er bald hernach Gelegenheit hatte. Daher nenne ich Rausch den Zustand sanfter Empfindlichkeit, in welchem jedem äußern Eindruck neue unaussprechliche Gedanken korrespondieren, oder jeden Zustand wollüstiger Ruhe, der nicht sowohl die Wirkung einer verdauten Philosophie, als vielmehr eines glücklichen, ungefähren Zugs (§ 1) ist.

Tausend Menschen sterben jährlich bloß, weil sie nicht dursten konnten, ohne doch jemals nur einen Tropfen auf diese Art getrunken zu haben, sowie es ehrliche Väter von 10 Kindern gibt, die nie die Liebe geschmeckt haben.

Unsere Kunstkammern sind alle voll von elfenbeinernen Bechern, ein Beweis von der Favoritneigung unserer lieben Voreltern; ein Stück Elfenbein, woraus der Grieche einen Apoll geschnitzt hätte, schnitten sie zum Becher hohl.

Trinken, wenn es nicht vor dem fünfunddreißigsten Jahre geschieht, ist nicht so sehr zu tadeln, als sich viele von meinen Lesern vorstellen werden. Dieses ist ungefähr die Zeit, da der Mensch aus den Irrgängen seines Lebens heraus auf die Ebene tritt, in welcher er seine künftige Bahn von nun an offen vor sich hinlaufen sieht. Es ist betrübend, wenn er alsdann erst sieht, daß es die rechte nicht ist; eine andere zu suchen, wenn er nicht sehr gut zu Fuß ist, ist gemeiniglich zu spät. Ist diese Entdeckung mit einer Unruhe verknüpft, so hat man durch die Erfahrung befunden, daß der Wein zuweilen Wunder tut, fünf bis sechs Gläser oder bis an die Spes dives des Horaz getrunken, gibt nun dem Menschen die Lage, die er verfehlt hat, das Gesinnungensystem findet alles Äußere mit seinem angenehmsten Stande harmonisch; wo Prospekte verbaut sind, da reißt die Seele ein, und überall verschafft sie sich die schönsten Perspektiven, von dem reinsten rosenfarbenen Licht erhellt, oder dem erquickendsten Grün, das nur ein Auge zur Stärkung und eine Seele zur angenehmsten Füllung verlangen kann.

Das Trinken hat wie die Malerei seinen mechanischen und dichterischen Teil, so wie auch die Liebe.

Es ist zum Erstaunen, wie sehr unsere Eitelkeit mit jedem Bettel schachert; was der Arme nicht mehr nützen kann, wirft er auf den ersten, den besten Weg hin umsonst. Wir, die wir uns mehr dünken als Bettelleute, geben unsere abgenutzte Kleidung zuweilen dem ersten, dem besten Armen gegen Erlegung von etwas weit Wichtigerm, als es uns zu stehen kam, gegen Dank und Verbindlichkeit.

Wie leicht Eigenliebe, ohne daß wir es merken, die Triebfeder mancher uns von derselben ganz independent scheinenden Handlung sei, können wir daraus sehen, daß Leute das Geld lieben können als Geld, ob sie gleich nie Gebrauch davon machen.

Die Speisen haben vermutlich einen sehr großen Einfluß auf den Zustand der Menschen, wie er jetzt ist, der Wein äußert seinen Einfluß mehr sichtbarlich, die Speisen tun es langsamer, aber vielleicht ebenso gewiß; wer weiß, ob wir nicht einer gut gekochten Suppe die Luftpumpe und einer schlechten den Krieg oft zu verdanken haben. Es verdiente dies eine genauere Untersuchung. Allein wer weiß, ob nicht der Himmel damit große Endzwecke erreicht, Untertanen treu erhält, Regierungen ändert und freie Staaten macht, und ob nicht die Speisen das tun, was wir den Einfluß des Klimas nennen.

Cartesius sagt in einem Briefe an Balzel, daß man die Einsamkeit in großen Städten suchen müsse,

und er lobt sich dazu Amsterdam, von wo der Brief datiert ist. Ich sehe auch wirklich nicht ein, warum nicht Börsengesumse ebenso angenehm sein soll als das Rauschen des Eichenwaldes; zumal für einen Philosophen, der keine Handelsgeschäfte macht, und zwischen Kaufleuten wandeln kann wie zwischen Eichenbäumen, da die Kaufleute ihrerseits bei ihren Gängen und Geschäften sich so wenig um den müßigen Wandler bekümmern, als die Eichbäume um den Dichter.

Über Erziehung

Es wäre der Mühe wert zu untersuchen, ob es nicht schädlich ist, zu sehr an der Kinderzucht zu polieren. Wir kennen den Menschen noch nicht genug, um dem Zufall, wenn ich so reden darf, diese Verrichtung ganz abzunehmen. Ich glaube, wenn unsern Pädagogen ihre Absicht gelingt, ich meine, wenn sie es dahin bringen können, daß sich die Kinder ganz unter ihrem Einfluß bilden, so werden wir keinen einzigen recht großen Mann mehr bekommen. Das Brauchbarste in unserm Leben hat uns gemeiniglich niemand gelehrt. Auf öffentlichen Schulen, wo viele Kinder nicht allein zusammen lernen, sondern auch Mutwillen treiben, werden freilich nicht so viel fromme Schlafmützen gezogen, mancher geht ganz verloren, den meisten aber sieht man ihre Überlegenheit an. Bewahre Gott, daß der Mensch, dessen Lehrmeisterin die ganze Natur ist, ein Wachsklumpen werden soll, worin ein Professor sein erhabenes Bildnis abdruckt.

Es ist ein Fehler in unsern Erziehungen, daß wir gewisse Wissenschaften so früh anfangen, sie verwachsen sozusagen in unsern Verstand und der Weg zum Neuen wird gehemmt. Es wäre die Frage, ob sich die Seelenkräfte nicht stärken ließen, ohne sie auf eine Wissenschaft anzuwenden.

Non vitae sed scholae discimus, ein herrlicher Spruch des Seneca, der auf unsere Zeiten paßt.

Es ist in der Tat ein sehr blindes und unsern aufgeklärten Zeiten sehr unanständiges Vorurteil, daß wir die Geographie und die römische Historie eher lernen, als die Physiologie und Anatomie, ja die heidnische Fabellehre eher, als diese für Menschen beinahe so unentbehrliche Wissenschaft, daß sie nächst der Religion sollte getrieben werden. Ich glaube, daß einem höheren Geschöpfe, als wir Menschen sind, dieses das reizendste Schauspiel sein muß, wenn er einen großen Teil des menschlichen Geschlechts starr ein paar tausend Jahre hinter sich gehen sähe, und aufs Ungewisse und unter dem Freibrief, Regeln für die Welt aufzusuchen, sich und der Welt unnütz sterben, die ihren Körper, der doch ihr vornehmster Teil war, nicht kannten, da ein Blick auf ihn sie, ihre Kinder, ihren Nächsten, ihren Nachkommen, hätte glücklich machen können.

Ein Lehrer auf Schulen und Universitäten kann keine Individuen erziehen, er erzieht bloß Gattungen. Ein Gedanke, der sehr viel Beherzigung und Auseinandersetzung verdient.

Es wird gewiß von unserer Jugend jetzt viel zu viel gelesen, und man sollte dagegen schreiben, wie gegen die Selbstbefleckung, nämlich gegen eine gewisse Art von Lektüre. Es ist angenehm, aber so schädlich als immer nur das Branntweintrinken.

Die Muttermilch für den Leib macht die Natur; für den Geist wollen unsere Pädagogen sie machen.

Nachdem die Welt schon so lange gestanden hat, scheint es fast unnötig, am Menschen weiter zu künsteln. Man lasse die Kinder so viel als möglich tun, und halte sie immer zu ältern, als sie selbst sind; man schwatze ihnen nicht viel von großen Männern vor, sondern halte sie womöglich an, andere zu übertreffen. Wer immer angehalten wird, seine Spielkameraden zu übertreffen, der wird im vierzigsten Jahre alle seine Kollegen übertreffen. Aus der Schule von Eton und Westminster kommen Leute, die alles andere lieber tun als schwatzen. Wenn ich mir ein Vergnügen machen will, so denke ich mir einen von unsern fünfzehnjährigen gelehrten Knaben in die Gesellschaft eines fünfzehnjährigen Engländers, der aus der Schule von Eton zurückkommt; den ersten im Haarbeutel, gepudert, demütig und gespannt, auf den mindesten Druck mit einer Menge Gelehrsamkeit loszugehen, in seinen Meinungen schlechterdings nichts anders, als der kleine schlecht kopierte Papa oder Präzeptor, ein bloßer Wiederschein bewundert bis ins sechszehnte Jahr, im siebzehnten, achtzehnten, neunzehnten, zwanzigsten mit Erwartung und Stille angesehen, da indessen das auf hohlem Grund aufgeführte Gebäude zu sinken anfängt. Im zweiundzwanzigsten, dreiundzwanzigsten usw. ein mittelmäßiger Kopf, und so bis ans Ende. Der Engländer hingegen hat sein reines lockiges Haar um die Ohren und die Stirn hängen, die Miene blühend, die Hände zerkratzt und auf jedem Knöchel eine Wunde; Horaz, Homer und Virgil ihm immer gegenwärtig, in seinen Meinungen ist er bestimmt und eigen, irrt sich tausendmal, aber verbessert sich selbst usw.

Ein kluges Kind, das mit einem närrischen erzogen wird, kann närrisch werden. Der Mensch ist so perfektibel und korruptibel, daß er aus Vernunft ein Narr werden kann.

Über die Erziehung soll man nicht räsonnieren, sondern erst Erfahrungen sammeln, welche Nation die größten, aktivsten Leute hervorgebracht hat, nicht die größten Kompilatoren und Bücherschreiber, sondern die standhaftesten, die großmütigsten, in Künsten geschicktesten usw.—Das möchte doch wohl die englische sein.

Es ist in der Tat verkehrt, wenn man unsern Kindern alles mit der Liebe beibringen will, da in dem höheren Leben, wenn wir älter werden, uns das wenigste zu Gefallen geht, und wir uns immer unter einen Plan demütigen müssen, den wir nicht übersehen. Also je eher je lieber zu jenem künftigen Leben gewöhnt!

Ich wünschte ein Kind zu haben, das ich mir ganz eigen machen könnte; ich wollte es zu allem anhalten, wovon ich jetzt zu spät einsehe, daß ich es versäumt habe. Die Eltern halten ihre Kinder nicht genug zu dem an, was sie nun erkennen müssen versäumt zu haben. Überhaupt glaube ich, daß es sehr wenige Lehrer gibt, die so unterrichten, daß sie das vermeiden zu lehren, was sie selbst, wenn sie bei jetzigem Verstande jung wären, vermeiden würden zu lernen.

Es war ein vortrefflicher Junge, als er kaum sechs Jahre alt war, konnte er schon das Vater Unser rückwärts herbeten.

Ja einmal recht gründlich zu untersuchen, warum das Blühen ohne Früchte zu tragen so sehr gemein ist, nicht bloß an den Obstbäumen. Bei unsern gelehrten Kindern ist es ebenso; sie blühen vortrefflich, und tragen keine Früchte.

Vielleicht ist noch nie ein Vater gewesen, der nicht irgend einmal sein Kind für etwas ganz Originelles gehalten hat. Doch glaube ich, sind die gelehrten Väter diesem zärtlichen Irrtum mehr ausgesetzt, als irgend eine andere Klasse von Vätern.

Wenn man nur die Kinder dahin erziehen könnte, daß ihnen alles Undeutliche völlig unverständlich wäre.

Man sollte alle Menschen gewöhnen von Kindheit an in große Bücher zu schreiben, alle ihre Exercitia, Aufsätze usw. und die Bücher in Schweinsleder binden. Da sich kein Gesetz daraus machen läßt, so muß man die Eltern darum bitten, wenigstens bei Kindern, die zum Studieren bestimmt sind, dies zu beobachten. Wenn man jetzt Newtons Schreibbücher hätte! Wenn ich einen Sohn hätte, so müßte er gar kein Papier unter die Hände bekommen, als eingebundenes. Zerrisse oder besudelte er es, so würde ich mit väterlicher Tinte dabei schreiben: Dies hat mein Sohn anno . den . . . besudelt. Man läßt den Körper und die Seele, das punctum saliens der Maschine fortwachsen, und verschweigt und vergißt es. Die Schönheit wandelt auf den Straßen; warum sollten nicht in dem Familienarchiv die Produkte, oder vielmehr die Signaturen der Fortschritte des Geistes niedergelegt bleiben, und der Wachstum

dort ebenso sichtbar aufbewahrt liegen können? Der Rand müßte gebrochen, und auf einer Seite immer die Umstände, und zwar sehr unparteiisch, geschrieben werden. Was für ein Vergnügen würde es mir sein, jetzt meine Schreibbücher alle zu übersehen! Seine eigene Naturgeschichte! Man sieht jetzt immer, was man ist, und sehr schwach, was man war. Man müßte dem eigentlichen Gegenstande der Sammlung diese nicht zu oft sehen lassen; vielleicht nur erst spät; das übrige müßte er bloß aus Relationen kennen. Man hebt die Kinderhäubchen auf, und ich habe öfters selbst den Zusammenkünften mit beigewohnt, da man einem großen, besoldeten und ansehnlichen Kopf sein Kinderhäubchen wies. Warum nicht ebenso mit Werken des Geistes? Die Eltern könnten eine solche Sammlung von Bänden ebenso aufbewahren, wie ihr Kind, denn es ist der Spiegel desselben. Wie sie seinen Leib zu bilden haben, lehrt sie ihr Auge; wie seinen Geist, der Anblick dieser Bände. Vom vierten Jahre, glaube ich, könnte man anfangen. Kein Band müßte verloren werden; denn das Papier muß doch bezahlt werden, und das Aufbewahren macht keine Schwierigkeiten. Ich wüßte nicht, welches angenehmer und nützlicher wäre, die Bewegung aller Planeten zu kennen, oder diese Annalen einiger vorzüglichen Menschen. Die Welt würde dadurch sehr gewinnen.

Es ist ein schlechter Lohn, wenn ein Junge, auf den man etwas verwandt hat, am Ende ein Poet wird. Ein Viertelstündchen Nachtmusik für einen jahrelangen Dienst. Eltern, die bemerken, daß ihr Junge ein Poet von Profession werden will, sollten ihn so lange peit-

schen, bis er das Versemachen aufgibt oder bis er ein großer Dichter wird.

Es war eine Zeit in Rom, da man die Fische besser erzog, als die Kinder. Wir erziehen die Pferde besser. Es ist doch seltsam genug, daß der Mann, der am Hofe die Pferde zureitet, Tausende von Talern zur Besoldung hat, und die, die demselben die Untertanen zureiten, die Schulmeister, hungern müssen.

Über Selbstdenken, Lesen und Bücher

ine seltsamere Ware, als Bücher, gibt es wohl schwerlich in der Welt, von Leuten gedruckt, die sie nicht verstehen; von Leuten verkauft, die sie nicht verstehen; gebunden, rezensiert und gelesen von Leuten, die sie nicht verstehen; und nun gar geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen.

Was dem Ruhm und der Unsterblichkeit manches Schriftstellers ein größeres Hindernis in den Weg legt, als der Neid und die Bosheit aller kritischen Journale und Zeitungen zusammengenommen, ist der fatale Umstand, daß sie ihre Werke auf einen Stoff müssen drucken lassen, der zugleich auch zu Gewürzdüten gebraucht werden kann.

Ich habe wohl hundertmal bemerkt, und zweifle nicht, daß viele meiner Leser hundert und ein oder zweimal bemerkt haben mögen, daß Bücher mit einem sehr einnehmenden, gut erfundenen Titel selten etwas taugen. Vermutlich ist er vor dem Buche selbst erfunden, vielleicht oft von einem andern.

Es gibt wirklich sehr viele Menschen, die bloß lesen, damit sie nicht denken dürfen.

Es ist sehr gut, die von andern hundertmal gelesenen Bücher immer noch einmal zu lesen; denn obgleich das Objekt einerlei bleibt, so ist doch das Subjekt verschieden.

Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen, und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?

Warum die Menschen so wenig behalten können, was sie lesen, davon ist der Grund, daß sie so wenig selbst denken. Wenn jemand das, was andere gesagt haben, gut zu wiederholen weiß, so hat er gewiß selbst viel nachgedacht; es sei denn, daß sein Kopf ein bloßer Schrittzähler wäre, und dergleichen sind manche Köpfe, die des Gedächtnisses wegen Aufsehen machen.

Man empfiehlt Selbstdenken, oft nur um die Irrtümer anderer beim Studieren von Wahrheit zu unterscheiden. Es ist ein Nutzen, aber ist das alles? Wieviel unnötiges Lesen wird dadurch uns erspart! Ist denn Lesen und Studieren einerlei? Es hat jemand mit großem Grund der Wahrheit behauptet, daß die Buchdruckerei Gelehrsamkeit mehr ausgebreitet, aber im Gehalt vermindert hätte. Das viele Lesen ist dem Denken schädlich. Die größten Denker, die mir vorgekommen sind, waren gerade unter allen Gelehrten, die ich habe kennen gelernt, die, welche am wenigsten gelesen hatten. Ist denn Vergnügen der Sinne gar nichts?

Wenn man die Menschen lehrt, wie sie denken sollen, und nicht ewig hin, was sie denken sollen, so wird auch dem Mißverständnis vorgebeugt. Es ist eine Art von Einweihung in die Mysterien der Menschheit. Wer im eigenen Denken auf einen sonderbaren Satz stößt, kommt auch wohl wieder davon ab, wenn er falsch ist. Ein sonderbarer Satz hingegen, der von

einem Manne von Ansehen gelehrt wird, kann Tausende, die nicht untersuchen, irreführen. Man kann nicht vorsichtig genug sein in Bekanntmachung eigener Meinungen, die auf Leben und Glückseligkeit hinauslaufen; hingegen nicht emsig genug, Menschenverstand und Zweifeln einzuschärfen. Bolingbroke sagt sehr gut: Every man's reason is every man's oracle.

Durch unser vieles Lesen gewöhnen wir uns nicht allein, Dinge für wahr zu halten, die es nicht sind, sondern unsere Beweise bekommen auch eine Form, die oft nicht sowohl die Natur der Sache mit sich bringt, als unser unvermerkter Anhang an die Mode. Wir beweisen aus den Alten, was wir mit Beispielen aus unserm Ort ebenso kräftig unterstützen könnten; auch werden Sentenzen zitiert, die nichts beweisen, und Sätze, aus denen man nichts Neues lernt. Es ist sehr schwer, eine Sache neu anzusehen, nicht durch das Medium der Mode, oder mit Rücksicht auf unser Modesystem. Es wird immer Ansehen gebraucht, wo man Gründe brauchen sollte, immer geschreckt, wo man belehren sollte, und Götter werden zu Hilfe genommen, wo Menschen hinreichend wären.

Es ist ganz gut, viel zu lesen, wenn nur nicht unser Gefühl darüber stumpf würde, und über der großen Begierde, immer ohne eigene Untersuchung mehr zu wissen, endlich in uns der Prüfungsgeist erstürbe.

Lessings Geständnis, daß er für seinen gesunden Verstand fast zu viel gelesen habe, beweist, wie gesund sein Verstand war.

Leute, die viel auf der Straße lesen, lesen gemeiniglich nicht viel zu Hause.

Von den jedermann bekannten Büchern muß man nur die allerbesten lesen, und dann lauter solche, die fast niemand kennt, deren Verfasser aber sonst Männer von Geist sind.

Bücher werden aus Büchern geschrieben, unsere Dichter werden meistenteils Dichter durch Dichterlesen. Gelehrte sollten sich mehr darauf legen, Empfindungen und Beobachtungen zu Buch zu bringen.

In allen Dingen der Welt gibt es ein coup d'oeil, das heißt, jeder vernünftige Mensch, der etwas hört oder sieht, urteilt instinktmäßig darüber. Er schließt z. B. aus dem Titel des Buches und dessen Dicke auf den inneren Wert. Wohlverstanden, ich sage nicht, daß diese Dinge sein eigentliches Urteil lenken, sondern nur, daß er mit dem ersten Anblicke einer Sache auch ein dieser geringen Information proportioniertes von ihr verbindet, oft ohne daß er sich dessen deutlich bewußt wird. Auch hebt die Erfahrung der nächsten Sekunde das Urteil oft wieder auf.

Zwei Absichten muß man bei der Lektüre beständig vor Augen haben, wenn sie vernünftig sein soll: einmal die Sachen zu behalten und sie mit seinem System zu vereinigen, und dann vornehmlich sich die Art zu eigen zu machen, wie jene Leute die Sachen angesehen haben. Das ist die Ursache, warum man jedermann warnen sollte, Bücher von Stümpern zu lesen,

zumal wo sie ihr eigenes Räsonnement eingemischt haben. Man kann Sachen aus ihren Kompilationen lernen; allein was einem Philisophen ebenso wichtig, wo nicht wichtiger ist, seiner Denkungsart eine gute Form zu geben, lernt er nicht.

Bei unserm frühzeitigen und oft gar häufigen Lesen, wodurch wir so viele Materialien erhalten, ohne sie zu verbauen, wodurch unser Gedächtnis gewöhnt wird, die Haushaltung für Empfindung und Geschmack zu führen, da bedarf es oft einer tiefen Philosophie, unserm Gefühl den ersten Stand der Unschuld wiederzugeben, sich aus dem Schutt fremder Dinge herauszufinden, selbst anfangen zu fühlen, und selbst zu sprechen und ich möchte fast sagen, auch einmal selbst zu existieren.

Man lese nicht viel und nur das Beste, langsam, und befrage sich alle Schritte, warum glaube ich dieses? Folgt es aus meinem übrigen Gedankensystem, oder ist es nur aus Trägheit zur Untersuchung durch Vorurteil, fides implicita und dergleichen daran angeplackt worden; hat sich einmal ein solcher Klumpe angehängt und man fängt an, darauf zu bauen, so reißt öfters alles ab, und dann wird eine Menge guter Sachen zuweilen unbrauchbar, und die Mühe ist doppelt, sie an das eigentliche System schicklich so anzusetzen, daß sie anschlagen.

Lasse dich deine Lektüre nicht beherrschen, sondern herrsche über sie.

Leute, die sehr viel gelesen haben, machen selten große Entdeckungen. Ich sage dieses nicht zur Entschuldigung der Faulheit; denn Erfinden setzt eine weitläufige Selbstbetrachtung der Dinge voraus. Man muß aber mehr sehen als sich sagen lassen.

Man klagt über die entsetzliche Menge schlechter Schriften, die jede Messe herauskommen; ich sehe das schlechterdings nicht ein. Warum sagen die Kritiker, man soll der Natur nachahmen? Die schlechten Schriftsteller ahmen der Natur nach, sie folgen ihrem Triebe so gut, wie die großen; und ich möchte nur wissen, was irgend ein organisches Wesen mehr tun könne, als seinem Triebe folgen? Ich sage: sehet die Bäume an, wie viel werden von ihren Früchten reif? nicht der fünfzigste Teil; die andern fallen unreif ab. Wenn nun die Bäume Makulatur drucken, wer will es den Menschen wehren, die doch besser sind als die Bäume? Ja was sage ich die Bäume; wißt ihr nicht, daß von den Menschen, die das procreirende Publikum jährlich herausgibt, mehr als ein Dritteil stirbt, ehe es zwei Jahre alt wird? Wie die Menschen, so die Bücher, die von ihnen geschrieben werden Anstatt mich also über die überhandnehmende Schriftstellerei zu beklagen, bete ich vielmehr die hohe Ordnung der Natur an, die es überall will, daß von allem, was geboren wird, ein großer Teil zu — Dünger wird und zu Makulatur, welches eine Art von Dünger ist; die Gärtner, ich meine die Buchhändler, mögen auch sagen, was sie wollen.

Über die Horazische Regel:

Nonum prematur in annum

Ich sehe nicht ein, warum, da der Autor selbst nur neun Monate im Mutterleibe gelegen hat, sein Buch neun

Jahre im Pulte liegen soll? Oder werden die Gedanken besser, wenn sie lange liegen? Man kann sich nichts Einfältigeres denken. Mich wundert es gar nicht, wenn ein Staat mit solchen Gesetzen nicht bestehen kann. Gott Lob, kenne ich auch keine Provinz in Deutschland, wo die Gelehrten ihre Werke neun Jahre liegen ließen; doch sind mir Beispiele bekannt, wo Richter die Horazische Regel befolgt haben: sie ließen nämlich die Prozesse neun Jahre lang liegen, aber am Ende wurden sie gemeiniglich schlechter entschieden als in den Ländern, wo man sie aus dem Stegreife entscheidet.

Das Buch, das in der Welt am ersten verboten zu werden verdiente, wäre ein Katalogus von verbotenen Büchern.

„Die Wälder werden immer kleiner, das Holz nimmt ab, was wollen wir anfangen?" O wenn die Wälder ausgehauen sind, können wir sicherlich so lange Bücher brennen, bis neuer Vorrat angewachsen ist.

Der Verleger hat ihn in effigie vor seinem Werke aufhängen lassen.

Heutzutage haben wir schon Bücher von Büchern und Beschreibungen von Beschreibungen.

Wenn wir mehr selbst dächten, so würden wir sehr viel mehr schlechte und sehr viel mehr gute Bücher haben.

Es hatte die Wirkung, die gemeiniglich gute Bücher haben. Es machte die Einfältigen einfältiger, die Klugen klüger und die übrigen Tausende blieben ungeändert.

Ein Buch ist ein Spiegel, wenn ein Affe hineinguckt, so kann freilich kein Apostel heraussehen. Wir haben keine Worte, mit dem Dummen von Weisheit zu sprechen. Der ist schon weise, der den Weisen versteht.

Daß Leute, die so erstaunlich lesen, oft so schlechte Denker sind, kann seinen Grund ebenfalls in der Beschaffenheit unseres Gehirns haben. Es ist ja wahrhaftig nicht einerlei, ob ich einen Satz ohne Mühe lerne, oder ob ich selbst nach meinem System endlich darauf komme. Beim letzteren hat alles Wurzeln, beim ersteren ist es bloß angeklebt.

Vieles Lesen macht stolz und pedantisch; viel sehen macht weise, verträglich und nützlich. Der Leser baut eine einzige Idee zu sehr aus; der andere (der Weltseher) nimmt von allen Ständen etwas an, modelliert sich nach allen, sieht wie wenig man sich in der Welt um den abstrakten Gelehrten bekümmert, und wird ein Weltbürger.

Über Gelehrsamkeit und Gelehrte

Es ist jederzeit eine sehr traurige Betrachtung für mich gewesen, daß in den meisten Wissenschaften auf Universitäten so vieles vorgetragen wird, das zu nichts dient, als junge Leute dahin zu bringen, daß sie es wieder lehren können. Griechisch wird gelehrt, auf daß man es wieder lehren könne; und so geht es vom Lehrer zum Schüler, der, wenn er gut einschlägt, höchstens wieder Lehrer wird und wieder Lehrer zieht.

Ich bin überzeugt, wenn Gott einmal einen solchen Menschen schaffen wollte, wie ihn sich die Magister und Professoren der Philosophie vorstellen, er müßte den ersten Tag ins Tollhaus gebracht werden. Man könnte daraus eine artige Fabel machen: Ein Professor bittet sich von der Vorsicht aus, ihm einen Menschen nach dem Bilde seiner Psychologie zu schaffen; sie tut es und er wird ins Tollhaus gebracht.

Die hitzigsten Verteidiger einer Wissenschaft, die nicht den geringsten scheelen Seitenblick auf dieselbe vertragen können, sind gemeiniglich solche Personen, die es nicht sehr weit in derselben gebracht haben und sich dieses Mangels heimlich bewußt sind.

Der allzuschnelle Zuwachs an Kenntnissen, der mit zu wenigem eigenen Zutun erhalten wird, ist nicht sehr fruchtbar. Die Gelehrsamkeit kann auch ins Laub

treiben, ohne Früchte zu tragen. Man findet oft sehr seichte Köpfe, die zum Erstaunen viel wissen. Was man sich selbst erfinden muß, läßt im Verstande die Bahn zurück, die auch bei einer andern Gelegenheit gebraucht werden kann.

Tobias Mayer hatte hinten in eines seiner Bücher geschrieben: quaeritur, ist es besser, wenig und das deutlich zu wissen, oder viel und undeutlich?

Ein Mann, der sich in einem engen Felde mit Aufmerksamkeit und Nachdenken beschäftigt hat, wird da, wo es nicht auf Geschmack, sondern auf Verstand ankommt, gewiß auch außer diesem Felde gut urteilen, wenn ihm der Fall gehörig vorgestellt wird, da der andere, der vielerlei weiß, nirgends recht gut zu Hause ist. Wenn sich eine mannigfaltige Kenntnis heutzutage nicht so leicht aus Büchern anwerben ließe, ohne andere Anstrengung, als allein des Gedächtnisses, so ließe sich noch eher etwas dafür sagen; da aber die Undeutlichkeit, die hier vorausgesetzt wird, ein hinlänglicher Beweis ist, wie wenig der Verstand dabei gebraucht worden ist, so ziehe ich schon aus diesem Grunde eine geringe aber deutliche Kenntnis vor.

Unter den Gelehrten sind gemeiniglich diejenigen die größten Verächter aller übrigen, die aus einer mühsamen Vergleichung unzähliger Schriftsteller endlich eine gewisse Meinung über einen Punkt festgesetzt haben. Auch dieses muß freilich geschehen, und sie verdienen desto aufrichtigeren Dank, je mehr es ausgemacht ist, daß wir an ihrer Stelle eben das tun und denken würden. Vieles Wachen und Lesen, denkt man,

verdient den Lohn des Ruhms. Allein diese Leute müssen auch bedenken, daß gerade mit eigenen Augen in die Welt hineinsehen, auch ein Studium ist, wozu sie nicht aufgelegt sind. Denn ob ich Bemerkungen hinter dem Buche oder hinter den Fensterscheiben mache, ist wohl gleichviel. Nehmet alles mit Dank an, und verachtet keinen. Es ist alles gut, und alles kann zu einem großen Endzweck genutzt werden. In Büchern nach den Menschen suchen, sollte ich deswegen für eine schlechtere Arbeit halten, als selbst beobachten, weil die wenigsten imstande sind, den Menschen, so wie er ist, zu Buch zu bringen; und dasselbe Geistesgebrechen, welches macht, daß man den Menschen falsch beobachtet, macht, daß man ihn auch falsch im Buche erkennt; also ist bei dem letzteren Studium die Wahrscheinlichkeit zu fehlen doppelt so groß, als bei dem ersteren.

Es wäre gewiß sehr nützlich, der Welt die Schriftsteller anzuzeigen, die mit Kenntnis anderer, die vor ihnen gewesen sind, aus sich selbst allein geschöpft haben. Durch diese allein lernt man, und es sind ihrer gewiß sehr wenige, die also jedermann leicht lesen könnte. Die andern prägen nach und sind im eigentlichen Verstande Falschmünzer.

Der einzige Fehler, den die recht guten Schriften haben, ist der, daß sie gewöhnlich die Ursache von sehr vielen schlechten oder mittelmäßigen sind.

Die Mathematik ist eine gar herrliche Wissenschaft, aber die Mathematiker taugen oft den Henker nicht.

Es ist fast mit der Mathematik, wie mit der Theologie. So wie die der letztern Beflissenen, zumal wenn sie in Ämtern stehen, Anspruch auf einen besonderen Kredit von Heiligkeit und eine nähere Verwandtschaft mit Gott machen, obgleich sehr viele darunter wahre Taugenichtse sind, so verlangt sehr oft der sogenannte Mathematiker für einen tiefen Denker gehalten zu werden, ob es gleich darunter die größten Plunderköpfe gibt, die man nur finden kann, untauglich zu irgend einem Geschäft, das Nachdenken erfordert, wenn es nicht unmittelbar durch jene leichte Verbindung von Zeichen geschehen kann, die mehr das Werk der Routine, als des Denkens sind.

Das Neue Testament ist ein auctor classicus, das beste Not- und Hilfsbüchlein, das je geschrieben worden ist; daher man jetzt auf jedem Dorfe der Christenheit mit Recht einen Professor angesetzt hat, diesen Autor zu erklären. Daß es viele unter diesen Professoren gibt, die ihn nicht verstehen, hat dieser Autor mit anderen Autoren gemein. Aber dadurch unterscheidet sich das Buch gar sehr von anderen, daß man Schnitzer in der Erklärung desselben sogar geheiligt hat.

Der Mann, der nicht aus dem Stegreif über Materien seines Faches zu räsonnieren weiß, der erst in seine Exzerpten blicken, oder in seine Bibliothek steigen muß, ist gewiß ein Artefakt. Man hat heutzutage eine Kunst berühmt zu werden, die den Alten unbekannt war. Diese wurden es durch Genie; die meisten von unsern berühmten Gelehrten aber sind Pasten, keine Edelsteine. Sehr weit wird es freilich auch mit ihrem Ruhm

nicht gehen. Ihre Werke werden vergessen werden, wie die Poesie des Cicero, die sogar durch eine der Ewigkeit entgegengehende Prosa nicht zu erhalten war.

Man kann von keinem Gelehrten verlangen, sich in Gesellschaft überall als Gelehrten zu zeigen; allein der ganze Ton muß den Denker verraten; man muß immer von ihm lernen; seine Art zu urteilen muß auch in den kleinsten Dingen von der Beschaffenheit sein, daß man sehen kann, was daraus werden würde, wenn der Mann mit Ruhe und in sich gesammelt wissenschaftlichen Gebrauch von dieser Kraft machte.

In den Schriften berühmter Schriftsteller, aber mittelmäßiger Köpfe, findet man immer höchstens das, was sie einem zeigen wollen; hingegen sieht man in den Schriften des systematischen Denkers, der alles mit seinem Geiste umfaßt, immer das Ganze und wie jedes zusammenhängt. Erstere suchen und finden ihre Nadel bei dem Lichte eines Schwefelhölzchens, das nur an der Stelle kümmerlich leuchtet, wo es sich befindet, da die andern ein Licht anzünden, das sich über alles verbreitet.

Diejenigen unter den Gelehrten, denen es an Menschenverstand fehlt, lernen gemeiniglich mehr als sie brauchen, und die vernünftigen unter ihnen können nie genug lernen.

Es ist schade, daß man bei Schriftstellern die gelehrten Eingeweide nicht sehen kann, um zu erforschen, was sie gegessen haben.

Wenn unsere jetzt im Schwange gehende registerartige Gelehrsamkeit nicht bald zu ihrem Winterstillstand kommt, so ist allerdings viel zu befürchten. Der Mensch lebt allein, um sein und seiner Mitmenschen Wohl so sehr zu befördern, als es seine Kräfte und seine Lage erlauben. Hierin kürzer zu seinem Endzweck zu gelangen, nützt er die Versuche seiner Vorfahren. Er studiert. Ohne jene Absicht studieren, bloß um sagen zu können, was andere getan haben, das heißt die letzte der Wissenschaften treiben. Solche Leute sind so wenig eigentliche Gelehrte, als Register Bücher sind. Nicht bloß wissen, sondern auch für die Nachwelt tun, was die Vorwelt für uns getan hat, heißt ein Mensch sein. Soll ich, um nichts noch einmal zu erfinden, was schon erfunden ist, mein Leben über der Gelehrten Geschichte zubringen? Sagt man doch Dinge vorsätzlich zweimal, und man nimmt es einem nicht übel, wenn nur die Einkleidung neu ist. Hast du selbst gedacht, so wird deine Erfindung einer schon erfundenen Sache gewiß allemal das Zeichen des Eigentümlichen an sich tragen.

In Deutschland haben wir eine Menge Gelehrten, die sich geschwinde, wie man zu sagen pflegt, in ein Fach hineinwerfen können. Diese Leute wundern sich heimlich über sich selbst, daß sie so bald imstande sind, über eine Materie zu schreiben. Sie werden Polygraphen, ehe sie sich dessen versehen, und erlangen einen Ruhm; allein fast immer werden sie nur von unwissenden und halberfahrenen angestaunt. Der eigentliche Mann des Faches lächelt bei ihren Arbeiten, die der Wissenschaft selbst nicht einen Pfennig eintragen.

Sie gegenteils sind blödsinnig genug, diesen ihnen versagten Beifall des Kenners für Neid zu halten. Unsere meisten Schriftsteller sind von der Art, man darf es kühn behaupten. Sie sind vortrefflich, um von ihnen zu sprechen — denn auch unter diesen hervorzuragen, ist eine Ehre, wenigstens in dem Lande, wo es Mode ist auf diese Art gelehrt zu sein — aber Vorteil bringen sie der Wissenschaft sicherlich nicht. Um in einer Wissenschaft so zu schreiben, daß man nicht bloß die Menge staunen macht, sondern den Beifall des Kenners erhält und der Wissenschaft selbst etwas zulegt, muß man sich ihr allein widmen, und zu gewissen Zeiten selbst nur einzelne kleine Teile derselben bearbeiten. Unsere Gelehrten werden gewiß von andern ähnlichen wieder verdrängt, sie sterben am Abend des Tages, da sie in der Sonne schimmerten und spielten, zu Tausenden dahin und werden vergessen. — Man kann sich selbst bis zum Erstaunen in einer Sache Genüge leisten, und der Erfahrene lacht über unser Werk.

Daß man so viel wider die Religion und die Bibel schreibt, geschieht mehr aus Haß gegen eine gewisse Klasse von Menschen. Wenn Philologen anfangen sollten zu herrschen, so könnte leicht den alten Klassikern Homer, Virgil, Horaz und andern eine ähnliche Ehre mit größerem Vorteil widerfahren. Wir dürften nur einmal einen philologischen Papst bekommen.

Es gibt keine Art von Gelehrsamkeit und keine Art literarischer Beschäftigung, die man nicht mit irgend einem Handwerk oder sonst einer Handarbeit ver-

gleichen könnte. Wir haben im Reiche der Gelehrsamkeit Wegeverbesserer, ein sehr nützliches Geschäft, das wenig einbringt; Sklaven, die mit blutigem Schweiß Zucker pressen und sieden, den andere Leute verschmausen; Leute, die griechische Münzen einschmelzen, um modernes Zeug daraus zu gießen; Gassenreiniger; Bettelvögte, Ausrufer; Bader, die sich für Wundärzte ausgeben, u. a. m. Allein ich habe nie eine Gattung finden können, die so viel mit dem Kesselflicker gemein hätte, als die Leute, die unter dem Schein ein nützliches Handwerk zu treiben, herumziehen, um die Leute zu betrügen und zu bestehlen.

Ich glaube, daß einige der größten Geister, die je gelebt haben, nicht halb so viel gelesen hatten, und bei weitem nicht so viel wußten, als manche unserer mittelmäßigen Gelehrten. Und mancher unserer mittelmäßigen Gelehrten hätte ein größerer Mann werden können, wenn er nicht so viel gelesen hätte.

Professor Philosophiae extra ordinariae.

So wie es schon schmerzt, manche Entdeckung nicht gemacht zu haben, sobald man sie gemacht sieht, obgleich noch ein Sprung nötig war, so schmerzt es unendlich mehr, tausend kleine Gefühle und Gedanken, die wahren Stützen menschlicher Philosophie, nicht mit Worten ausgedrückt zu haben, die, wenn man sie von andern ausgedrückt sieht, Erstaunen erwecken. Ein gelernter Kopf schreibt nur zu oft, was alle schreiben können, und läßt das zurück, was er schreiben könnte, und wodurch er verewigt werden würde.

Man wundert sich oft, wie ein Mann, wie Mahomet, seine Leute so habe hintergehen, und mit seinen Fähigkeiten, sie mögen nun klein oder groß gewesen sein, ein Aufsehen in der Welt machen können, das gar kein Verhältnis zu ihnen hatte. Man wundert sich, und sieht es doch alle Tage, wiewohl in einem geringeren Grade vor sich. Es gibt in der gelehrten Republik Männer, die ohne das geringste wahre Verdienst ein sehr großes Aufsehen machen; wenige untersuchen den Wert derselben, und die, die ihn kennen, würde man für Lästerer halten, wenn sie ihre Meinung öffentlich sagten. Die Ursache ist, der eigentlich große Mann hat Eigenschaften, die nur der große Mann zu schätzen weiß; der andere solche, welche der Menge gefallen, die hernach die Vernünftigen überstimmt.

Ein Mensch wählt sich ein Thema, beleuchtet es mit seinem Lichtchen, so gut er's hat, und schreibt alsdann in einem gewissen erträglichen Modestil seine Alltagsbemerkungen, dergleichen jeder Sekundaner auch hätte machen, aber nicht so faßlich ausdrücken können. Für diese Art zu schreiben, welches die Lieblingsart der mittelmäßigen und untermittelmäßigen Köpfe ist, wovon es in allen Ländern wimmelt, habe ich kein besseres Wort als Kandidaten-Prosa finden können. Es wird höchstens das ausgeführt, was die Vernünftigen schon bei dem bloßen Wort gedacht haben.

Leute werden oft Gelehrte, so wie manche Soldaten werden, bloß weil sie zu keinem andern Stand taugen, ihre rechte Hand muß ihnen Brot schaffen, sie legen

sich, kann man sagen, wie die Bären im Winter hin und saugen aus der Tatze.

Ein etwas vorschnippischer Philosoph, ich glaube Hamlet, Prinz von Dänemark, hat gesagt, es gäbe eine Menge Dinge im Himmel und auf der Erde, wovon nichts in unsern Kompendien stände. Hat der einfältige Mensch, der bekanntlich nicht recht bei Trost war, damit auf unsere Kompendien der Physik gestichelt, so kann man ihm getrost antworten: gut, aber dafür stehen auch eine Menge von Dingen in unsern Kompendien, wovon weder im Himmel noch auf der Erde etwas vorkommt.

Wenn ich die Genealogie der Dame Wissenschaft recht kenne, so ist die Unwissenheit ihre ältere Schwester; und ist denn das etwas so Himmelschreiendes, die ältere Schwester zu nehmen, wenn einem die jüngere auch zu Befehl steht? Von allen, die sie gekannt haben, habe ich gehört, daß die älteste ihre eigenen Reize habe; daß sie ein fettes, gutes Mädchen sei, die eben deswegen, weil sie mehr schläft, als wacht, eine vortreffliche Gattin abgibt.

Ich habe öfters gesehen, daß sich Krähen auf Schweine setzen und acht geben, wenn diese einen Wurm aufwühlen, dann herabfliegen, ihn holen, und sich darauf wieder an ihre alte Stelle setzen. Ein herrliches Sinnbild von dem Kompilator, der aufwühlt, und dem schlauen Schriftsteller, der es ohne viele Mühe zu seinem Vorteil verwendet.

Es ist heutzutage Mode geworden, das Bücherschreiben als den Endzweck des Studierens anzusehen, daher studieren so viele, um zu schreiben, anstatt daß sie studieren sollten, um zu wissen. Was man nur ankauft, um es bei der ersten Gelegenheit wieder anzubringen, vermischt sich nie recht mit uns, und war nie recht unser.

Die ganz gemeinen Leute brauchen dasjenige, was ihnen Gott zum Gebrauch in die Hände gegeben hat, gewiß zweckmäßiger als wir vornehmen Leute. Ich meine nicht das bißchen Vermögen, das ihnen der liebe Gott darbietet, das ihnen die großen Herren mit ihren langen Händen wegnehmen, ehe sie es recht brauchen können, sondern was ich meine, ist eigentlich Leib und Seele. Der Gelehrte sollte so in seiner Haushaltung denken, wie der gemeine Mann in der seinigen, er denkt, ohne zu wissen, daß er etwas tut, was die Gelehrten als ein sicheres Spezifikum gegen Fehler und Irrtümer anraten, wofür aber die meisten als für einem bittern Tränkchen Abscheu tragen. Die Studierten machen ein Gewerbe aus einem Ding, das eine Pflicht ist und bilden sich ein, wenn sie über das denken, was sie tun, sie hätten einen Lohn im Himmel verdient, da es doch nicht um ein Haar mehr verdienstlich ist als bei seiner Frau zu schlafen.

Es ist eine Bemerkung, die ich durch vielfältige Erfahrung bestätigt gefunden habe, daß unter den Gelehrten diejenigen fast allezeit die verständigsten sind, die nebenher sich mit einer Kunst beschäftigen oder, wie man im Plattdeutschen sagt, klütern.

Aus dem jetzigen Zustand der Gelehrsamkeit, da sich Nützlichkeit, Gründlichkeit und Tändelei wie 1, 3 und 5 verhalten, gleich einen Verfall der Wissenschaften schließen wollen, heißt die Sache mit gar zu mikroskopischen Augen ansehen; dieses Zickzack wird im allgemeinen doch nur ein steter Weg; ob er zur Aufnahme oder zum Verfall führt, läßt sich so geschwind nicht beurteilen. 50 Jahre Kleinmeisterei und Tändelei nehmen sich für das lebende Zeitalter traurig aus, im ganzen sind sie unmerkliche Krümmungen in dem großen Zug; wenn man nahe ist, so sieht es aus, als böge er sich zurück. Wenn ein Volk sich einmal aus der edlen Einfalt in das mehr Schimmernde verloren hat, so geht, wie ich glaube, der Weg zurück nach der Einfalt durch das höchst affektierte Neue, das mit dem Ekel endigt.

Der gesunde Gelehrte: der Mann, bei dem Nachdenken keine Krankheit ist.

Wir haben heutzutage eine ganze Menge sogenannter feiner Köpfe (nicht großer Geister). Es sind aber dies nicht sowohl Leute, die groß in der ganzen Anlage ihres Geistes und zwar ursprünglich sind, sondern bei den meisten ist die Feinheit eine Schwächlichkeit, Hypochondrie, eine kränkliche Empfindlichkeit. Ein solcher Gelehrter ist zu feinen Bemerkungen aufgelegter als andere Menschen, stiftet aber in dem Reich der Gelehrsamkeit selten so viel Nutzen, glaubt viel ausrichten zu können, wenn er nur wollte, will aber niemals. Diese Leute bilden sich leicht nach allem; wenn sie lauter Gutes lesen, so schreiben sie ziemlich gut,

sie sind aber allezeit weit entfernt von der sicheren Richtigkeit der Alten, deren Genie der gesunden und festen Reife einer Frucht und nicht der welken, wurmstichigen, wiewohl oft schönfarbigen einiger Neueren gleicht.

Neue Mutmaßungen über Dinge sollten die Gelehrten immer mit Dank annehmen, wenn sie nur einige Vernunft bei sich haben; ein anderer Kopf hat zuweilen nichts nötig, um eine wichtige Entdeckung zu machen, als eines solchen Reizes. Die allgemein angenommene Art, ein Ding zu erklären, hat keine Wirkung mehr auf sein Gehirn, und kann ihm keine neue Bewegung mehr mitteilen.

Unsere besten Universitäten haben sie nicht unangetastet gelassen, von denen doch so viel überschwängliches Gute kommt, aus welchem Unwesen denn der Pferdefuß und die Klaue deutlich hervorguckt. Man schafft Professoren an, hoffnungsvolle junge Leute, man schafft Bücher an, liest, exzerpiert, räsoniert sich weiß, gelb, schwindsüchtig und frigid und impotent. Und was ist denn am Ende der ganze Nutzen bisher noch in Deutschland gewesen? Wackere Advokaten, auch allenfalls wackere Richter und brave Amtleute, das ist wahr. Aber wo sind unsere erbaulichen Prediger, denen der Welt- und Menschenkenner mit Vergnügen zuhört? Wo sind unsere Publizisten? Und wo sind (dabei zucken die Schelmen wohl gar die Achsel?), ach Gott, wo sind unsere philosophischen Geschichtsschreiber? Männer, die tief geprüfte Sachen kurz und stark zu sagen wissen, und immer mehr den Menschen

vor Augen haben, als den Nieder- oder Obersachsen oder s..., der nicht erst eine Bemerkung macht, und dann sagt, daß er sie gemacht hat, der zwanzig, dreißigjährige Erfahrung in einer Zeile hinwirft, die hernach dem denkenden Leser mit einem Vergnügen, das kein gleiches hat, sich wieder in Lebensgebrauch auflöst? Wo sind unsere Philosophen? Wo sind unsere Prosaisten? Noch zurzeit nur ein einziger Lessing! Barden, Rezensenten, poetische Zitterer, Enthusiasten, die bei jedem Favoritvorfall ihr ganzes Feuerwerk abbrennen, haben wir zu Tausenden. Leute, die mit ihrer Schrift einem ganzen Rezensentenklub heilige Schauder abjagen, konventionell für jenes Kollegium, für jene Zeitungsschreiber, für dieses Kränzchen, aber für den Menschen — nichts, gar nichts! Man wird gefunden haben, daß uns die Leute platterdings zu nichts machen wollen. Etwas müssen wir doch sein.

Er war ein solcher aufmerksamer Grübler, ein Sandkorn sah er immer eher als ein Haus.

Er erschrak, als wenn er ein licet mit dem indicativo gesehen hätte.

Das Doktorwerden ist eine Konfirmation des Geistes.

Was den Polygraphen oft macht, ist nicht das Vielwissen, sondern jenes glückliche Verhältnis seiner Kräfte zu seinem Geschmack, vermöge welcher der letztere immer gut heißt, was durch die ersteren hervorgebracht wird.

Über Sprache und Worte

Im Wort Gelehrter steckt nur der Begriff, daß einem vieles gelehrt ist, aber nicht, daß man auch etwas gelernt hat; daher sagen die Franzosen sinnreich, wie alles, was von diesem Volke kommt, nicht les enseignés, sondern les savans, und die Engländer nicht the taught ones, sondern the learned.

Es ist eine vortreffliche Bemerkung von Hartley, daß durch die Verschiedenheit der Sprachen falsche Urteile verbessert werden, weil wir in Worten denken. Es verdient sehr überlegt zu werden, inwiefern die Erlernung fremder Sprachen uns die Begriffe in unserer eigenen aufklärt.

Wir bewundern zuweilen die Kräftigkeit der Sprachen unausgebildeter Nationen; die unsrige ist nicht weniger kräftig; unsere gemeinsten Ausdrücke sind oft sehr poetisch; aber das Poetische eines Ausdrucks verliert sich, wenn er uns gemein wird. Der Laut bringt den Begriff hervor, und das Bild, das vorher das Mittel war, verschwindet und mit ihm zugleich alle Nebenideen, die es in sich schloß.

Was heißt schwätzen? Es heißt mit einer unbeschreiblichen Geschäftigkeit von den gemeinsten Dingen, die entweder schon jedermann weiß oder nicht wissen will, so weitläufig sprechen, daß niemand darüber zum Wort kommen kann, und jedermann Zeit

Hess. Land
Hochschul
Darmsta

und Weile lang wird. Die deutsche Sprache ist sehr arm an Wörtern für Handlungen, die sich so zu andern Handlungen des vernünftigen Mannes verhalten wie Geschwätz zur zweckmäßigen vernünftigen Unterredung. So fehlt es uns an einem solchen Wort für rechnen.

Je mehr man in einer Sprache durch Vernunft unterscheiden lernt, desto schwerer wird einem das Sprechen derselben. Im fertig sprechen ist viel Instinktartiges; durch Vernunft läßt es sich nicht erreichen. Gewisse Dinge müssen in der Jugend erlernt werden, sagt man; dieses ist von Menschen wahr, die ihre Vernunft zum Nachteil aller übrigen Kräfte kultivieren.

Es donnert, heult, brüllt, zischt, pfeift, braust, saust, summet, brummet, rumpelt, quält, ächzt, singt, rappelt, prasselt, rasselt, knallt, knistert, klappert, knurret, poltert, winselt, wimmert, rauscht, murmelt, kracht, glucket, röchelt, klingt, klingelt, bläset, schnarcht, klatscht, lispelt, keucht, schreiet, weinet, schluchzet, krächzet, stottert, lallt, girret, haucht, klirret, blökt, wiehert, schnarrt, scharrt, sprudelt. —

Diese Wörter und noch andere, welche Töne ausdrücken, sind nicht bloße Zeichen, sondern eine Art von Bilderschrift für das Ohr.

Um eine fremde Sprache recht gut sprechen zu lernen, und wirklich in Gesellschaft zu sprechen, mit dem eigentlichen Akzent des Volks, muß man nicht allein Gedächtnis und Ohr haben, sondern auch in gewissem Grad ein kleiner Geck sein.

Shakespeare ist meistens schwer ganz zu verstehen, und seine gelehrten Kommentatoren haben ihn oft nicht verstanden. Ihn gut zu übersetzen ist an vielen Stellen ganz unmöglich, wegen seiner an Nebenideen reichhaltigen Metaphern, wovon der beste Übersetzer uns doch immer nur einige geben kann. Außer einer tiefen Kenntnis der englischen Sprache, die nur wenige Ausländer sich verschaffen können, wird eine noch schwerer zu erreichende Kenntnis der Sitten des Volkes erfordert. Um nur eine anzuführen, so wünschte ich wohl, daß ein Deutscher, der seine Nation und die englische gut kennt, uns ein Werkchen über Shaksperes Flüche gäbe, und sie uns durch ähnliche, z. E. für Obersachsen, übersetzte (denn für Deutschland überhaupt müssen wir nicht rechnen, weil wir kein London oder Paris haben). So wie sie gemeiniglich übersetzt werden, ist es abscheulich, und drücken Shakspeares Sinn gar nicht aus. Das Weiß Gott unsers Pöbels, geschwind gesprochen, erweckt bei uns weiter nichts als die Idee einer Ungezogenheit; dem Engländer würde es die Idee von Feierlichkeit, und wenn es oft käme von Ruchlosigkeit, zumal am Anfange der Rede, erwecken, ungefähr wie bei uns, wenn man sagte: Das weiß Gott, daß usw. So haben wir (ich spreche als Ober-Hesse) nichts, das dem englischen damn it entspräche. Potz Wetter kommt ihm nahe, ist aber zu läppisch. God damn it wird in Deutschland oft durch Gott verdamme übersetzt, so abscheulich, daß man kaum ärger fehlen könnte, wenn man es durch der Herr segne übersetzte. In England ist es mehr pöbelhaft als ruchlos, so zu schwören, zumal wenn es geschwind gesprochen wird. Ja, es kann so geschwind

gesprochen werden, daß es einen Anschein von Artigkeit bei der vornehmen Jugend gibt. Wenn Shakspeares Personen fluchen, so verfehlt es bei uns seinen Endzweck; was bei ihm eine Schattierung sein sollte, wird bei uns Hauptfigur. Der Engländer flucht ceteris paribus zehnmal mehr, als der Deutsche, weil die fluchende Klasse der Menschen (die Seeleute) diesem Staat seine Reichtümer verschafft und seinen Schutz gewährt, und es unter ihnen Männer gibt, die die Achtung dieser Welt und der künftigen verdienen.

Ist es nicht sonderbar, daß eine wörtliche Übersetzung fast immer eine schlechte ist? Und doch läßt sich alles gut übersetzen. Man sieht hieraus, wie viel es sagen will, eine Sprache ganz verstehen; es heißt, das Volk ganz kennen, das sie spricht.

Eine der seltsamsten Wortverbindungen, denen die menschliche Sprache fähig ist, ist wohl die: Wenn man nicht geboren wird, so ist man von allen Leiden frei.

Der Teufel ist wohl heutzutage, in unsern aufgeklärten Zeiten, ein recht armer Teufel. Woher mag überhaupt die Redensart: armer Teufel kommen? Sie findet sich auch in andern Sprachen: poor devil, pauvre diable.

Daß die Verwechselung von lehren und lernen, die bei uns, zumal in der Sprache des Umgangs, gemeiner ist, als man denken sollte, von etwas Tieferem herrührt, als bloß von der Ähnlichkeit des Lautes, kann man daraus abnehmen, daß die Schottländer häufig to learn mit to teach verwechseln, die doch nicht verschie-

dener klingen können. Hingegen verwechselt der Engländer häufig to lie liegen, und to lay legen, welches auch der unstudierteste Deutsche nicht tut, da doch die Ähnlichkeit des Lauts und der Relation in den Begriffen, die sie ausdrücken, bei beiden gleich groß ist. Wer liegt, der hat sich gelegt; und wer sich lehrt, der lernt; oder, wer gelegt wird, liegt, und wer gelehrt wird, lernt.

Es ist zum Erstaunen, wie sehr das Wort unendlich gemißbraucht wird; alles ist unendlich schön, unendlich besser usw. Der Begriff muß etwas Angenehmes haben, sonst hätte der Mißbrauch nicht so allgemein werden können. Was haben die Alten davon?

Es macht den Deutschen nicht viel Ehre, daß einen anführen (was sonst mit anleiten synonym ist) so viel heißt, als einen betrügen. Sollte das nicht ein Hebraismus sein?

In der Sprache von Otaheiti heißt Erai die Sonne, erai der Himmel und Erao das weibliche Glied.

Diejenigen Verba, welche die Leute täglich im Munde führen, sind in allen Sprachen die irregulärsten. Sum, sono, εἰ μί, ich bin, je suis, jag är, i am.

Eine Sprache, die allemal die Verwandtschaft der Dinge zugleich ausdrückte, wäre für den Staat nützlicher als Leibnizens Charakteristik. Ich meine solche wie zum Exempel Seelsorger statt Prediger, Dummkopf statt Stutzer, Wassertrinker statt Anakreontischer Dichter.

Was Baco von der Schädlichkeit der Systeme sagt, könnte man von jedem Wort sagen. Viele Wörter, die ganze Klassen ausdrücken, oder alle Stufen einer ganzen Leiter, werden nie von einer Stufe als individua gebraucht. Das heißt die Wörter wieder indefinieren.

Um eine allgemeine Charakteristik zustande zu bringen, müssen wir erst von der Ordnung in der Sprache abstrahieren, die Ordnung ist eine gewisse Musik, die wir festgesetzt und die in wenigen Fällen (z. E. femme sage, sage femme) einen sonderbaren Nutzen hat. Eine solche Sprache, die den Begriffen folgt, müssen wir erst haben, oder wenigstens für besondere Fälle suchen, wenn wir in der Charakteristik fortkommen wollen. Weil aber unsere wichtigsten Entschlüsse, wenn wir sie ohne Worte denken, oft nur Punkte sind, so wird eine solche Sprache eben so schwer sein zu entwerfen, als die andere, die daraus gefolgert werden soll.

Lieber Freund, du kleidest deine Gedanken so sonderbar, daß sie nicht mehr aussehen wie Gedanken.

Sage mir, ob dieser nicht seltsam gekleidet ist, und du sollst alle die meinigen nackend sehen, ehe sie noch meine Sinne mit ihrer Livree bedecken. Es ist eine Schande, die meisten unserer Wörter sind mißbrauchte Werkzeuge, die oft noch nach dem Schmutz riechen, in dem sie die vorigen Besitzer entweihten. Ich will mit neuen arbeiten, oder ohne so viel Luft dazu zu brauchen, als ein Sommervogel aussumst, nur mit mir selbst in alle Ewigkeit sprechen.

Er wußte wenigstens 10 000 Wörter im Deutschen und konnte sie alle, sofern es anging, deklinieren und konjugieren, aber wenigstens 8000 davon hatten sich in seinem Gehirn so von den eigentlichen Begriffen, die sie bezeichnen sollten, weggeschoben, daß sie öfters auf ganz andere zu liegen kamen, oder daß sie doch über die Hälfte drüber oder darunter weg lagen; daher kamen die sonderbaren Vorstellungen von den Wissenschaften, wovon er doch täglich die Bücher unter Händen hatte. Manche Wörter waren bei ihm von einem abscheulichen Umfang, daß sie nicht allein zwei, drei Geschlechter, sondern jede Gattung und jedes Individuum besonders bezeichneten; so werden wir eine besondere Bedeutung von dem Wort belles lettres bei ihm finden. Das Wort Beruf drückte bei ihm die Begriffe Hang, Neigung und Leidenschaft aus. Kurz, in einem Kopf, wo die Wörter nicht recht liegen, da ist eine ganz andere Denkungsart, ein anderes Jus naturae, andere Belleslettres, die ganze Haushaltung muß sich ändern, man wird Fremdling in seinem eigenen Vaterland und in der Welt. Also wollte ich allen jungen Leuten raten, alle neue Wörter fein zu ordnen und so wie die Mineralien in ihre Klassen zu bringen, damit man sie finden kann, wenn man danach fragt oder sie selbst gebrauchen will. Dieses heißt Wörterökonomie, ist dem Verstand ebenso einträglich, als die Geldökonomie dem Beutel.

Unsere besten Ausdrücke werden veralten, schon manches Wort ist jetzt niedrig, was ehemals eine kühne Metapher war. Es ist also gewissermaßen der Dauer eines Werks zuträglich, wenn man etwas neu im Stil

tut, doch so, daß die Nachahmung schwer ist, es kann nicht so leicht veralten.

Schimpft nicht auf unsere Metaphern, es ist der einzige Weg, wenn starke Züge in einer Sprache zu verbleichen anfangen, sie wieder aufzufrischen und dem Ganzen Leben und Wärme zu geben. Es ist unglaublich, wie viel unsere besten Wörter verloren haben, das Wort vernünftig hat fast sein ganzes Gepräge verloren, man weiß die Bedeutung, aber man fühlt sie nicht mehr wegen der Menge von vernünftigen Männern, die den Titel geführt haben; unvernünftig ist in seiner Art stärker. Ein vernünftiges Kind ist ein schlaffer frommer Taugenichts von einem Anbringer, ein unvernünftiger Junge ist viel besser. Der Schall Liberty.

Ist Heimsuchen wirklich so viel als strafen oder ist es so viel als das Herz untersuchen? Wir müssen mehr Gebrauch machen von dem Wort heim, es ist sehr stark: heimreden, das ist die Seele, höchste Überzeugung bei Scham sie zu gestehen.

Eine schädliche Folge des allzuvielen Lesens ist, daß sich die Bedeutung der Wörter abnutzt, die Gedanken werden nur so ungefähr ausgedrückt. Der Ausdruck sitzt dem Gedanken nur los an. Ist das wahr?

Es ist nicht zu leugnen, daß das Wort Nonsense, wenn es mit gehöriger Nase und Stimme ausgesprochen wird, etwas hat, das selbst den Wörtern Chaos und Ewigkeit wenig oder nichts nachgibt. Man fühlt eine

Erschütterung, die, wo mich meine Empfindung nicht betrügt, von einer fuga vacui des menschlichen Verstandes herrührt.

Man wird bei allen Menschen von Geist eine Neigung finden, sich kurz auszudrücken, geschwind zu sagen, was gesagt werden soll. Die Sprachen geben daher keine schwachen Kennzeichen von dem Charakter einer Nation ab. Wie schwer ist es nicht, einem Deutschen den Tacitus zu übersetzen. Die Engländer sind schon conciser als wir, ich meine ihre guten Schriftsteller. Sie haben einen großen Vorzug darin für uns, daß sie besondere Wörter für die species haben, wo wir oft das Genus mit einer limitation gebrauchen, welches Weitläufigkeit verursacht. Es könnte nicht schaden, wenn man in jeder Periode die Worte zählte und sie jedesmal mit den wenigsten auszudrücken suchte.

Es hat Leute gegeben, die haben dem Tacitus wollen auf die Sprünge kommen, und Kapitel mit drei Worten aussprechen, der Stubenhistoriker ihre Schweiß und Blut kostende Berichtigung der Nachwelt in ein harmonisches Kolon hinwerfen, und unaffektierte Perioden drechseln, die sich in Magister-Disputationen auflösen ließen, und den Dank für jahrelange Mühe nicht einmal mit einem Partikelchen auch nur fliehend suchen, sondern die Zeile hinschreiben, gleichgültig, ob die Perle, die sie enthält, morgen oder in tausend Jahren oder gar nicht gefunden wird. Der Vorsatz ist gut, aber unter uns gesprochen, Landsleute, das geht wahrhaftig nicht. Wir sind nicht danach eingerichtet, und dem Himmel sei Dank, daß wir es nicht sind.

Nein, so lange ich wenigstens lebe, so soll die majestätische deutsche Alongen-Periode nichts von ihrer Würde verlieren. In ihr liegt der Charakter der Nation, da ist alles Zusammenhang, unser häufiges gewesen und das denenjenigen, desselbigengleichen, das beliebte Se. Hochwohlgeborene Exzellenz, der Herr von usw., ferner unser Bettuch, Halstuch, Schnupftuch, Handtuch, Tischtuch und zehntausend solcher Wörter, worin man den Nationalgeist recht auf der Tat ertappt, zeigt, daß die lange, eckige, dahin knarrende Periode eigentlich für uns ist. Ja was sage ich, merkt ihr nicht deutlich, daß vielen unserer Landsleute die Sprache schon zu kurz geworden ist, daher sie in ihren Aufsätzen nicht allein die längst erlaubten Füll-, Flick- und Streckwörter, sondern sogar die sogenannten Flickbemerkungen nötig haben, während welcher dann der Geist die Zunge wieder einholt.

Sie sind unterschieden wie promesse und Versprechung, die letztere wird gehalten und die erstere nicht. Vom Nutzen der französischen Wörter im Deutschen. Ich wundere mich, daß man das nicht gemerkt hat. Das französische Wort gibt die deutsche Idee mit einem Zusatz von Wind, oder in der Hofbedeutung. Ist denn promesse so viel als Versprechen? Eine Erfindung ist etwas Neues und eine découverte etwas Altes mit einem neuen Namen. Kolumbus hat Amerika entdeckt und Amerigo Vespucci hat es decouvriert (ja goût und Geschmack stehen einander fast entgegen und Leute von goût haben selten viel Geschmack). Ehemals erfanden die Deutschen noch, jetzt, da man mit Recht Schreiben zum Maßstab von Ver-

dienst gemacht, und man die kritischen Bibliotheken, Kalender und Lotterielisten und Musterkarten mitunter die Bücher rechnet, so legen sich die Deutschen mehr auf das Decouvrieren. Ehemals hat man in Frankreich öffentlich über die Frage disputiert: si un allemand peut avoir de l'esprit. Non, messieurs, würde ich gesagt haben, denn versteht ihr unter Esprit, was wir darunter verstehen, so habt ihr recht, versteht ihr aber unter Esprit, was wir und die Engländer unter Witz und Wit verstehen, so sollen euch die schwarzen Husaren holen, ihr Schelme. Welches ist witziger, sagt, wie ihr einer Dame wegen weniger in ein Buch zu bringen als hinein gehört, oder wie wir der Mannesperson wegen mehr hinein zu bringen, als wir selbst wissen? Den Damen zu gefallen, nicht mehr Blut sagen sondern Lebens-Burgunder, die Mathematik aus mathematischen Büchern verdammen. Griechisch mit lateinischen Lettern drucken, der Schwangern wegen. Algebra durch A... ausdrücken, der Schwangern wegen.

Man könnte, da man doch einzelne Silben nicht liest, sondern ganze Wörter, manche Bücher sehr abkürzen. In vielen Wörtern sind die Vokale entbehrlich. Mnsch liest gewiß jedermann Mensch, list gwß jdrmn Mnsch.

Wir gebrauchen das Wort Seele wie die Algebraisten ihr x, y, z, oder wie die Wörter attraction, es ist vielleicht nur ein bloßes Wort so wie Meinung, Zustand. Hätte Newton x oder * statt attraction gesagt.

Vor-Successor, wie die gemeinen Leute im Osnabrückischen einen Vorgänger nennen, ist nicht viel

schlechter als Nachfolger, da einem ja niemand vorfolgen kann.

Was muß es auf ein Volk für einen Einfluß haben, wenn es keine fremden Sprachen lernt? Vermutlich etwas Ähnliches von dem, den eine gänzliche Entfernung von aller Gesellschaft auf einen einzelnen Menschen hat.

Aus dem Blöken des Kindes ist Sprache so geworden, wie aus dem Feigenblatt ein französisches Galakleid.

Dem französischen Ausdruck der gemeinen Leute J'avons été korrespondiert unsere Bauernredensart ich sind da gewest, oder ich sein da gewest.

Schimpfwörter und dergleichen.

alter Krachwedel	Schlingel
alter Hosenhuster	Maulaffe
Dreck auf den Bart (Araber)	Klotzkopf
Bärnhäuter	Dummkopf
Schandbalg	Schurke
alte Hure	Spitzbube
Bankert	Dieb
Flegel	Hure
Reckel	Nickel
Bengel	Mensch
Tölpel	Betrüger
Gelbschnabel	Lorck
Schuft	Affengesicht
Hundsfott	Narre
Esel	Matz

Lausewentzel
Flöhbeutel
Galgenschwengel
Galgenvogel
Sauwedel
Lümmel; Saulümmel
Laffe
Schelm
Rotzlöffel
Schnauzhahn
Hundejunge
Poltron
Lausebalg
Schandbalg

Scheißmatz
Knasterbart
Memme
Hexe
Kanaille
Trulle
Drecksau
Schlampe
Vettel
Luder
Schind—aas
Regimentshure
— — — Nickel.

hol dich der Teufel
daß dich tausend Teufel zerreißen
daß dich der Donner und das Wetter erschlüge
daß du tausend schwere Not hättest
daß du die Kränke hättest
Blitz, Hagel und alle Wetter
Schwere Not!
Himmel Sakrament!
Potz Donner, und der Teufel
Tausend Sakrament
Beim Teufel.

Über Träume

Wenn ich im Traum mit jemandem disputiere, und der mich widerlegt und belehrt, so bin ich es, der sich selbst belehrt, alse nachdenkt. Dieses Nachdenken wird also unter der Form von Gespräch angeschaut. Können wir uns daher wohl wundern, wenn die früheren Völker das, was sie bei der Schlange denken (wie Eva), durch: die Schlange sprach zu mir, ausdrücken? Von der Art sind die Ausdrücke: der Herr sprach zu mir; mein Geist sprach zu mir. Da wir eigentlich nicht genau wissen, wo wir denken, so können wir den Gedanken versetzen, wohin wir wollen. So wie man sprechen kann, daß man glaubt, es käme von einem Dritten, so kann man auch so denken, daß es läßt, als würde es uns gesagt. Hierher gehört der Genius des Sokrates. Wie erstaunlich vieles ließe sich noch durch die Träume entwickeln.

Wenn uns von einer Gesellschaft von Leuten träumt, wie sehr in ihrem Charakter lassen wir sie nicht reden! warum gelingt uns das nicht ebenso, wenn wir schreiben?

Ich empfehle Träume nochmals. Wir leben und empfinden so gut im Traum, als im Wachen, und das eine macht so gut als der andere einen Teil unserer Existenz aus. Es gehört unter die Vorzüge des Menschen, daß er träumt und es weiß. Man hat schwer-

lich noch den rechten Gebrauch davon gemacht. Der Traum ist ein Leben, das, mit unserm übrigen zusammengesetzt, das wird, was wir menschliches Leben nennen. Die Träume verlieren sich in unser Wachen allmählich herein, und man kann nicht sagen, wo das eine anfängt und das andere aufhört.

Daß wir uns im Traume selbst sehen, kommt daher, daß wir uns oft im Spiegel sehen, ohne daran zu denken, daß es im Spiegel ist. Es ist aber im Traume die Vorstellung lebhafter und das Bewußtsein und Denken geringer.

Worin mag der Grund der sonderbaren Erscheinung liegen, die ich so oft bemerkt habe, daß man mit jemandem im Traume von einem Dritten spricht, und wenn man erwacht, findet, daß der vermeinte Dritte gerade der Mann war, mit dem man auch gesprochen hat? Ist es vielleicht bloße Form des Erwachens, oder worin liegt der Grund?

Da man im Traume so oft seine eigenen Einwürfe für die eines andern hält, z. B. wenn man mit jemandem disputiert, so wundert's mich nur, daß dieses nicht öfters im Wachen geschieht. Der Zustand des Wachens scheint also hauptsächlich darin zu liegen, daß man das in uns und außer uns scharf und konventionsmäßig unterscheidet.

Träume führen uns oft in Umstände und Begebenheiten hinein, in die wir wachend nicht gleich hätten können verwickelt werden, oder lassen uns Unbequemlichkeiten fühlen, welche wir vielleicht als klein in der

Ferne verachtet hätten, und eben dadurch mit der Zeit in dieselben verwickelt worden wären. Ein Traum ändert daher oft unsern Entschluß, sichert unsern moralischen Fond besser als alle Lehren, die durch einen Umweg ins Herz gehen.

Das Sprechen im Traum könnte gebraucht werden, in einem Roman etwas zur Entwicklung beizutragen.

Zwischen Wachen und Traum, auch bei der herannahenden Gottheit des Bacchus, nimmt oft die Erinnerung längst vergangener Wollust einen ganz himmlischen Schwung in unsern Seelen.

Man kann ebensogut träumen, ohne zu schlafen, als man schlafen kann, ohne zu träumen.

Wenn Leute ihre Träume aufrichtig erzählen wollten, da ließe sich der Charakter eher daraus erraten, als aus dem Gesicht.

Warum kann man sich den Schlaf nicht abgewöhnen? Man sollte denken, da die wichtigsten Verrichtungen des Lebens ununterbrochen fortgehen, und die Werkzeuge, wodurch sie geschehen, nie ruhen und schlafen, wie das Herz, die Eingeweide, die lymphatischen Gefäße, so wäre es auch nicht nötig, daß man überhaupt schlafe. Also die Werkzeuge, welche die Seele als solche am meisten zu ihren Verrichtungen nötig hat, werden in ihrer Tätigkeit unterbrochen. Ich möchte wohl wissen, ob der Schlaf je in dieser Rücksicht betrachtet worden ist. Warum schläft der Mensch? Der Schlaf scheint mir mehr ein Ausruhen der Gedanken-

werkzeuge zu sein. Wenn ein Mensch sich körperlich gar nicht angriffe, sondern nur nach seiner größten Gemächlichkeit seinen Geschäften folgte, so würde er doch am Ende schläfrig werden. Dieses ist wenigstens ein offenbares Zeichen, daß beim Wachen mehr ausgegeben als eingenommen wird; und dieser Überschuß läßt sich, wie alle Erfahrung lehrt, im Wachen nicht ersetzen. Was ist das? Was ist der Mensch im Schlaf? Er ist eine bloße Pflanze; und also muß das Meisterstück der Schöpfung zuweilen eine Pflanze werden, um einige Stunden am Tage das Meisterstück der Schöpfung repräsentieren zu können. Hat wohl jemand den Schlaf als einen Zustand betrachtet, der uns mit den Pflanzen verbindet? Die Geschichte enthält nur Erzählungen von wachenden Menschen; sollten die von schlafenden minder wichtig sein? Der Mensch tut freilich alsdann wenig, aber gerade da hätte der wachende Psychologe am meisten zu tun.

Die Nerven spitzen sich gegen das Ende zu und machen das aus, was wir sinnliche Werkzeuge nennen. Es sind die Enden, die nach außen stehen und die Eindrücke der Welt empfangen Diese sind vermutlich ohne unser Wissen beschäftigt und beständig wach Es gibt also bei dem Menschen, von der Spitze der Nervenfasern an nach innen zu gerechnet, eine Schicht, die beständig in Arbeit ist und vermutlich, während sie in Arbeit ist, der Seele Begriffe zuzuführen, nicht auch in Arbeit sein kann, sich zu erhalten und das Verlorene zu ersetzen. Diese Teile ruhen also in dem Zeitraume des Ersatzes. Wir scheinen nur zu fühlen, wenn wir wirken, nicht wenn wir für die Wirkung sammeln. Was wir dann empfinden, ist vielleicht bloß

Empfinden des Wohlbefindens. Es wird nicht zu Gedanken, es ist bloß Gefühl von Stärke oder doch Gemächlichkeit.

Unsere ganze Geschichte ist bloß Geschichte des wachenden Menschen; an die Geschichte des Schlafenden hat noch niemand gedacht. Die Gedankenwerkzeuge scheinen am leichtesten zu ermüden zu sein; es sind die feinsten Spitzen. Daher denkt der Mensch im gesunden Schlaf gar nicht. Ich wiederhole es noch einmal: Gebrauch und Ersatz scheinen einander in den feinsten Spitzen entgegenzuwirken; wo Ersatz der Nerven bereitet wird, findet keine Empfindung statt. Diejenigen Teile, die mehr nach innen liegen, sind bloß zur Erhaltung, nicht zum Empfangen und zur Gegenwirkung. So ließe sich die Notwendigkeit eines Schlafes a priori demonstrieren. Feinere Teile, die durch gröbere ersetzt werden müssen, können ihren Dienst nicht leisten, während sie in Ausbesserung begriffen sind.

Über den Selbstmord

Man schreibt wider den Selbstmord mit Gründen, die unsere Vernunft in dem kritischen Augenblicke bewegen sollen. Dieses ist aber alles vergeblich, so lange man sich diese Gründe nicht selbst erfunden hat, das heißt, sobald sie nicht Früchte, das Resultat unserer ganzen Erkenntnis und unseres erworbenen Wesens sind. Also alles ruft uns zu: bemühe dich täglich um Wahrheit, lerne die Welt kennen, befleißige dich des Umgangs mit rechtschaffenen Menschen, so wirst du jederzeit handeln, wie dir's am zuträglichsten ist. Findest du dann dereinst den Selbstmord für zuträglich, das heißt, sind alle deine Gründe nicht zureichend dich abzuhalten, so .....

Es wäre nicht gut, wenn die Selbstmörder oft mit der eigentlichen Sprache ihre Gründe erzählen könnten; so aber reduziert sie sich jeder Hörer auf seine eigene Sprache und entkräftet sie nicht sowohl dadurch, als macht ganz andere Dinge daraus. Einen Menschen recht zu verstehen, müßte man zuweilen der nämliche Mensch sein, den man verstehen will. Wer versteht, was Gedankensystem ist, wird mir Beifall geben. Öfters allein zu sein, und über sich selbst zu denken, und seine Welt aus sich zu machen, kann uns großes Vergnügen gewähren, aber wir arbeiten auf diese Art unvermerkt an einer Philosophie, nach welcher der Selbstmord billig und erlaubt ist. Es ist daher gut,

sich durch ein Mädchen oder einen Freund wieder an die Welt anzuhaken, um nicht ganz abzufallen.

Ein Philosoph auf der Insel Zezu hatte die Frage aufgeworfen: Wenn sich ein Mensch in einen Ochsen verwandeln könnte, ob der Ochse straffällig wäre? (Selbstmord.)

Rede eines Selbstmörders, kurz vor der Tat aufgesetzt

Freunde! Ich stehe jetzo vor der Decke im Begriff sie aufzuziehen, um zu sehen, ob es hinter derselben ruhiger sein wird als hier. Es ist dieses keine Anwandlung einer tollen Verzweiflung, ich kenne die Kette meiner Tage aus den wenigen Gliedern, die ich gelebt habe, zu wohl. Ich bin müde weiter zu gehen, hier will ich ganz ersterben oder doch wenigstens über Nacht bleiben. Hier nimm meinen Stoff wieder, Natur, knete ihn in die Masse der Wesen wieder ein, mache einen Busch, eine Wolke, alles, was du willst, aus mir, auch einen Menschen, aber mich nicht mehr. Dank sei es der Philosophie, daß mich jetzo keine frommen Possen in dem Zug meiner Gedanken stören. Genug, ich denke, ich fürchte nichts, gut, also weg mit dem Vorhang! — —

Nun habe ich keinen Menschen, mit dem ich vertraut umgehen kann; auch nicht einmal einen Hund, zu dem ich Du sagen könnte. Zu meinem größten Glück habe ich noch unter diesen Umständen ein gutes Gewissen, sonst hätte ich mich, je eher je lieber, schon zu der Ruhe begeben, wovon den Hamlet die Träume,

die er in derselben fürchtete, zurückhielten. Mich schrecken keine Träume, Hamlet sage was er wolle, ich rechne es für keinen geringen Trost bei der Betrachtung der menschlichen Trübsale, daß das Lot Pulver kaum 4 Pfennig kostet. Zu leben, wenn man nicht will, ist abscheulich, aber noch entsetzlicher wäre es, unsterblich zu sein, wenn man nicht wollte. So aber hängt ja die ganze erschreckliche Last an mir vermittelst eines Fadens, den ich mit einem Groschenmesser entzwei schneiden kann (an Ljungberg am 2. Dezember 1770).

Der Selbstmord hat nicht mit dem Zeno angefangen, wie in der flüchtigen „Historie abregée des philosophes et des femmes celèbres"[1] gesagt wird, sondern die Leucadischen Klippen waren längst die Schaubühnen des öffentlichen Selbstmords Findet man desselben Beispiele nicht am Ajax und in den Fabeln?

Arsenik, Bindfaden, Schießpulver, Wasser und ein Dachfenster, ein Messer oder wie die Mittel alle heißen mögen.

[1] Von de Burys, erschienen Paris 1770.

Zur Kritik der Gesellschaft

Deutschtum, Vaterlandsliebe
Die Regierenden, die Gesetze und das Volk
Despotismus und Revolution

Was mir an der Art, Geschichte zu behandeln, nicht gefällt, ist, daß man in allen Handlungen Absichten sieht und alle Vorfälle aus Absichten herleitet. Das ist aber wahrlich ganz falsch. Die größten Begebenheiten ereignen sich ohne alle Absicht; der Zufall macht Fehler gut und erweitert das klügst angelegte Unternehmen. Die großen Begebenheiten in der Welt werden nicht gemacht, sondern finden sich.

Der oft unüberlegten Hochachtung gegen alte Gesetze, alte Gebräuche und alte Religion hat man alles Übel in der Welt zu danken.

In den Worten: Vox populi vox Dei steckt mehr Weisheit, als man heutzutage in vier Worte zu stecken pflegt.

Es kann nicht alles ganz richtig sein in der Welt, weil die Menschen noch mit Betrügereien regiert werden müssen.

Wenn eine Geschichte eines Königs nicht verbrannt worden ist, so mag ich sie nicht lesen.

Sagt, ist noch ein Land außer Deutschland, wo man die Nase eher rümpfen lernt, als putzen?

Keine Nation fühlt so sehr, als die deutsche, den Wert von andern Nationen, und wird leider! von den meisten wenig geachtet, eben wegen dieser Biegsamkeit. Mich dünkt, die andern Nationen haben recht: eine Nation, die allen gefallen will, verdient von allen verachtet zu werden. Die Deutschen sind es auch wirklich so ziemlich. Die Ausnahmen sind bekannt und kommen nicht in Betracht, wie alle Ausnahmen.

Ich glaube doch, daß, in Vergleich mit dem Engländer, die Vernunft bei dem Deutschen mehr vertuscht, was eigentlich gar nicht einmal stattfinden sollte. Der Deutsche lacht z. E. bei mancher Gelegenheit nicht, weil er weiß, daß es unschicklich ist, wobei dem Engländer das Lachen gar nicht einfällt.

Er spricht mit dem Maule wie der Franzose, mit Handlungen wie der Engländer, mit den Achseln wie der Italiener, oder mit allen dreien wie der Deutsche.

Deutsche Charaktere. Das ist die schon hundertmal hergeleierte Klage der allgemeinen Bibliothek, über der einem fast alle Geduld ausgehen möchte. Ich frage gleich: Was ist ein deutscher Charakter? Was? Nicht wahr, Tabakrauchen und Ehrlichkeit? O ihr einfältigen Tröpfe. Hört, seid so gut und sagt mir, was ist für Wetter in Amerika? Soll ich's statt eurer sagen? Gut. Es blitzt, es hagelt, es ist dreckig, es ist schwül, es ist nicht auszustehen, es schneit, friert, wehet und die Sonne scheint.

Es gibt heuer eine gewisse Art Leute, meistens junge Dichter, die das Wort deutsch fast immer mit offenen

Naslöchern aussprechen. Ein sicheres Zeichen, daß der Patriotismus bei diesen Leuten sogar auch Nachahmung ist. Wer wird immer mit dem Deutschen so dicke tun? Ich bin ein deutsches Mädchen, ist das etwa mehr als ein englisches, russisches oder otaheitisches? Wollt ihr damit sagen, daß die Deutschen auch Geist und Talent besitzen? O das leugnet nur ein Unwissender oder ein Tor. Ich stelle mich zum Beweis, wenn er sich zur Behauptung stellt. Er sei Prinz, Duc, Bischof, Lord, Aldermann, Don oder was er will. Gut, das ist ein Narr oder Unwissender, wer das leugnet, das nehme ich schlechtweg an. Ich bitte euch Landsleute, laßt diese gänzlich unnütze Prahlerei, die Nation, die uns verlacht, und die, die uns beneidet, müssen sich darüber kitzeln, zumal wenn sie inne werden, daß es ihnen gesagt sein soll.

Wir sind so albern, daß wir immer auf das Natürliche dringen; andere Nationen sind klüger, in London heißt he is a natural nicht ein Haar weniger als: er ist ein dummer Teufel, und wer weiß nicht, daß natürlicher Sohn soviel ist als ehrloser Bastard, und daß sie in vielen Ländern von Deutschland von allen Ehrenämtern ausgeschlossen sind, wozu nur die unnatürlichen gelangen können.

Die Lüftung der Nation kommt mir zur Aufklärung derselben unumgänglich nötig vor. Denn was sind die Menschen anders als alte Kleider? Der Wind muß durchstreichen. Es kann sich jedermann die Sache vorstellen, wie er will; allein ich stelle mir jeden Staat wie einen Kleiderschrank vor, und die Menschen als die

Kleider desselben. Die Potentaten sind die Herren, die sie tragen, und zuweilen bürsten und ausklopfen, und wenn sie sie abgetragen haben, die Tressen ausbrennen und das Zeug wegschmeißen. Aber die Lüftung fehlt; ich meine, daß man sie auf den Boden hängt. Wenn der Kaiser einmal seine ungarischen Schafe auf den Sand in der Mark triebe, und der König von Preußen die seinigen in Ungarn weiden ließe, was würde da nicht die Welt gewinnen.

Wenn man auf einer entfernten Insel einmal ein Volk anträfe, bei dem alle Häuser mit scharf geladenem Gewehr behängt wären und man beständig des Nachts Wache hielte, was würde ein Reisender anders denken können, als daß die ganze Insel von Räubern bewohnt wäre? Ist es aber mit den europäischen Reichen anders? Man sieht hieraus, von wie wenigem Einfluß die Religion überhaupt auf Menschen ist, die sonst kein Gesetz über sich erkennen, oder wenigstens, wie weit wir noch von einer wahren Religion entfernt sind. Daß die Religion selbst Kriege veranlaßt hat, ist abscheulich, und die Erfinder der Systeme werden gewiß dafür büßen müssen. Wenn die Großen und ihre Minister wahre Religion, und die Untertanen vernünftige Gesetze und ein System hätten, so wäre allen geholfen.

Wenn es noch ein Tier gäbe, das dem Menschen an Kräften überlegen wäre, und sich zuweilen ein Vergnügen daraus machte, mit ihm zu spielen, wie die Kinder mit Maikäfern, oder sie in Kabinetten aufspießte wie Schmetterlinge; so würde es wohl am Ende ausgerottet werden, zumal wenn es nicht an Geisteskräften

dem Menschen sehr weit überlegen wäre. Es würde ihm unmöglich sein, sich gegen die Menschen zu halten; es müßte ihn denn verhindern, seine Kräfte im mindesten zu üben. Ein solches Tier ist aber wirklich der Despotismus, und doch hält er sich noch an so vielen Orten. Bei der Geschichte des Tieres muß aber auch angenommen werden, daß es den Menschen nicht wohl entbehren kann.

Wenn die Hunde, die Wespen und die Hornissen mit menschlicher Vernunft begabt wären, so könnten sie sich vielleicht der Welt bemächtigen.

Es ist eine Frage, ob wir nicht, wenn wir einen Mörder rädern, gerade in den Fehler des Kindes verfallen, das den Stuhl schlägt, an den es sich stößt.

Darf ein Volk seine Staatsverfassung ändern, wenn es will? Über diese Frage ist sehr viel Gutes und Schlechtes gesagt worden. Ich glaube, die beste Antwort darauf ist: Wer will es ihm wehren, wenn es dazu entschlossen ist? Allgemein gewordenen Grundsätzen gemäß handeln, ist natürlich; der Versuch kann falsch ausfallen, allein es ist nun einmal zum Versuch gekommen. Ihm vorzubeugen müßten die Weisesten die Oberhand haben, und diese Weisesten müßten eine Menge der Weisesten oder der Unweisesten, gleichviel, kommandieren können, um die Vernunft der Bessern und den Gehorsam der Schlechtern immer nach derselben Seite zu lenken.

Die Gegner der französischen Republik sprechen immer, daß sie das Werk einiger wenigen aufrühreri-

schen Köpfe sei. Hier kann man frei fragen: was ist je bei großen Begebenheiten das Werk von vielen zugleich gewesen? Oft war es nur das Werk eines einzigen. Und was sind denn unsere Potentatenkriege je anders gewesen, als das Werk von wenigen? — König und Minister. Es ist ein elendes Räsonnement. Es müssen und können immer nur wenige sein, wenn etwas Großes ausgeführt werden soll. Die übrigen, die Menge, müssen allemal herüber gebracht werden, man mag das nun Überzeugung oder Verführung nennen, das ist gleichviel.

Ich möchte wohl wissen, was geschehen würde, wenn einmal die Nachricht vom Himmel käme, daß der liebe Gott ehestens eine Kommission von bevollmächtigten Engeln herabschicken würde, in Europa herumzureisen, so wie die Richter in England, um die großen Prozesse abzutun, worüber es hienieden keinen andern Richter gibt, als das Recht des Stärkern? Wie mancher Minister würde dann lieber um gnädigsten Urlaub ansuchen, einem Walfischfang beizuwohnen, oder die reine Kaphornluft zu atmen, als in seiner Stelle bleiben!

Unter die Mißverständnisse oder die falschen Darstellungen bei der französischen Revolution gehört auch die, daß man glaubt, die Nation werde von einigen Bösewichtern geleitet. Sollten nicht vielmehr diese Bösewichter sich die Stimmung der Nation zunutze machen?

In Frankreich gärt es; ob Wein oder Essig daraus werden wird, ist ungewiß.

Ich möchte wohl wissen, ob alle, die wider die Gleichheit der Stände schreiben und dieselbe lächerlich finden, recht wissen, was sie sagen. Eine völlige Gleichheit aller Menschen, so wie etwa aller Maikäfer, läßt sich gar nicht denken; so können es also auch die Franzosen nicht verstanden haben, denn sie reden ja überall von den Reichen. — Unter den Studenten auf Universitäten findet eine ähnliche Gleichheit, wie die französische, statt: der ärmste Student dünkt sich so viel wie der Graf, und gibt diesem nichts vor, und das ist recht; ob er gleich gerne zugibt, daß er im Kollegio an einem besondern Tische sitzt und bessere Kleider trägt. Nur muß dieser als Graf keine Vorzüge prätendieren; die ihm bewilligten läßt ihm jedermann gerne. Wollte er welche prätendieren, so wäre das der Weg zu bewirken, daß man ihm alle versagte. Nur die stolzen Prätensionen sind es, was der freie Mensch nicht vertragen kann; übrigens ist er gar sehr geneigt, wenn man ihn gehen läßt, jedem die Vorzüge zu bewilligen, die er verdient; und welches diese sind, das zu bestimmen, hat er gewöhnlich ein sehr richtiges Maß. Jede Achtung ist ein Geschenk, das nicht erzwungen werden darf und kann.

Wenn die Gleichheit der Stände, über die man jetzt so viel schreibt und spricht, etwas Wünschenswertes ist, so muß sie notwendig etwas jener Gleichheit Analoges haben, die man nach Aufhebung des Rechts des Stärkeren durch weise Gesetze eingeführt hat. Es ist daher ein gar sonderbares Argument, das man zur Verteidigung der Ungleichheit beibringt, wenn man sagt, die Menschen würden mit ungleichen Kräften geboren.

Denn hierauf kann man antworten: eben deswegen, weil die Menschen mit ungleichen Kräften geboren werden, und der Stärkere den Schwächern verschlingen würde, hat man sich in Gesellschaften vereinigt und durch Gesetze eine größere Gleichheit eingeführt. Ist das sogenannte Gleichgewicht von Europa etwas anders? Überhaupt wäre es wohl besser zu sagen: Gleichgewicht der Stände, als Gleichheit.

In keiner Streitigkeit, deren ich mich erinnere, sind je, glaube ich, die Begriffe so verstellt worden, als in der gegenwärtigen über Freiheit und Gleichheit. Seht, ruft die eine Partei, hin nach Paris, da seht ihr die Früchtchen der Gleichheit! Und es ist betrübend zu sehen, daß sogar berühmte Schriftsteller in diesen Ton mit einstimmen. Ebenso könnte ich rufen: ihr, die ihr ein so großes Glück im Umgange mit dem andern Geschlecht und in der Liebe findet, seht dort die Hospitäler der Nasenlosen! oder ihr, die ihr von dem Labsal sprecht, das euch beim Genuß der Freundschaft der Wein gewährt, seht dort die Trunkenbolde in den Klauen der Schwindsucht im Kreise verhungernder Kinder langsam dahinsterben! Ihr Toren, möchte ich sagen, so lernt uns doch verstehen! O ich glaube auch, ihr versteht uns nur allzu wohl, ihr deräsonniert nur deswegen so, weil ihr fürchtet, die Welt möchte uns verstehen. Die Gleichheit, die wir verlangen, ist der erträglichste Grad von Ungleichheit. So vielerlei Arten von Gleichheit es gibt, worunter es fürchterliche gibt, ebenso gibt es verschiedene Grade der Ungleichheit, und darunter welche, die ebenso fürchterlich sind. Von beiden Seiten ist Verderben. Ich bin

daher überzeugt, daß die Vernünftigen beider Parteien nicht so weit voneinander liegen, als man glaubt; und daß die Gleichheit der einen Partei und die Ungleichheit der andern wohl gar am Ende dieselbigen Dinge mit verschiedenen Namen sein könnten. Allein was hilft da alles Philosophieren? Dieses Mittel muß erkämpft werden, und wird die Übermacht von einer Partei zu groß, zumal wenn der Mutwille der andern unbändig war, so kann es auch sehr viel schlimmer werden. Es ist aber nur zu befürchten, daß jene mittlere Gleichheit oder Ungleichheit (wie man will) von beiden Parteien gleich stark verabscheut wird. Sie muß also wohl mit Gewalt eingeführt werden; und da ist es denn dem Einführenden nicht zu verdenken, wenn er sich einen etwas starken Ausschlag gibt. Hierin liegt überhaupt ein allgemeiner Grund von der Seltenheit guter Mittelzustände.

Es kommt nicht darauf an, ob die Sonne in eines Monarchen Staaten nicht untergeht, wie sich Spanien ehedem rühmte; sondern was sie während ihres Laufes in diesen Staaten zu sehen bekommt.

Man spricht viel von guten Königen, die doch im Grunde nichts weniger waren, als gute Könige, aber gute Leute. Es ist dieses eine höchst ungereimte Verwirrung der Begriffe. Man kann ein sehr guter Mann und doch kein guter König sein, so gut als man ein ehrlicher Mann und dabei kein guter Bereiter sein kann. Dies ist wahrhaftig der Fall mit Ludwig XVI. Was halfen seine guten Gesinnungen? Dadurch konnte sein Volk unmöglich glücklich werden. Man sagt nicht,

daß er nicht vergleichungsweise gut gewesen sei. Er war gewiß sehr viel besser, als manche seiner Vorgänger.

Sonst sucht man bei Bekehrungen die Meinung wegzuschaffen, ohne den Kopf anzutasten; in Frankreich verfährt man jetzt kürzer: man nimmt die Meinung mitsamt dem Kopf weg.

Was die Großen jetzt zu bedenken haben, ist, daß sie ihre Untertanen gewiß nicht leichter ärger drücken können, als sie in Frankreich gedrückt werden; und diese doch ihrem Könige den Kopf abgeschlagen haben.

Ich möchte wohl das Verhältnis der Zahlen wissen, die ausdrückten, wie oft das Wort Revolution in den 8 Jahren von 1781—1789 und den 8 Jahren von 1789 bis 1797 in Europa ausgesprochen und gedruckt worden ist. Schwerlich würde das Verhältnis geringer sein, als 1 : 1 000 000.

Es sind jetzt Deutsche, Engländer, Franzosen, Piemonteser, Spanier, Portugiesen und Holländer, die das heilige Grab der französischen Monarchie zu erobern trachten; ob es ihnen wohl gelingen wird?

Eine Republik zu bauen aus den Materialien einer niedergerissenen Monarchie, ist freilich ein schweres Problem. Es geht nicht, ohne bis erst jeder Stein anders gehauen ist und dazu gehört Zeit.

Ich möchte einmal wissen, was geschehen würde, wenn man in London die zehn Gebote so lange aufhöbe, als es zwölf schlägt.

In Heinrich VIII. Zeiten in England wurden die Protestanten ihrer Religion wegen verbrannt und die Katholiken gehängt.

Wenn du die Geschichte eines großen Verbrechers liest, so danke immer, ehe du ihn verdammst, dem gütigen Himmel, der dich mit deinem ehrlichen Gesicht nicht an den Anfang einer solchen Reihe von Umständen gestellt hat.

Bei einem Verbrechen ist das, was die Welt das Verbrechen nennt, selten das, was die Strafe verdient, sondern da liegt es, wo unter der langen Reihe von Handlungen, womit es sich gleichsam als mit Wurzeln in unser Leben hineinerstreckt, diejenige ist, die am meisten von unserm Willen abhing und die wir am leichtesten nicht hätten tun können.

Kein Charakter ist gemeiner als der von Philipp II. von Spanien: Langsam ohne Klugheit, falsch ohne jemanden zu hintergehen, und fein ohne die geringste wahre Beurteilung. So schildert ihn Hume.

Heinrich VIII. von England fühlte nicht eher einen Beruf, ein Werk über die Religion und einen Glaubenskodex zu schreiben, bis er erst den Bullen im Kabinett und in der Schlafkammer 40 Jahr gespielt hatte.

Kein Fürst wird jemals den Wert eines Mannes durch seine Gunst bestimmen, denn es ist ein Schluß, der nicht auf eine einzige Erfahrung etwa gegründet ist, daß ein Regent meistens ein schlechter Mann ist.

Der in Frankreich backt Pasteten und betrügt ehrliche Mädchen, der König von Spanien hurt unter Pauken und Trompeten, der letzte König von Polen, der Kurfürst von Sachsen war, schoß seinem Hofnarren mit dem Blasrohr nach dem Arsch, der Fürst von Löwenstein beklagt bei einem großen Brand nichts als seinen Sattel, der Landgraf von Kassel fährt, einer Tänzerin zu gefallen, in der Suite eines Fürsten, der nicht viel mehr ist als er, und wird durch die erbärmlichsten Leute betrogen, der Herzog von Württemberg ist ein Wahnsinniger, der König von England macht ..... Engländerin P....., der Fürst von Weilburg badet sich öffentlich in der Lahn; die meisten übrigen Beherrscher dieser Welt sind Tambours, Fouriers, Jäger. Und dieses sind die obersten unter den Menschen; wie kann es denn in der Welt nur erträglich hergehen; was helfen die Einleitungen ins Kommerzienwesen, die arts de s'enrichir par l'agriculture, die Hausväter, wenn ein Narr der Herr von allen ist, der keine Oberen erkennt als seine Dummheit, seine Kaprice, seine Huren und seinen Kammerdiener, o wenn doch die Welt einmal erwachte, und wenn auch 3 Millionen am Galgen stürben, so würden doch vielleicht 50 bis 80 Millionen dadurch glücklich. So sprach einst ein Perückenmacher in Landau auf der Herberge, man hielt ihn aber mit Recht für völlig verrückt, er wurde ergriffen und von einem Unteroffizier, noch ehe er in Verhaft gebracht wurde, mit dem Stock totgeschlagen, der Unteroffizier verlor den Kopf.

Ich möchte was darum geben, genau zu wissen, für wen eigentlich die Taten getan worden sind, von denen

man öffentlich sagt, sie wären für das Vaterland getan worden.

Die an den Untertanen meistern wollen, wollen die Fixsterne um die Erde drehen, bloß damit die Erde ruhe.

Die Großen mit ihren langen Armen schaden oft weniger, als ihre Kammerdiener mit den kurzen.

Die Einwohner von Otaheite essen jeder allein, und können nicht begreifen, wie es möglich sei, in Gesellschaft zu essen, zumal mit den Weibern. Bancks wunderte sich und fragte, warum sie allein äßen, sie sagten, sie täten es, weil es recht wäre, warum es aber recht wäre, wollten und konnten sie nicht sagen.

Ein Engländer hat an dem Fluß Ohio eine Kolonie von Juden entdeckt, von denen man bisher noch nichts gewußt hat. Sie sagen, sie kämen vom Stamm Naphtali, und daß sie seit den ersten Zeiten des ersten Tempels hier gewohnt hätten. Sie wissen nichts von ihren andern Glaubensgenossen noch auch von der Zerstörung des Tempels.

Dr. South sagt in einer seiner Predigten, Gott habe die Juden, ein an sich halsstarriges, hartnäckiges, rebellisches Volk so zu seinen Lieblingen erkiest, wie Sokrates die Xantippe zu seiner Frau, um seine Langmut zu üben.

Über den Neger-Embryo in Spiritus

Da liegt er noch in der Stellung, worin er Leben und Tag erwartete, Leben und Tag, die dem Armen

nie erschienen. Kind, wie glücklich bist du, schon so früh an dem Ziel, das Tausende deiner Brüder unter blutigen Striemen, unter Leiden ohne Zahl erst erreichen.

Armer Kleiner, wie glücklich bist du, die Ruhe, die du genießest, müssen sich Tausende deiner unglückseligen Brüder mit Blut unter der Geißel nichtswürdiger Krämer erkaufen. Nichts, nichts hast du an dieser Welt verloren, wo deine Rechte verkauft sind, und wo dein Herr ein Krämer gewesen wäre. Auch für ihn wäre es besser gewesen, der deine Kette schon bereit hielt, er hätte wie du den Tag nicht gesehen.

Über die Weiber

Ein Mädchen, das sich ihrem Freund nach Leib und Seele entdeckt, entdeckt die Heimlichkeiten des ganzen weiblichen Geschlechts; ein jedes Mädchen ist die Verwalterin der weiblichen Mysterien. Es gibt Stellen, wo Bauernmädchen aussehen wie die Königinnen, das gilt von Leib und Seele.

Was die wahre Freundschaft, und noch mehr das glückliche Band der Ehe so entzückend macht, ist die Erweiterung seines Ichs, und zwar über ein Feld hinaus, das sich im einzelnen Menschen durch keine Kunst schaffen läßt. Zwei Seelen, die sich vereinigen, vereinigen sich doch nie so ganz, daß nicht immer noch der beiden so vorteilhafte Unterschied bliebe, der die Mitteilung so angenehm macht. Wer sich sein eigenes Leiden klagt, klagt es sicherlich vergeblich; wer es der Frau klagt, klagt es einem Selbst, das helfen kann und schon durch die Teilnahme hilft. Und wer gern sein Verdienst gerühmt hört, findet ebenfalls in ihr ein Publikum, gegen welches er sich rühmen kann, ohne Gefahr sich lächerlich zu machen.

Es ist dem Menschen sehr natürlich, wenn er verliebt ist, Ähnlichkeiten zwischen seinem Namen und seiner Geliebten Namen, ja sogar zwischen den Geburtstagen und den Geburtsorten zu finden. So fand ein Verliebter es merkwürdig, daß er den 4. November

und seine Geliebte den 4. Dezember geboren war; ein anderer, daß sein Geburtstag auf den 1. Juli und der seines Mädchens auf den 1. Januar fiel.

Den Männern haben wir so viel seltsame Erfindungen in der Dichtkunst zu danken, die alle ihren Grund in dem Erzeugungstrieb haben, z. B. die Ideale von Mädchen. Es ist schade, daß die feurigen Mädchen nicht von den schönen Jünglingen schreiben dürfen, wie sie wohl könnten, wenn es erlaubt wäre. So ist die männliche Schönheit noch nicht von denjenigen Händen gezeichnet, die sie allein recht mit Feuer zeichnen könnten. Es ist wahrscheinlich, daß das Geistige, was ein Paar bezauberte Augen in einem Körper erblicken, der sie bezaubert hat, sich ganz auf eine andere Art dem Mädchen im männlichen Körper zeigt, als es sich dem Jüngling im weiblichen entdeckt.

Unstreitig ist, wie ich schon früher einmal bemerkt habe, die männliche Schönheit noch nicht genug von den Händen gezeichnet worden, die sie allein zeichnen könnten, den weiblichen. Mir ist es allemal angenehm, wenn ich von einer neuen Dichterin höre. Wenn sie sich nur nicht nach den Gedichten der Männer bildeten, was könnte da nicht entdeckt werden!

In Persien sind die Damen von der Poesie ausgeschlossen. Sie sagen: Wenn die Henne krähen will, so muß man ihr die Kehle abschneiden.

Wenn man die Geschlechter nicht an den Kleidungen erkennen könnte, ja überhaupt die Verschiedenheit des

Geschlechts erraten müßte, so würde eine neue Welt von Liebe entstehen. Dieses verdiente in einem Roman mit Weisheit und Kenntnis der Welt behandelt zu werden.

Die Natur hat die Frauenzimmer so geschaffen, daß sie nicht nach Prinzipien, sondern nach Empfindung handeln sollen.

A. Dies ist wohl Ihre Frau Liebste?
B. Um Vergebung, es ist meine Frau.

Die schönen Weiber werden heutzutage mit unter die Talente ihrer Männer gerechnet.

Es erleichtert die Korrespondenz, wenn man weiß, daß der Korrespondent eine schöne Frau hat.

Es ist sehr reizend, ein ausländisches Frauenzimmer unsere Sprache sprechen und mit schönen Lippen Fehler machen zu hören. Bei Männern ist es nicht so.

Im ganzen Zirkel von Liebe zur Veränderung, die das weibliche Geschlecht besitzt, ist wohl die zur Veränderung des Namens die vorzüglichste.

Diese Frau war mit einer Zunge schon eine Fama; was würde sie erst getan haben, wenn sie tausendzüngig gewesen wäre!

Gott schuf den Weibern die Haare lang und um die Schultern hängend, aber ein Perückenmacher fand für gut, dieses zu ändern und sie hinaufzukämmen.

Eine von den Konvenienzen der Ehe ist auch die, einen Besuch, den man nicht ausstehen kann, zu seiner Frau zu weisen.

Sich durch plötzliche Umänderung der Erklärung gegen die, die es eigentlich angeht, ein gewisses Air von Wichtigkeit zu geben, ist ein sehr gemeines Verfahren im Ehestande. Jammer und Elend, wo es in Regierungen stattfindet.

Das Mädchen ist ganz gut, man muß nur einen andern Rahmen darum machen lassen.

In Genua darf sich kein Mann bei seiner Frau auf der Straße oder sonst öffentlich blicken lassen; der Cicisbeat hat da die größte Höhe erreicht, und ein Mann, der nicht darauf achten wollte, würde verspottet werden und sich den größten Insulten des Pöbels aussetzen. Man tadelt diesen Gebrauch vielleicht mit Recht, aber es ist doch etwas in dem Gefühl, was ihn entschuldigt. Es gibt dort zu sonderbaren Gedanken Anlaß, einen Mann bei seiner Frau zu sehen. Sie werden ausgemessen, und allerlei dabei gedacht, was man nicht denkt, wenn man jedes allein sieht. Einen Erzbischof von Canterbury mit seiner Frau einhergehen zu sehen, würde wenigstens das bischöfliche Ansehen nicht fester gründen, das ist gewiß. In jedem menschlichen, von einem ganzen Staat gebilligten Gebrauch liegt immer etwas zugrunde, was sich, wo nicht rechtfertigen, doch entschuldigen läßt.

Selbst die sanftesten, bescheidensten und besten Mädchen sind immer sanfter, bescheidener und besser, wenn sie sich vor dem Spiegel schöner gefunden haben.

Es gibt eine gewisse Jungferschaft der Seele bei den Mädchen und eine moralische Entjungferung; diese findet bei sehr vielen schon sehr frühzeitig statt.

Auf ein schönes Mädchen, das in der Kirche sehr andächtig war

Andächtiger und schöner als Lucinden
Wird man nicht leicht ein Mädchen beten sehn;
In jedem Zug lag Reue für die Sünden
Und jeder reizte zum Begehn.[1]

Venus anadyomene. Die Venus, wie sie aus dem Wasser, oder J...., wenn sie des Abends aus dem letzten Röckchen heraussteigt, welche ist schöner?

Hätte die Natur nicht gewollt, daß der Kopf den Forderungen des Unterleibes Gehör geben sollte, was hätte sie nötig gehabt, den Kopf an den Unterleib anzuschließen. Dieser hätte sich ohne eigentlich dasjenige zu tun, was man Sünde nennt, satt essen und sich satt paaren, und jener ohne diesen Systeme schmieden, abstrahieren und ohne Wein und Liebe von Platonischen Räuschen und Platonischen Entzückungen reden und singen und schwatzen können. Küsse vergiften ist noch weit ärger von der Natur gehandelt, als das Vergiften der Pfeile der Feinde im Krieg.

Die Scheidewand zwischen Vergnügen und Sünde ist dünne, daß sie der Strom des langsamsten Blutes im siebzigsten in Stücken drückt. Was? Will denn die Natur, was sie nicht will? Oder denkt die Ver-

[1] Lichtenberg bemerkt hierzu später: Das übel geratene Epigramm müßte in folgendes umgeschmelzt werden: Ihr Gesicht ist so schön und so andächtig, daß sie Lamettries bekehren und Apostel verführen könnte.

nunft, was sie nicht denken kann? Du Narr! Weg mit dieser verfluchten Demokratie, wo alles das Wort führen will. Wenn ich will, soll eine uneinheimische, eingeführte, nichtswürdige Sentenz aufsteigen und Fleisch und Blut Trotz bieten? Eine Sentenz, Herr, von diesem festen steten Hang eines ganzen Systems zur Wollust? Ja, werfe einem hungrigen Volk einen Zwieback zu und befriedige es oder halte die Flut mit einem Fächer auf. Sünde, was Sünde — dreitausend Stimmen gegen eine, es ist nichts. Eine Schuldistinktion oder Priesterbetrug. So — hier stehe ich fest, und dieses bin ich. Seid, was ihr wollt, wohlan!

.....

Rede eines Menschen, der sich aus Verzweiflung, weil ihn ein Mädchen nicht erhört, kastrieren will

Noch bin ich diesseits, wo die Natur die Hoffnung, die sie mir seit meinem vierzehnten Jahre machte, erfüllen kann. Kann? Aber sie will nicht. Sprich! (Aber ich zweifle fast, daß menschliche Nerven tüchtig sind, eine gültige Entschuldigung für ein solches Vergehen einer Seele verständlich zu machen): sprich, wenn du kannst, warum locktest du mich durch frohe Ahnungen eines bevorstehenden Glücks, mir selbst unbewußt, zu Betrachtungen, die mir endlich in der Ferne den Gegenstand zeigten, der den Durst löschen könnte, der mich verzehrte, wenn du ihn mir auf ewig entziehst? Wenn du betrügst, unser aller Mutter, kannst du Tugend von deinen Kindern verlangen? Wessen Stimme war es, die mir zurief, dieses Mädchen wird dein zeitliches Glück ausmachen, eine Stimme, die noch immer in mein ganzes Wesen hin-

einhallt. Ich glaubte, es wäre die deinige, Natur, und es ist sie nicht? Mir graut in mir selbst, wie in einer von Geistern bewohnten Halle, wem soll ich denn folgen, wenn mich mein eigener Trieb schändlich belügt? (Er zieht das Messer.) Hier, schmeichelhafter Lügner, zittere! Ein einziger Schnitt könnte dich ewig verstummen und deine tückische Zunge so stille machen wie eine Nacht auf einem Kirchhof.

Ihr, die ihr so empfindsam von der Seele eurer Mädchen sprechen könnt, ich gönne euch diese Freude. Glaubt aber ja nicht, daß ihr so etwas Erhabenes tut oder sagt; oder dünkt euch nicht edler als der Pöbel, der gewiß so gar unrecht nicht hat, sich hauptsächlich an den Körper zu halten. Was doch ein junger Rezensionenleser für eine Idee von einem so feinen Sentiment hat! Der Bauersknecht schielt nach dem Unterrock und sucht den Himmel dort, den du in den Augen suchst. Wer hat recht? Ich wäge keine Gründe in dieser Frage und noch viel weniger entscheide ich sie; aber raten will ich es aus treuem Herzen allen empfindsamen Kandidaten, daß sie sich mit den Bauern setzen, es könnte sonst auf verdrießliche Weitläufigkeiten hinauslaufen.

Gespräch

A. Ja die Nonnen haben sich nicht allein durch ein strenges Gelübde der Keuschheit, sondern auch noch durch starke Gitter vor ihren Fenstern verwahrt.

B. O, durch das Gelübde wollten wir wohl kommen, wenn wir nur durch die Gitter wären.

Aus der Maitresse eines Mannes läßt sich viel auf den Mann schließen, man sieht in ihr seine Schwach-

heiten und seine Träume. Ex socio wird man nicht halb so gut erkannt, als ex socia.

Es ist ein wahres Vergnügen, eine Kokette zu sehen, wie sie sich sträubt und bäumt und wendet, und nicht über die Linie hinüber will, die die alte Frau von der jungen scheidet. Sie arbeiten mit Reiben und Waschen, mit Schönpflästerchen und Putz immer dem Alter entgegen, das sie hinüberziehen will, bis sie endlich, wenn sie sehen, daß man zu glauben anfängt, sie wären hinüber, wirklich nachgeben und hinübergehen.

Wenn eine Betschwester einen Betbruder heiratet, so gibt das nicht immer ein betendes Ehepaar.

Es ist kein tückischeres und boshafteres Geschöpf unter der Sonne, als eine Hure, wenn sie Alters wegen sich genötigt sieht, eine Betschwester zu werden.

Wenn man manche Histörchen genau untersucht, so wird man immer finden, daß etwas Wahres darunter steckt, und zuweilen etwas ganz Anderes, als man sich anfangs vorstellte. So sind z. B. die Hexen, die man ehemals so sehr mit Feuer und Wasser verfolgt hat, gar die Geschöpfe nicht gewesen, die man sich gemeiniglich vorstellt, auch hat man das Verbrennen derselben ein wenig zu früh eingestellt. Ich habe an die hundertundfünfzig Stellen gesammelt, woraus ich beweisen kann, daß die Hexen der vorigen Welt eigentlich die sogenannten Kaffeeschwestern der jetzigen sind. Unter dem Namen Kaffeeschwestern verstehe ich alle alten Frauenspersonen, die in ihrer Jugend so viel gelernt haben, daß sie die Bibel, bis auf einige nomina propria im alten Testament, ziemlich fertig weglesen, und alle Zahlen aussprechen können, wenn sie mit Worten geschrieben sind; und die, nächst den biblischen Geschichten, sich hauptsächlich auf die Privatgeschichte aller Familien in ihrem Städtchen gelegt haben, und über Schwangerschaften, Eheverlöbnisse, Hochzeitstage und Kopfzeuge Register halten; die in jeder Krankheit eines jungen Mädchens den Bastard reifen sehen, und den Mann und den Ball erraten, der die Ursache und die Gelegenheit dazu war; die hypothetische Ehen zwischen ledigen Personen, und nicht selten reelle Ehescheidungen mit ihrem Geschwätz stiften, kurz alle unverständigen, plappernden, besuchen gehenden, alten Weiber, so sehr die Pest und das Verderben der guten Gesellschaft, als die verständige Matrone und ehrwürdige Mutter die Zierde derselben ist. Die Hexen schwammen auf dem Wasser, ist ein bloß figürlicher Ausdruck, und soll nur so viel heißen, daß eigentlich Tee und Kaffee ihr Element sei, und ich glaube im Ernst, daß unsere neuen Hexen im Kaffee nicht ersäuft werden können, denn ich habe selbst einmal eine vierundzwanzig Tassen trinken sehen, da die frischesten westfälischen Viehmägde an vieren sterben.

Eine Szene aus dem Duodrama zweier Zwillinge im Mutterleibe

A. Hast du gestern gehört, was die Hebamme gesagt hat?

B. Nein, ich habe geschlafen. Was sagte sie denn?

A. Es würde nun nicht über acht Tage währen, so sollte der kleine Junge heraus.

B. Horch, ich höre wieder Musik, wenn nur die Mutter nicht tanzt! Ich habe mir bei dem letzten Ball hier die Hüfte verrenkt, das tut mir abscheulich weh.

A. Und ich stieß mir die Nase aufs Knie, daß ich sie gar nicht mehr finden kann; und der Himmel weiß, was die Mutter getrunken hat, höre Bruder, ich war pudeldick. Du kannst gar nicht glauben, was mir da seltsam ward. Die Kugeln zu beiden Seiten der Nase sind auch Ohren, Bruder; — ich hörte Worte damit, die ich nicht sprechen kann, denn wenn ich sie sprechen will, so höre ich sie nur mit den Seitenohren.

B. O das habe ich oft, ich stieß mich neulich an eins der Vorderohren, da hörte ich ein Wort, das klang wie spitz.

Im Jahre 1780 kam Sir William Hamilton nach dem kleinen Städtchen Isagua in Abruzzo und bemerkte daselbst in einer dem heiligen Cosmos und Damian gewidmeten Kirche, daß eine Menge Weiber und Mädchen andächtig nach einem jungen Kanonikus hinschlichen, der ein großes Becken vor sich stehen hatte, in welches diese Andächtigen etwas opferten, das Sir William nicht gleich erkennen konnte. Als er sich erkundigte, was das sei, was die Damen da in das Becken trügen, so sagte man ihm, es wären in Wachs geformte große Zehen des Schutzheiligen dieser Kirche, des heiligen Cosmo. — Und warum würden sie denn geopfert? — Es geschähe, war die Antwort, sich damit Fruchtbarkeit zu erbitten. — Daß man nun gerade

die große Zehe des Heiligen wählte, und nicht lieber den Daumen oder sonst einen Finger oder eine ganze Hand, machte die Neugierde des Philosophen rege. Er trat also näher hinzu, um die Große-Zehensammlung näher zu betrachten, und fand am Ende, daß das christliche Frauenzimmer zu Isagua in Abruzzo in einem christlichen Tempel im Jahre Christi Eintausendsiebenhundertundachtzig, um Fruchtbarkeit zu erlangen, wahre Priapen opferte, die mit vieler Kunst in Wachs geformt waren, und die man, um ein skandalöses Verfahren wenigstens hinter einer unschuldigen Benennung etwas zu verstecken, große Zehen genannt hatte. Die Mönche des Ortes schickten nämlich Leute aus mit Körben voll dieser Zehen, die sie feil auf den Straßen herumboten. Eigentlich hatten sie keinen bestimmten Preis, man konnte geben, was man wollte; aber da man hauptsächlich die Eigenschaft an ihnen rühmte, daß die Wirkung immer desto sicherer wäre, je mehr man dafür bezahlte, so zogen sie dadurch beträchtliche Summen an sich. Offenbar waren an dem Orte ehedem Priapeja gefeiert worden, und die Einkünfte dieser Wachsfiguren mochten den guten Nachfolgern des Heidentums zu beträchtlich geschienen haben, um sie nicht zum besten der heil. Mutter Kirche zu verwenden und den heidnischen Gebrauch unter einem etwas züchtigeren Namen einzuführen. Sir William glaubt, die Wachspriapen würden noch in den nämlichen Formen gegossen, deren sich ehedem die heidnischen Priester bedient hätten. Bei seiner Rückkehr nach Neapel erzählte er seine Entdeckung am Hofe, und erst 1780 wurde der Priapenhandel dem lieben heil. Cosmo gelegt.

Über die Macht der Liebe

Mittwoch, morgens 8 Uhr, den 19. Febr. 1777

So wie ich vorgestern angefangen hatte, kann und mag ich nicht fortfahren. Ich lege also ein kleineres Fundament für ein kleineres Gebäude, für Sie zum — Umblasen. Jedoch aus einer geheimen Ahnung zu urteilen, wird auch dieser Brief nicht so ganz klein ausfallen; seltsam ausfallen wird er gewiß. Ich wage viel damit, wenn ich so viel bei Ihnen gegolten habe, denn ich wage alles zu verlieren. Sie sollen nicht allein meine Gedanken über Verlieben und Macht des Frauenzimmers hier in einem Auszuge sehen, sondern ich will Ihnen auch einen kurzen Entwurf meiner Methode zu philosophieren geben, um mir bei Ihnen nicht sowohl die Überzeugung wegen des ersteren zu erleichtern, als die Vergebung. Ich werde alles in den geradesten Ausdrücken sagen, die mir vorkommen, und muß deswegen um zwei Dinge bitten: einmal, daß Sie denken, ich schriebe weder an Mann noch Weib, sondern bloß an eine vernünftige Seele, und daß, weil diese Vorstellung manchem nicht so geläufig sein möchte, als Ihnen, Sie mir diesen Brief, sobald Sie ihn gelesen haben, wieder versiegelt zurückschicken. Ich sehe jetzt erst, eine dieser Bitten geht an Ihren Verstand, die andere an Ihr Herz, ich muß also noch eine dritte hinzufügen, daß die Gewährung dieser Bitten nicht von der Beschäftigung abhängen möge, die Herz und Verstand in diesem Wirrwarr finden, denn es könnte sein, daß sie ganz leer ausgingen.

Trotz meiner großen Armut an Kenntnissen (worunter ich nicht alles verstehe, was ich weiß, sondern

nur was ich auch zweckmäßig zusammengedacht habe), finde ich mich oft nicht wenig durch den Gedanken beruhigt, daß ich das durch tausendfaches Interesse gespaltene und tausendfach sich selbst betrügende menschliche Herz zu dem Grad habe kennen lernen, daß ich an einer Sache zweifeln kann und wenn sie in tausend Büchern bejaht stünde, tausend Jahre durch geglaubt worden und als untrüglich von schönen und häßlichen Lippen verkündigt worden wäre. Ich habe mir zur unverbrüchlichen Regel gemacht, aus Respekt schlechterdings nichts zu glauben, demungeachtet aber, vor wie nach, fortzufahren aus Respekt am gehörigen Ort oft zu tun und zu sagen, was ich nicht glaube und nicht glauben kann. Der Mensch ist ein solches Wunder von Seltsamkeit, daß ich überzeugt bin, es gibt Leute, die oft meinen, sie glauben etwas und glauben's doch nicht, die sich selbst belügen, ohne es zu wissen, und Dinge einem andern nachzumeinen und nachzufühlen glauben, die sie ihm bloß nachsprechen. Daß das wahr ist, davon, sage ich, bin ich sicher überzeugt, denn ich habe mich ehemals selbst darüber ertappt. Dieses hat mich sehr mißtrauisch gegen mich selbst und noch mehr gegen die Versicherungen anderer gemacht, deren Interesse, Gattung von Eigenliebe und Verstandeskräfte ich nicht kenne, und von denen ich also nicht weiß, ob sie ein Votum haben oder ob sie bloß Herolde sind. Wir sind nur gar zu geneigt zu glauben, das sei wahr, was wir oft bejahen hören und was viele glauben, und bedenken nicht, daß der Schein, der zehn betrügt, Millionen betrügen kann. Neun Zehnteile des menschlichen Geschlechts glauben, die Erde stünde still, und es ist doch nicht wahr. Wir bedenken nicht, daß, wenn

einer halb aus Interesse etwas bejaht, es Tausende ganz aus Interesse nachsagen, und Zehntausend, weil sie doch was sagen müssen, und gar keine Meinung haben oder bloß anderer ihre. Das ist der größte Teil der Menschen. Es ist daher jammerschade, daß man so oft die Stimmen nur hat zählen können. Wo man sie wägen kann, soll man es nie versäumen. Ich kann daher nicht leugnen, daß mir die Leute vorzüglich angenehm sind, die ohne Affektation zuweilen die evidentesten Sätze bezweifeln, oder Leute zu entschuldigen suchen, die sie bezweifelt haben, so wie neulich K... von D..., der behauptet hatte, 3 mit o multipliziert wäre 3, oder mit andern Worten dreimal nichts wäre drei. Ohne im Geringsten solchen absurden Zweifeln, wie diese eben angeführten, das Wort zu reden, glaube ich auch, daß es keine größere Verstandesstärkung gibt, als Mißtrauen gegen alle Meinungen der Menge. Man kann sich immer sicher zurufen: das ist nicht wahr, und wenn man auch gleich am Ende findet, daß man sich geirrt hat; so wird man diesen Irrtum nie ohne Gewinn von seiten des Systems von Kenntnissen entdecken, die man hat, und dessen Festigkeit doch eigentlich ausmacht, was wir Seelenstärke nennen. Sagen oder gar predigen muß man diese Zweifel eben nicht immer. In Religionssachen ist es das sicherste Zeichen eines schwachen Kopfes. Denn was ist wahr an diesen Dingen, das nicht sein Wahreres haben kann? Und wo es auf zeitliche Ruhe und Glückseligkeit ankommt, muß man, meiner Meinung nach, allgemein angenommene Sätze so wenig ohne große Ursache ändern, als einen geprüften guten Minister mit einem andern vertauschen, von dessen Geschicklichkeit man sich mehr

bloß verspricht. In der Frage, worüber ich jetzt schreibe, könnte die mutwilligste öffentliche Untersuchung keinen Schaden stiften, ja nutzen würde sie, weil hierin das kleinste Teilchen, dem Zaum anzulegen oder dem Sporn abzunehmen, ein gutes Werk tun heißt, es müßte denn sein, daß man so schriebe, daß man gerade das Gegenteil wirkte, so wie jemand von L...s Abhandlung vom Selbstmord gesagt hat: Er wüßte nicht, seitdem er das Büchlein gelesen hätte, käme ihn zuweilen der Kitzel an, sich selbst zu ermorden. — Sehen Sie nun, warum ich meinen Brief zurückverlange? Doch zur Sache.

Die Frage: Ist die Macht der Liebe unwiderstehlich, oder: kann der Reiz einer Person so stark auf uns wirken, daß wir dadurch unvermeidlich in einen elenden Zustand geraten müssen, aus welchem uns nichts als der ausschließende Besitz dieser Person zu ziehen imstande ist? habe ich in meinem Leben unzähligemal bejahen hören von alt und jung und oft mit aufgeschlagenen Augen und über das Herz gefaltenen Händen, den Zeichen der innersten Überzeugung und der sich auf Diskretion ergebenden Natur. Ich könnte sie auch bejahen, nichts ist wohlfeiler und leichter, ich werde sie auch künftig aus Gefälligkeit wieder bejahen, oder auch, wenn künftige Erfahrungen das Kabinett bereichern, aus dem ich jetzt herausphilosophiere, im Ernst, woran ich aber deswegen sehr zweifle, weil ein paar Beispiele, die gehörig ins Licht gesetzt für mich streiten, hinlänglich sind, den ganzen Satz auf ewig zu leugnen. Ich habe, sage ich, den Satz unzähligemal bejahen hören und bejaht gelesen in Prosa und in Versen. Aber wieviel Menschen waren

darunter, die die Frage ernstlich untersucht hatten? Bewußt wenigstens ist es mir von keinem, daß er sie untersucht hätte, und vielleicht hatte sie auch wirklich keiner untersucht; denn wer wird eine Sache untersuchen, von deren Wahrheit der Kuckuck und die Nachtigall, die Turteltaube und der Vogel Greif einstimmig zeugen, wenigstens, wenn man den süßen und bittern Barden aller Zeiten glauben darf, über deren Philosophie aber zum Glück der Philosoph so sehr lacht, als das vernünftige Mädchen über ihre Liebe. Ich glaube, ich habe die Frage hinlänglich untersucht, lange vor Herrn Professor Meiners, dessen Übereinstimmung mit meiner Meinung in der Hauptsache nicht wenig dazu beigetragen hat, daß ich den Mann jetzt liebe, dessen Kopf ich längst verehrt habe. Nach dieser Untersuchung behaupte ich mit völliger Überzeugung: die unwiderstehliche Gewalt der Liebe, uns durch einen Gegenstand entweder höchst glücklich oder höchst unglücklich zu machen, ist poetische Faselei junger Leute, bei denen der Kopf noch im Wachsen begriffen ist, die im Rat der Menschen über Wahrheit noch keine Stimme haben, und meistens so beschaffen sind, daß sie keine bekommen können. Ich erkläre hier noch einmal, ob es sich gleichwohl von selbst versteht, daß ich den Zeugungstrieb nicht meine; der, glaube ich, kann unwiderstehlich werden, allein sicherlich hat ihn die Natur uns nicht eingeprägt, uns höchst unglücklich oder höchst glücklich zu machen. Das erste zu glauben macht Gott zu einem Tyrannen und das letztere den Menschen zum Vieh. Und doch rührt die ganze Verwirrung in diesem Streit aus nicht genugsamer Unterscheidung eben dieses Triebes, der

sich unter sehr verschiedener Gestalt zeigt, und der schwärmenden Liebe her. Man verteidigt Liebe und verwirft Liebe, und eine Partei versteht dieses und die andere etwas anderes. Soweit diesen Morgen.

Donnerstag, 9 Uhr

Die guten Mädchen haben die Ausdrücke Himmel auf der Welt, Seligkeit, womit manche Dichter die glückliche Liebe belegten, als ewige unwandelbare Wahrheit angesehen, und mädchenmäßige Jünglinge haben es ihnen nachgeglaubt, da es doch nur weichliches Geschwätz junger Schwärmer ist, die weder wußten, was Himmel, noch was Welt war. Die Benennungen sind nur insofern wahr, insofern es wahr ist, daß Mädchen Göttinnen sind. Die Griechen, nicht allein das weiseste und tapferste, sondern auch das wollüstigste Volk auf der Welt, hielten wahrlich die Mädchen nicht für Göttinnen, oder den Umgang mit ihnen für Paradies oder ihre Liebe für unwiderstehlich. Sie erzeigten ihnen nicht einmal die Achtung, die man wenigstens von einem freien Volk, ich will nicht sagen von einem gefühlvollen, gegen ein schwaches Geschlecht hätte erwarten sollen. Sie brauchten sie, die organisierten Fleischmassen zu zeugen, aus denen sie selbst nachher Helden, Weise und Dichter formten, und ließen sie übrigens gehen. Sie wohnten im Innersten des Hauses, kamen nicht in Männergesellschaften, wodurch ihnen denn freilich aller Weg abgeschnitten ward, sich für so kluge Köpfe gehörig auszubilden, daher sie immer schlechter und verächtlicher werden mußten. Daß ihnen wahrhaftig große Männer courten, diese Achtung mußten sie sich erst durch besondere

auszeichnende Geistesgaben erwerben, und diese Besuche waren nicht von der verliebten Art. Das Vermögen, das ihnen die Natur gegeben hat, ein dringendes Verlangen auf eine angenehme und nützliche Art zu befriedigen, rechneten sie ihnen für kein Verdienst an, und, wie mich dünkt, mit großem Recht; denn es ist ein Handel, wobei beide Parteien gewinnen. Die Ausdrücke, Herz verschenken, Gunst verschenken, sind wieder poetische Blümchen. Kein Mädchen schenkt ihr Herz weg, sie verkauft es entweder für Geld oder Ehre, oder vertauscht es gegen ein anderes, wobei sie Vorteil hat, oder doch zu haben glaubt. Aber was führe ich Ihnen die Griechen an? Gibt es nicht heutzutage ein sehr vernünftiges Volk, das von der beides lächerlichen und gefährlichen und dabei müßiggängerischen Schwärmerei der Liebe frei ist, ein Volk, dem wir allein den Fortgang in nützlichen Wissenschaften, Besserung des Menschen und alle großen Taten zu danken haben? Wissen Sie, was ich für ein Volk meine? Gewiß, Sie kennen es. Es ist die Gemeinde der aktiven, vernünftigen, starken Seelen, die man über die ganze Erde ausgebreitet findet, obgleich manches Städtchen leer ausgehen möchte; der gesunde, nützliche, glückliche Landmann, den unsere albernen Dichter (wie überhaupt die Natur) besingen und bewundern, ohne ihn zu kennen, sich sein Glück wünschen, ohne doch den Weg dazu wählen zu wollen. Mir läuft die Galle allemal über, wenn ich unsere Barden das Glück des Landmanns beneiden höre. Du willst, möchte ich immer sagen, glücklich sein wie er und dabei ein Geck sein wie du, das geht freilich nicht. Arbeite wie er, und wo deine Glieder

zu zart sind zum Pflug, so arbeite in den Tiefen der Wissenschaft, lies Eulern oder Hallern statt Goethe, und den stärkenden Plutarch statt des entnervenden Siegwarts, und endlich lerne dein braunes Mädchen genießen, wie dein braunes Brot — vom Hunger verklärt und gewürzt, wie dein Landmann tut, so wirst du glücklich sein wie er. Nicht Adel der Seele, nicht Empfindsamkeit, sondern Müßiggang, oder doch Arbeit, bei der der Geist müßig bleibt und Unbekanntschaft mit den großen Reizen der Wissenschaft, worin schlechterdings nichts von Lieb' und Wein vorkommt, ist die Quelle jener gefährlichen Leidenschaft, die (ich getraue es allgemein zu behaupten) sich noch niemals einer wahrhaftig männlichen starken Seele bemächtigt hat. Wenn jemand aus Liebe Einöden sucht, mit dem Mond im Ernst plaudert, so steckt gewiß das Häschen irgendwo im Kopf, denn eine Schwachheit steht selten allein.

Ich habe sehr hohe Begriffe von der Größe und Würde des Menschen. Einem Triebe folgen, ohne den die Welt nicht bestehen könnte, die Person lieben, die mich zum einzigen Gesellschafter ausersehen hat, zumal da nach unsern Sitten diese Person sich durch tausend andere Dinge an unser Herz festhängt, und unter den mannigfaltigen Relationen, von Ratgeber, Freund, Handlungs-Kompagnon, Bett-Kamerade, Spielsache, lustiger Bruder (Schwester klingt nicht) auf uns wirkt, das halte ich sicherlich für keine Schwachheit, sondern für klare, reine Schuldigkeit, und ich glaube auch, es steht nicht bei uns, ein solches Geschöpf nicht zu lieben. Beklagen wir ja den Tod eines Haushundes. Allein ein Mädchen sollte imstande sein, mit ihren

Reizen einem Manne seine Ruhe zu rauben, daß kein anderes Vergnügen mehr Geschmack für ihn hätte, und es stehe nicht in seiner Gewalt, sich diesem Zug zu widersetzen, dem Manne, der Armut, Hunger, Verachtung seines Verdienstes ertragen, ja seiner Ehre wegen in den Tod gehen kann? Das glaube ich ewig nicht. Dem Gecken wohl, dem weichlichen Schwachen, der nie in irgend etwas Widerstand versucht hat, oder dem Wollüstling, der höhere Vergnügungen des Geistes nicht kennt, als das Bewußtsein, daß ihn ein hübsches Mädchen liebt (denn vom Genuß abstrahiere ich, um dem Werther allen möglichen Vorteil zu geben), aber gewiß keiner eigentlichen Seele; wenn eine solche je so was gesagt hat, so war es ein Kompliment gegen die Damen und zwar ein sehr unartiges, weil es ein Pasquill auf alle vernünftige Männer ist; und doch ist es eine Frage, ob es ein Kompliment für die Damen ist. Viele Männer halten das weibliche Geschlecht für so schwach, eitel, leichtgläubig und eingebildet, daß sie alles glauben, was man ihnen sagt, sobald es die Macht ihrer Reize angeht. Diese Männer, wenn man sie anders so nennen kann, irren sich aber gar sehr. Nicht wahr Madam?

Wenn man aber einer Vorstellung, die sich auf einen solchen Trieb stützt, mutwillig nachhängt, nicht allein nicht widerstehen will, sondern sich gar eine Ehre daraus macht, nicht zu widerstehen und sich für einen Eingeweihten in die Mysterien der alles beglückenden Natur hält, sobald man sich solche Liebesschlösser in die Luft bauen kann, ja mein Gott, was ist da nicht unwiderstehlich in der Welt. Wäre doch wohl gar die kranke Frau im Gellert gestorben, wenn der Schneider

nicht gekommen wäre, oder hat doch einer schon seine Frau für ein Glas Branntwein andern überlassen. Da ist es freilich kein Wunder, wenn Glück und Ruhe dahingehen, als hätten sie nie bei einem gewohnt, und ist es noch gut, wenn nur Glück und Ruhe fliehen. Eine solche Liebe führt ihre Lieblinge oft in Ketten nach Celle, und mich dünkt von Rechts wegen.

Die Liebe, die ich dem vernünftigen Manne für anständig halte, verhält sich zu der, gegen welche ich schreibe, sowie die gerechte Zähre des rechtschaffenen Mannes bei dem Tod einer Mutter, gegen das ungezogene Geheul und Haarausreißen des schwachen Pöbels. Und ich weiß wohl, wenn ich auch bis an den Jüngsten Tag predigte, so würde doch die Anzahl derer, die jenen Folgen der Liebe standhaft widerstehen, immer die kleinere Zahl sein. Aber was ist das seltsamer, als daß die Leute, die ihr Unglück mit Mut, Gelassenheit ertragen, ebenfalls sehr wenige sind? Aus dem, was der Mensch jetzo in Europa ist, müssen wir nicht schließen, was er sein könnte. In andern Weltteilen ist er ja schon anders, sehr viel anders.

Vom Genie

Ich habe sehr oft darüber nachgedacht, worin sich eigentlich das große Genie von dem gemeinen Haufen unterscheidet. Hier sind einige Bemerkungen. Der gewöhnliche Kopf ist immer der herrschenden Meinung und der herrschenden Mode konform, er hält den Zustand, in dem sich alles jetzt befindet, für den einzig möglichen, und verhält sich leidend bei allem. Ihm fällt nicht ein, daß alles, von der Form der Möbel bis zur feinsten Hypothese hinauf, in dem großen Rat der Menschen beschlossen worden, dessen Mitglied er ist. Er trägt dünne Sohlen an seinen Schuhen, wenn ihm gleich die spitzen Steine die Füße wund drücken; er läßt die Schuhschnallen sich durch die Mode bis an die Zehe rücken, wenn ihm gleich der Schuh öfters stecken bleibt; er denkt nicht daran, daß die Form des Schuhes so gut von ihm abhängt, als von dem Narren, der sie auf elendem Pflaster zuerst dünne trug. Dem großen Genie fällt überall ein: könnte dieses nicht auch falsch sein? Er gibt seine Stimme nie ohne Überlegung. Ich habe einen Mann von großen Talenten gekannt, dessen ganzes Meinungensystem, sowie sein Möbelvorrat, sich durch eine besondere Ordnung und Brauchbarkeit unterschied; er nahm nichts in sein Haus auf, wovon er nicht den Nutzen deutlich sah. Etwas anzuschaffen, bloß weil es andere Leute hatten, war ihm unmöglich. Er dachte: so hat man ohne mich beschlossen, daß

es sein soll, vielleicht hätte man anders beschlossen, wenn ich dabei gewesen wäre. — Dank sei es diesen Männern, daß sie zuweilen wenigstens wieder einmal schütteln, wenn es sich setzen will, wozu unsere Welt noch zu jung ist. Chinesen dürfen wir noch nicht werden. Wären die Nationen ganz voneinander getrennt, so würden vielleicht alle, obgleich auf verschiedenen Stufen der Vollkommenheit, zu dem chinesischen Stillstand gelangt sein.

Das große Genie urteilt in Gesellschaft nicht allein oft in Dingen, die nicht in sein Feld gehören, sondern auch in den seinigen nicht allezeit gut, es seien denn Dinge, die es sehr häufig überdacht hat, oder worüber eine bloße Belesenheit entscheidet. Sich selbst allein gelassen besitzt es eine gewisse Aufmerksamkeit auf alltägliche Dinge, in welchem ein Hauptunterscheidungszeichen des großen Geistes zu liegen scheint, sich nicht durch Lokaldenkungsart hinreißen zu lassen, alle Begebenheiten als individua anzusehen und nicht durch einen dem schwachen Menschen sehr natürlichen Kunstgriff sie in dem genere summo alltäglicher Dinge alle gleich unbemerkt vorbeistreichen zu lassen. So ist niemand der Welt, hauptsächlich der gelehrten, unnützer, als derjenige Fromme, der alle Dinge nur in dem genere summo des Irdisch-Vergänglichen, oder seine Empfindungen in unsern Worten ausgedrückt, des Nichtswürdigen übersieht und der Untersuchung unwürdig schätzt. Der Philosoph muß hierin einigermaßen seinem Schöpfer nachahmen, und, wenigstens in einem engen Bezirk, nur individua sehen. Diese Art, die Dinge zu betrachten, ist ein Hauptkenn-

zeichen des Genies, es betrachtet freilich nicht alles so, es würde sonst Gott selbst sein müssen. Diese Art, die Dinge anzusehen, gibt dem Genie eine gewisse Kenntnis der Dinge um sich, die nichts weniger als immer systematisch ist, die aber hinlänglich ist, das Wahre vom Falschen, wo nicht völlig genau abzusondern, doch die erste grobe Trennung durchaus zu machen.

Indem man durch die Gewalt des Nachdenkens so wenig und durch Genie alles herausbringt, so scheint es, der Himmel habe sich die große Erfindung unmittelbar vorbehalten.

Es gibt eine gewisse Art von gekünsteltem Unsinn, den der Halbköpfige leicht für tiefe Weisheit, ja wohl gar für ein Weben des Genies hält, erstimulierte Ausbrüche eines fundamentlosen Enthusiasmus, ein fieberhaftes Haschen nach Originalismus, ohne Richtigkeit der Empfindung, in welchem der Frankfurter Rezensent oder der Primaner allerorten Shakespearesche Inspiration zu wittern glaubt, das Rauschen von Libanons ewiger Zeder, die donnernden Tritte des Würgengels und den Klang der Posaune des letzten Tages hört. Es ist nichts. Fünf gegen eins, der Mann der es geschrieben hat, ist ein Tropf, der mehr scheinen will als er ist, und damit ist seine arme Seele für den Ruhm der Nachwelt hin, als hätte sie das Licht nie gesehen oder den Satz des Widerspruchs nie gedacht.

Man liest jetzt so viele Abhandlungen über das Genie, daß jeder glaubt, er sei eines. Der Mensch ist verloren, der sich früh für ein Genie hält.

Das ist ein hoffnungsvoller junger Mensch, ein aufblühendes Genie, hört man jetzt überall; mir sind in einem Vierteljahr einmal zehn zu Gesicht gekommen, fünf wurden mir präsentiert, und ich fünfen. Es wird sicherlich aus keinem etwas, der Frost der Nachschwätzerei hatte sie schon alle gedrückt, soviel ich merken konnte.

Bei den meisten jungen Leuten, die ich gekannt habe, hat sich mit der Idee und dem Wort Genie eine andere Idee assoziiert, die, ich wette, im Gehirn ganz nah an den Ohren liegen muß, etwas von aufsausendem und dann schneidendem Schwung auf Flügeln des Adlers bis zur Sonne, daher sie kaum das Wort Genie aussprechen können, ohne sich auf die Zehen zu stellen, oder wenn sie sitzen, aufwärts zu sehen. Wo ich nicht sehr irre, so kommt es daher, daß man glaubt, mit Genie lasse sich unmöglich von dem getretenen Pfade aus etwas Gutes sehen, sondern man müsse notwendig durch die Hecken brechen, Felder zertreten, Staub machen, spritzen und sprengen, um etwas zu finden. Daher beruhigt sie nur ein abgebrochener Stil, Sätze, Halbgedanken und ein halb neues Wort. Dem Dichter-Genie will ich ein solches Bild nicht absprechen, nur muß sich der Philosoph kein solches Bild davon machen wollen. Soviel ist gewiß, keine Nation führt das Wort Genie so oft im Munde als die deutsche seit sechs bis acht Jahren. Es ließe sich eine Bibliothek von deutschen Büchern sammeln, wo das Wort auf jedem Blatt, die Sache aber selbst gar nicht vorkommen müßte. Der Henker halte sich da in Grenzen, wenn man das Genie mit einem Feuerstrom vergleicht, dessen Wellen un-

aufhaltbar dahinbrausen und durch seinen Glanz und Lärm Blindheit und Taubheit über das Geschlecht der Zaunkönige verbreitet. Sobald ein ehrlicher Mann, der aus der Zeitung weiß, daß er ein Genie ist, und ein paar kleine Bemerkungen gemacht hat, soll er sie etwa eben so dünne sagen wie Leibniz, Locke, Hartley, das ist nicht möglich. Er sprudelt, schäumt, ergießt sich, reißt Sense-Körner und Nonsense-Felsen wie Häuser mit sich fort, und schwillt und braust und schallt mächtig von Straßburg bis Königsberg. Wenn ich etwas zu sagen hätte, so ließ ich bei Strafe des Stranges verbieten, künftig das Genie mit einem Strom zu vergleichen, oder wenigstens einen ganz stillen, langsamen und tiefen dazu zu nehmen .... und brauset und schallt, daß dem Echo die Ohren gellen und die Zunge erstarrt.

Ich sagte euch gerne deutlich, daß ich euch verstehe, aber dann verstündet ihr, Plunderköpfe, mich nicht. Eine deutliche kalte Definition vom Genie verhält sich zu einem Feuerstrom wie eine nützliche Lehre zu einer Ohrfeige. Der Sturm am Berge, das Brausen des Genies in hoher Luft, das Rauschen des Eichenwaldes, diese Ideen sind irgend einmal in der Jugend mit ankommendem Donnerwetter, mit sich heranwälzenden Wassergebirgen des Weltmeeres, die mit Flotten spielen wie mit Häckerling, mit dem Anblicke des nahen Todes verbunden worden, nun weckt sie die Definition wieder auf und zeigt uns den Tempel des Ruhms offen.

Was mir an unsern Definitionen vom Genie nicht gefällt, ist, daß so gar nichts vom jüngsten Tag darin

vorkommt, nichts vom Hallen durch die Ewigkeit und nichts von den Fußtritten des Allmächtigen.

Die Genies brechen die Bahn und die schönen Geister ebnen und verschönern sie. Eine Wegverbesserung in den Wissenschaften wäre anzuraten, um desto besser von einer zu den andern kommen zu können.

Über Kunst und Literatur

Die Dichter sind vielleicht eben nie die weisesten unter den Menschen gewesen; allein es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie uns das Beste ihres Umgangs und ihrer Gesellschaft liefern. Da Horaz uns soviel Vortreffliches hinterlassen hat, so denke ich immer, wieviel Vortreffliches mag nicht in den Gesellschaften gesprochen worden sein; denn schwerlich haben die Wahrheiten den Dichtern mehr als das Kleid zu danken. Das schöne Rectius vives, Licini, usw. ist das Medio tutissimus ibis der Gesellschaft.

Man muß sich ja vorsehen, wenn man von einem gesetzten rechschaffenen Manne etwas Empfindsames erzählt, daß es nicht mit vielen Worten geschieht; man muß es so in der Erzählung unterdrücken, wie es der Mann in Gegenwart anderer tun würde. Es ist nun einmal in der Welt so, daß die äußere Bezeugung eines innern Gefühls durch Gebärden und Mienen, die uns nichts kosten und daher auch oft nachgemacht werden, selten für anständig und immer für unmännlich gehalten werden. Nun verfallen aber unsere dramatischen Dichter und Romanschreiber gerade in das Gegenteil. Nichts als Empfindungsbezeugungen erzählen sie uns. Deswegen hassen wir die Gesellschaft ihrer Helden wie die von Schulknaben.

Ich glaube, der schlechteste Gedanke kann so gesagt werden, daß er die Wirkung des besten tut, sollte auch

das letzte Mittel dieses sein, ihn einem schlechten Kerl in einem Roman oder einer Komödie in den Mund zu legen.

Man muß keinem Werk, hauptsächlich keiner Schrift die Mühe ansehen, die sie gekostet hat. Ein Schriftsteller, der noch von der Nachwelt gelesen sein will, muß es sich nicht verdrießen lassen, Winke zu ganzen Büchern, Gedanken zu Disputationen in irgend einen Winkel eines Kapitels hinzuwerfen, daß man glauben muß, er habe sie zu Tausenden wegzuwerfen.

Mir ist es immer vorgekommen, als wenn man den Wert der Neueren gegen die Alten auf einer sehr falschen Wage wäge, und den letzteren Vorzüge einräumte, die sie nicht verdienen. Die Alten schrieben zu einer Zeit, da die große Kunst schlecht zu schreiben noch nicht erfunden war, und bloß schreiben hieß gut schreiben. Sie schrieben wahr, wie die Kinder wahr reden. Heutzutage finden wir uns, wenn wir im sechzehnten Jahre zu uns selbst kommen, schon, möcht' ich sagen, von einem bösen Geist besessen; und diesen erst durch eigene Beobachtung und Streit gegen Ansehen und Vorurteil und gegen die Macht einer vierzehnjährigen Erziehung auszutreiben, und dann noch wieder die eigene Haushaltung der Natur anzufangen, erfordert sicherlich mehr Kraft als in den ersten Zeiten der Welt natürlich zu schreiben, jetzt da natürlich schreiben, möcht' ich sagen, fast unnatürlich ist. Homer hat gewiß nicht gewußt, daß er gut schrieb, so wenig wie Shakespeare. Unsere heutigen guten Schriftsteller müssen alle die fatale Kunst lernen: zu wissen, daß sie gut schreiben.

Was hilft das Lesen der Alten, sobald ein Mensch einmal den Stand der Unschuld verloren hat, und wo er hinsieht, überall sein System wiederfindet? Daher urteilt der mittelmäßige Kopf, es sei leicht, wie Horaz zu schreiben, weil er es für leicht hält, besser zu schreiben, und weil dieses besser zum Unglück schlechter ist. Je älter man wird (vorausgesetzt, daß man mit dem Alter weiser werde), desto mehr verliert man die Hoffnung, besser zu schreiben als die Alten. Am Ende sieht man, daß das Eichmaß alles Schönen und Richtigen die Natur ist, daß wir dieses Maß alle in uns tragen, aber nur so überrostet von Vorurteilen, von Wörtern, wozu die Begriffe fehlen und von falschen Begriffen, daß sich nichts mehr damit messen läßt.

In jedem Menschen liegen eine Menge von richtigen Bemerkungen; allein die Kunst ist, sie gehörig sagen zu lernen — das ist sehr schwer, wenigstens viel schwerer, als mancher glaubt; und gewiß kommen alle schlechten Schriftsteller darin miteinander überein, daß sie von alledem, was in ihnen liegt, nur das sagen, was jedermann sagte, und was daher, um gesagt zu werden, nicht einmal in einem zu liegen braucht.

Vielleicht wird bald eine Zeit kommen, wo wir sehen werden, daß wir in manchen Stücken über den Alten sind, in denen wir uns jetzt unter denselben glauben. In der Bildhauerkunst und Malerei ist dieses nur allzu klar. Winkelmann war ein Enthusiast, ein Mann, der für die Alten eingenommen war, und sich selig pries, als er den klassischen Boden betrat, der seinen Geschmack nach den Mustern bildete, die er richten sollte.

Bacons Venus in der Exhibition in Pall-Mall könnte allemal, glaube ich, neben der mediceischen stehen. Es gehört schon viel dazu, nach so vielem Lärm, sich in dieser Kunst hervorzutun, ohne den Entschluß nach Rom zu gehen, sich dem Vatikanischen Apoll zu Füßen zu werfen. Alle reisen hin in der Absicht, ihn anzubeten, aber keiner, seine Gottheit zu untersuchen.

Nicht jedermann ist es gegeben so zu schreiben, wie es den Menschen in abstracto zu allen Zeiten und in allen Weltaltern gefallen muß. In einer Verfassung der Welt, wie die jetzige, gehört viel Kraft dazu, um immer im Wesentlichen zu wachsen, und sehr viel Ballast, um nicht, wenn alles schwankt, auch mit zu schwanken. Auf diese Art natürlich zu schreiben, erfordert unstreitig die meiste Kunst, jetzt da wir meistens künstliche Menschen sind. Wir müssen, so zu reden, das Costume des natürlichen Menschen erst studieren, wenn wir natürlich schreiben wollen. Philosophie, Beobachtung seiner selbst, und zwar genauere Naturlehre des Herzens und der Seele überhaupt, allein und in allen ihren Verbindungen, diese muß derjenige studieren, der für alle Zeiten schreiben will. Das ist der feste Punkt, wo sich gewiß die Menschen einmal wieder begegnen, es geschehe auch wenn es wolle. Ist ein solcher Geschmack der herrschende, so ist der Wert des menschlichen Geschlechts, mit den Mathematikern zu reden, ein Größtes und kein Gott kann es höher bringen. Wer nur für etliche Jahre, nur für eine Messe, oder nur für eine Woche schreibt, kommt mit wenigerm aus. Er darf nur neuere Schriftsteller lesen, die Gesellschaften seiner Zeit besuchen, so gibt

sich, wofern er nur ein Mensch ist, wie man ihn in der Haushaltung braucht, das Übrige von selbst. Der Gedanke, daß es so außerordentlich leicht ist, schlecht zu schreiben, hat mich daher oft beschäftigt. Ich meine nicht, daß es leicht sei, etwas Schlechtes zu schreiben, das man selbst für schlecht hielt, nein! sondern daß es so leicht ist, etwas Schlechtes zu schreiben, das man für sehr schön hält. Hierin liegt das Demütigende. Ich zeichne eine gerade Linie und die ganze Welt sagt, „das ist eine krumme" — ich zeichne noch eine, diese wird gewiß gerade sein, denke ich; und man sagt gar: o! diese ist noch krummer. Was ist da zu tun? Das beste ist, keine gerade Linie mehr gezeichnet, und dafür anderer Leute gerade Linien betrachtet, oder selbst nachgedacht.

Es ist fast nicht möglich, etwas Gutes zu schreiben, ohne daß man sich dabei jemanden oder auch eine gewisse Anzahl von Menschen denkt, die man anredet. Es erleichtert wenigstens den Vortrag sehr in tausend Fällen gegen einen.

Es gibt, wie ich oft bemerkt habe, ein untrügliches Zeichen, ob der Mann, der eine rührende Stelle schrieb, wirklich dabei gefühlt hat, oder ob er aus einer genauen Kenntnis des menschlichen Herzens bloß durch Verstand und schlaue Wahl rührende Züge uns Tränen abgelockt hat. Im ersten Fall wird er nie, nachdem die Stelle vorüber ist, seinen Sieg plötzlich aufgeben. So wie bei ihm sich die Leidenschaft kühlt, kühlt sie sich auch bei uns, und er bringt uns ab, ohne daß wir es wissen. Hingegen im letzteren Fall nimmt er sich selten

die Mühe sich seines Sieges zu bedienen, sondern wirft den Leser oft, mehr zur Bewunderung seiner Kunst, als seines Herzens, in eine andere Art von Verfassung hinein, die ihn selbst nichts kostet, als Witz, den Leser aber fast um alles bringt, was er vorher gewonnen hatte. Mich dünkt, von der letzteren Art ist Sterne. Die Ausdrücke, womit er Beifall vor einem andern Richterstuhl erhalten will, vertragen sich sehr oft nicht mit dem Sieg, den er soeben vor dem einen davongetragen hatte.

Alles was unsere Schriftsteller noch zu schildern vermögen, ist etwas Liebe; und auch diese wissen sie nicht in die etwas entfernten Verrichtungen des menschlichen Lebens zu verfolgen. Bemerkungen in einem Roman anzubringen, die sich auf die längste Erfahrung und tiefsinnigsten Betrachtungen gründen, soll sich kein Mensch scheuen, der solche Bemerkungen vorrätig hat. Sie werden gewiß ausgefunden; durch sie nähern sich die Werke des Witzes den Werken der Natur. Ein Baum gibt nicht bloß Schatten für jeden Wanderer, sondern die Blätter vertragen auch noch das Mikroskop. Ein Buch, das dem Weltweisen gefällt, kann deswegen auch noch dem Pöbel gefallen. Der letzte braucht nicht alles zu sehen; aber es muß da sein, wenn etwa jemand kommen sollte, der das scharfe Gesicht hätte.

Vernunft und Erfahrung können zwar bei einem Schriftsteller einigermaßen die Haushaltung für die Empfindung führen, wenn er beide in einem sehr großen Maße besitzt, nie wird er aber sein Werk durch

Züge erheben können, bei deren Erblickung der feinste Nachahmer bekennen muß, sie lägen außer seinem Sprengel. Es scheint, als wenn sich der Himmel die Mitteilung besonderer Gedanken und Entdeckungen selbst vorbehalten hätte, da sie so selten die Frucht des Fleißes sind.

Was eigentlich den Schriftsteller für den Menschen ausmacht, ist, beständig zu sagen, was der größte Teil der Menschen denkt oder fühlt, ohne es zu wissen. Der mittelmäßige Schriftsteller sagt nur, was jeder würde gesagt haben.

Schlechte Schriftsteller sind hauptsächlich diejenigen, die ihre einfältigen Gedanken mit Worten der guten zu sagen trachten; könnten sie, was sie denken, mit angemessenen Worten sagen, so würden sie allezeit zum Besten des Ganzen etwas beitragen und für den Beobachter merkwürdig sein.

So wie wir eine Messiade und ein verlorenes Paradies haben, wo alles Göttliche menschlich zugeht, so könnte ein Bauer eine Henriade schreiben, wo alles wie in seinem Dorfe, nur idealisiert, vorginge.

Einen Roman zu schreiben, ist deswegen vorzüglich angenehm, weil man zu allen Meinungen, die man gern einmal in die Welt laufen lassen will, allemal einen Mann finden kann, der sie als die seinigen vorträgt.

Bei einem Roman sollte hauptsächlich darauf gesehen werden, die Irrtümer sowohl, als die Betrü-

gereien aller Stände und aller menschlichen Alter zu zeigen.

Es soll Menschen gegeben haben, die, wenn sie einen Gedanken niederschrieben, auch sogleich die beste Form dafür getroffen haben sollen. Ich glaube wenig davon. Es bleibt allemal die Frage, ob der Ausdruck nicht besser geworden wäre, wenn sie den Gedanken mehr gewandt hätten; ob nicht kürzere Wendungen möglich gewesen wären; ob nicht manches Wort hätte wegbleiben können, und dergleichen. — Gleich auf den ersten Wurf so zu schreiben, wie z. B. Tacitus, liegt nicht in der menschlichen Natur. Um einen Gedanken recht rein darzustellen, dazu gehört vieles Abwaschen und Absüßen, sowie einen Körper rein darzustellen. Um sich hiervon zu überzeugen, vergleiche man nur die ersten Ausgaben der Reflexions von Rochefoucauld mit den spätern. Man sehe die Ausgabe des Abbé Brotier (Paris 1789), so wird man finden, was ich gesagt habe. Wenigstens wird es kaum möglich sein, gleich das erstemal so zu schreiben, daß man eine Schrift öfters wieder liest, und immer mit neuem Vergnügen. Brotier drückt sich in eben dieser Ausgabe vortrefflich hierüber aus. Er sagt: „Corneille, Bossouet, Bourdalouc, la Fontaine et la Rochefoucauld ont pensé et nous pensons avec eux, et nous ne cessons de penser, et tous les jours ils nous fournissent des pensées nouvelles; que nous lisons Racine, Flechier, Neuville, Voltaire, ils ont beaucoup pensé, mais ils nous laissent peu à penser après eux. Tels sont dans les arts Raphael et Michel-Ange, qui ont animé et animent encore tous les artistes, tandisque Guido et

le Berain plaisent, sans qu'il sorte de leurs ouvrages presque aucune étincelle de ce feu, qui porte la lumière et la chaleur." — Auch verliert sich bei öfterm Hin- und Herwenden des Gedankens der Kitzel zu glänzen, und man streicht weg, was bloß des Glanzes wegen dasteht.

Es ist keine Kunst, etwas kurz zu sagen, wenn man etwas zu sagen hat, wie Tacitus. Allein wenn man nichts zu sagen hat, und schreibt dennoch ein Buch, und macht gleichsam die Wahrheit selbst mit ihrem ex nihilo nihil fit zur Lügnerin, das heiße ich Verdienst.

Mit wenigen Worten viel sagen heißt nicht, erst einen Aufsatz machen und dann die Perioden abkürzen, sondern vielmehr die Sache erst überdenken und aus dem Überdachten das Beste so sagen, daß der vernünftige Leser wohl merkt, was man weggelassen hat. Eigentlich heißt es, mit den wenigsten Worten zu erkennen geben, daß man viel gedacht habe.

Es ist, als ob unsere Sprachen verwirrt wären: wenn wir einen Gedanken haben wollen, so bringen sie uns ein Wort, wenn wir ein Wort fordern, einen Strich, und wo wir einen Strich erwarten, steht eine Zote.

Ein guter Ausdruck ist so viel wert als ein guter Gedanke, weil es fast unmöglich ist, sich gut auszudrücken, ohne das Ausgedrückte von einer guten Seite zu zeigen.

Es ist ein großer Rednerkunstgriff, die Leute zuweilen bloß zu überreden, wo man sie überzeugen

könnte; sie halten sich alsdann oft da für überzeugt, wo man sie bloß überreden kann.

Es ist ein Fehler, den der bloß witzige Schriftsteller mit dem ganz schlechten gemein hat, daß er gemeiniglich seinen Gegenstand eigentlich nicht erleuchtet, sondern ihn nur dazu braucht, sich selbst zu zeigen. Man lernt den Schriftsteller kennen und sonst nichts. So schwer es auch zuweilen eingehen sollte, eine witzige Periode wegzulassen, so muß es doch geschehen, wenn sie nicht notwendig aus der Sache fließt. Diese Kreuzigung gewöhnt allmählich den Witz an die Zügel, die ihm die Vernunft anlegen muß, wenn sie beide mit Ehren auskommen sollen.

Wenn Scharfsinn ein Vergrößerungsglas ist, so ist der Witz ein Verkleinerungsglas. Glaubt ihr denn, daß sich Entdeckungen bloß mit Vergrößerungsgläsern machen lassen? Jch glaube, mit Verkleinerungsgläsern oder wenigstens durch ein ähnliches Instrument in der intellektuellen Welt sind wohl mehr Entdeckungen gemacht worden. Der Mond sieht durch ein verkehrtes Fernrohr wie die Venus aus, und mit bloßen Augen, wie die Venus durch ein gutes Fernrohr in seiner rechten Lage. Durch ein gemeines Opernglas würden die Plejaden wie ein Nebelstern erscheinen. Die Welt, die so schön mit Gras und Bäumen bewachsen ist, hält ein höheres Wesen als wir vielleicht ebendeswegen für verschimmelt. Der schönste gestirnte Himmel sieht uns durch ein umgekehrtes Fernrohr leer aus.

Um witzig zu schreiben, muß man sich mit den eigentlichen Kunstausdrücken aller Stände gut be-

kannt machen. Ein Hauptwerk in jedem, nur flüchtig gelesen, ist hinlänglich; denn was ernsthaft seicht ist, kann witzig tief sein.

Ein guter Schriftsteller hat nicht allein Witz nötig, die Ähnlichkeiten auszufinden, wodurch er seinem Ausdruck Anmut verschaffen kann, sondern auch die zu vermeiden, die dem Leser zum gänzlichen Verderben desselben einfallen können. Zu oft ist nicht sowohl das, was der Autor sagt, dem Eindruck, den er machen will, nachteilig, als das, was dem Leser, dessen Gedanken minder ängstlich fortgehen, dabei einfällt, und woran er selbst nicht gedacht hat.

Der wahre Witz weiß ganz von der Sache entfernte Dinge so zu seinem Vorteil zu nutzen, daß der Leser denken muß, der Schriftsteller habe sich nicht nach der Sache, sondern die Sache nach ihm gerichtet.

Daß alle scherzhaften Sachen Possen sind, wird überhaupt nur meistens von alten Theologen oder alten Professoribus juris behauptet, die glauben, alles wäre ernsthaft, was mit einem ernsthaften Gesicht oder ernsthaften Stilo gesagt würde, da es doch ausgemacht ist, daß von hundert Possen gewiß neunzig ernsthaft vorgetragen werden. Aus den munteren Schriften kluger Köpfe läßt sich sehr oft mehr lernen, als aus sehr vielen ernsthaften. Sie tragen manches mit einer lachenden Miene vor, was sie im Ernst meinen, was aber noch nicht untersucht genug ist, um eine ernsthafte zu kleiden.

Mit Phlegma schreibt sich's keine Satiren gegen Phlegma, darin besteht eben seine Natur, daß es sich nicht selbst stört. Wir ahmen immer die Satire der Engländer und Franzosen nach und bedenken nicht, daß wir mit ganz anderen Fellen zu tun haben.

Beim Disputieren ist es ein sehr feiner und bitterer Griff, erst die Gründe des Gegners noch viel stärker vorzustellen, als er sie selbst vorzustellen imstande war (hierbei ist allenfalls Sophisterei verzeihlich), und dann alles mit triftigen Gründen zusammen aus dem Wege zu räumen. Dieses läßt sich bei der Satire gebrauchen.

Die Komödie bessert nicht unmittelbar, vielleicht auch die Satire nicht, ich meine, man legt die Laster nicht ab, die sie lächerlich macht. Aber das können sie tun, sie vergrößern unsern Gesichtskreis, vermehren die Anzahl der festen Punkte, aus denen wir uns in allen Vorfällen des Lebens geschwinder orientieren können.

Die erste Satire wurde gewiß aus Rache gemacht. Sie zur Besserung seines Nebenmenschen gegen die Laster und nicht gegen den Lasterhaften zu gebrauchen, ist schon ein geleckter, abgekühlter, zahmgemachter Gedanke.

Die feinste Satire ist unstreitig die, deren Spott mit so weniger Bosheit und so vieler Überzeugung verbunden ist, daß er selbst diejenigen zum Lächeln nötigt, die er trifft.

Die schönste Art der Ironie ist, eine Sache, die gar nicht verteidigt werden kann, zu verteidigen mit Grün-

den, die voll satirischer Bitterkeit sind, häufig Stellen zu zitieren und zu erklären.

Die Entschuldigungen, die man bei sich selbst sich macht, wenn man etwas unternehmen will, sind ein vortrefflicher Stoff für Monologen, denn sie werden selten anders gemacht, als wenn man allein ist und sehr oft laut.

Der Theatermensch, der Romanmensch, das sind lauter konventionelle Geschöpfe, die ihren Wert haben, sicut nummi, und sich ohne Rücksicht auf den natürlichen Menschen idealisieren lassen. Allein der Zuschauer ist selten so verdorben, daß er nicht den natürlichen Menschen mit Vergnügen erkennen solle, sobald er auf die Bühne tritt.

Die erste Regel bei Romanen sowohl als Schauspielen ist, daß man die verschiedenen Charaktere gleichsam wie die Steine im Schachspiel betrachtet, und sein Spiel nicht durch Veränderung der Gesetze zu gewinnen sucht, nach welchen sich diese Steine richten müssen; also nicht den Springer wie einen Bauern zieht und dergleichen; zweitens muß man diese Charaktere genau bestimmen, und sie nicht außer Aktivität setzen, um seinen Endzweck zu erreichen, sondern nur durch die Wirksamkeit derselben gewinnen wollen. Das nicht tun, heißt eigentlich Wunder tun wollen, die immer unnatürlich sind.

In den Romanen gibt es tödliche Krankheiten, die im gemeinen Leben nichts weniger als tödlich sind, und

umgekehrt im gemeinen Leben tödliche, die es in Romanen nicht sind.

Mir ist nichts abgeschmackter in unsern Schauspielen, als die wohlgesetzten Reden, die auf den Knien gehalten werden. Man wird nach und nach auch so sehr daran gewöhnt, daß es nicht viel größeren Eindruck macht, jemanden auf den Knien zu sehen, als wenn er die Arme kreuzt. Wenn mich mein eigenes Gefühl nicht betrügt, so kniet man nicht leicht vor einem Menschen, und nicht eher als bis die Sprache zu fallen anfängt. Wer mit seinem Knien so fertig ist und seine Beteuerungen so regelmäßig hersagt, der ist ohne Zweifel ein Betrüger. Ich fordere die Herzen aller derjenigen auf, die irgend einmal in der Welt einen Menschen vor einem Menschen aus Affekt haben knien sehen, oder selbst einmal gekniet haben, und frage, ob es billig ist, mit diesem größten und ehrwürdigsten Zeichen des innersten Affekts, das die menschliche Natur hat, jede kleine vorübergehende Wallung des Bluts zu bezeichnen? Ich habe ein einziges Mal einen Mann im Ernst knien sehen, und als er hinfiel, so war es mir, als entginge mir der Atem.

Eine Stockhaus-Szene sollte sich vortrefflich auf dem Theater ausnehmen. Es müßten da die Spitzbuben über Freiheit und Ehrlichkeit miteinander disputieren.

Eine Empfindung, die mit Worten ausgedrückt wird, ist allezeit wie Musik, die ich mit Worten beschreibe, die Ausdrücke sind der Sache nicht homogen genug. Der Dichter, der Mitleiden erregen will, verweist doch

noch den Leser auf eine Malerei und durch diese auf die Sache. Eine gemalte schöne Gegend reißt augenblicklich hin, da eine besungene erst im Kopf des Lesers gemalt werden muß. Bei der ersten hat der Zuschauer nichts mehr mit der Einrichtung zu tun, sondern er schreitet gleichsam zum Besitz, wünscht sich die Gegend, das gemalte Mädchen, bringt sich in allerlei Situationen, vergleicht sich mit allerlei Umständen bei der Sache.

Einem Sänger sanfter Empfindungen, der einmal glaubt, poetisches Zuckergebackenes sei eine würdige Speise für die menschliche Seele, ein Brot des Lebens für das Herz, ist so schwer mit Gründen beizukommen, als dem Idealisten, der mit dem Zauberstab seiner unumschränkten Imagination, mit einem Streich Wiederlegungen und Verteidigungen zu Tausenden schafft, durch welche zu dringen keinem Fleisch verstattet ist. Es gibt keine Sprache, die geradezu in die Vernunft redet; alle nimmt, ehe sie eingelassen wird, etwas von dem Ton der geistigen Hülle an, hinter welcher jene liegen muß. Wie soll ich einen jungen Schwätzer überzeugen, bei dem der Tag der Vernunft sich zu einer weichlichen Dämmerung geneigt hat, bei der nur Weniges sichtbar bleibt, das hinlänglich ist, eine verzärtelte Einbildungskraft mit Bildern einer tändelnden Wollust zu versehen. Der Brief des Herrn Jakobi an die Gräfin, die ihm Wielands Musarion schenkte, ist in der Tat die Frucht einer in Zärtlichkeit und Tändelei zerschmelzenden Vernunft, die, wie ich fürchte, gänzlich zerfließen wird, wenn nur noch aus ein paar Journalen daruntergeblasen wird. Ich befürchte eben nicht aus

dem Einreißen dieses Geschmacks einen Verfall der Wissenschaften, denn diese Wissenschaften haben nie wohl gestanden, die der weichliche Hauch einer solchen Tändelei umkehren kann. Aber unsere guten Mädchen werden dadurch verdorben, die stille weibliche Grazie, die eine ebenso große Frucht richtiger Empfindung ist, als die männliche Philosophie, und gewiß eine weit mächtigere und schönere, wird unter einem Raisonnement in Diminutivchen über Diminutiv-Ideen erstickt, und dadurch wird es noch eine Art von Zärtlichkeit geben, so wie es noch eine Art von Sachen der Kunst zu urteilen gibt, eine verbelle und eine reelle. Wieland hat für das Herz gesungen und gesprochen. Seine Leichtigkeit ist nicht die bezahlte oder lobbegierige Leichtigkeit eines Tanzmeisters, sondern die auf gesunde Richtigkeit der Glieder gegründete eines Merkurs. Seine Werke können sich mit offener Stirn allen Jahrhunderten zeigen, und wenn sie ihnen nicht gefallen, unerschrocken sprechen: O der Barbarei!

Wir haben eigentlich nur Ableger von Romanen und Komödien; aus dem Samen werden wenige gezogen.

Es gibt Menschen, die nicht sowohl schön schreiben, als vielmehr jedem decennio und säculo das Modegesicht ablernen können, daß der Teufel selbst glauben sollte, sie schrieben von Natur so. Es mag stürmen, wie es will, so schwimmen verzwickte Bälge immer oben. Ich mag immer den Mann lieber, der so schreibt, daß es Mode werden kann, als der, der so schreibt, wie es Mode ist.

Ein guter Schriftsteller muß sich schlechterdings nichts daraus machen, wenn man ihn auch in zehn Jahren nicht versteht. Was dieses Jahrhundert nicht versteht, versteht das nächste.

Heutzutage machen drei Pointen und eine Lüge einen Schriftsteller.

Es ist sehr gut, gleich eine richtige End-Idee festzusetzen, die gleichsam die Richtung der übrigen bestimmt; so ist Leonardo da Vinci dadurch, daß er eine Malerei als einen Spiegel ansah, auf allerlei Mittel, sie so zu verfertigen, geleitet. Lessing leitete in seiner Abhandlung vom Epigramm alles aus dem Wort *επιγραμμα* her.

Das, was man wahr empfindet, auch wahr auszudrücken, das heißt mit jenen kleinen Beglaubigungszügen der Selbstempfindung, macht eigentlich den großen Schriftsteller; die gemeinen bedienen sich immer der Redensarten, die immer Kleider vom Trödelmarkt sind.

Einer zeugt den Gedanken, der andere hebt ihn aus der Taufe, der dritte zeugt Kinder mit ihm, der vierte besucht ihn am Sterbebette, und der fünfte begräbt ihn.

Der Gedanke hat in dem Ausdruck noch zu viel Spielraum, ich habe mit dem Stockknopf hingewiesen, wo ich mit der Nadelspitze hätte hinweisen sollen.

Man kann eine Sache wieder so sagen, wie sie schon gesagt worden ist, sie vom Menschenverstand weiter

abbringen oder sie ihm nähern; das erste tut der seichte Kopf, das zweite der Enthusiast, das dritte der eigentliche Weltweise.

Für alle die Bemerkungen eines Mannes, der z. E. barfuß nach Rom laufen könnte, um sich dem Vatikanischen Apoll zu Füßen zu werfen, gebe ich keinen Pfennig. Diese Leute sprechen nur von sich, wenn sie von andern Dingen zu reden glauben, und die Wahrheit kann nicht leicht in üblere Hände geraten.

Die Leute können nicht begreifen, wie es Menschen geben könne, die das sogenannte Weben des Genies in den Wolken, wo ein glühender Kopf halbgare Ideen auswirft, für Possen halten können, ja wie man so grausam sein könne, und ganze Kapitel schöner Ausdrücke nicht so hoch achtet, als ein Senfkorn von Sache.

Niederdeutsch, hochdeutsch, und seraphisch deutsch.

Der fast Lessingsche Ausdruck, der dem Gedanken sitzt wie angegossen.

Eine Rede muß nicht gedruckt werden, man hat gute Redner gehabt in den Zeiten, da man vermutlich schlecht schrieb; und etwas, daß sich gut lesen läßt, muß man nicht hersagen hören; es sind ganz verschiedene Dinge. Ein Gemälde gehört nicht unter das Mikroskop. Das sollten sich unsere dramatischen Dichter merken.

Manche dramatische Schriftsteller glauben, die Advokaten müßten von weitläufigen Zeilen und langen

Prozessen, die DD. Juris von de eo quod justum est, junge Offiziere vom Stock sprechen und fluchen, und der Menschenfreund immer Tränen in den Augen und halbe Gulden in der Hand haben. Die Unschuld ihrer Kinder und ihre Bedienten sind abscheulich einfältig.

Wenn eine andere Generation den Menschen aus unsern empfindsamen Schriften restituieren sollte, so werden sie glauben, es sei ein Herz mit Testikeln gewesen. Ein Herz mit einem Hodensack.

Der Mann gehört bekanntlich mit unter die Klasse der sogenannten pompösen Schriftsteller, die nur alles schön finden, was mit Pracht falsch ist. In Deutschland kann man sich noch mit dieser Art hier und da einen Namen machen. In England ist die Art von Prosa unehrlich. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß kurz vor Anbruch des Tages im Kopf bei dämmernder Vernunft, welches bei manchen Leuten im 16. Jahr, bei andern im 25., bei andern im 40. oder gar im 50. ist, diese Art zu schreiben die angenehmste ist. So sagt der oben erwähnte Verfasser des Briefes, Versailles mit Sanssouci verglichen, wäre ihm vorgekommen wie die Wohnung eines Zwerges gegen die von einem Riesen. Davon ist nun kein Wort wahr, es ist ihm auch wirklich nicht so vorgekommen, sondern es kam ihm zuhause vor, es wäre ihm so vorgekommen, oder es kam ihm vor, als wäre es schön, wenn es einem so vorkäme, oder es kam ihm endlich vor, es wäre schön bloß zu sagen, es wäre ihm so vorgekommen. Es muß auch nichts wahr davon sein, denn wenn der Gedanke wahr wäre, so wäre er falsch. In einem Zimmer von

Gemälden wurde der Verfasser vor Verwunderung ohnmächtig, gleich darauf wird er versteinert, das ist nun alles soviel wie nichts.

In die Welt zu gehen, ist deswegen für einen Schriftsteller nötig, nicht sowohl, damit er viele Situationen sehe, sondern selbst in viele komme.

Rousseau nennt mit Recht den Akzent die Rede der Rede (Emil p. 96 T. 1), und Leute werden von uns oft für dumm angesehen und wenn wir es untersuchen, so ist es bloß der einfache Ton in ihren Reden. Weil nun dieses bei den Schriften wegfällt, so muß der Leser auf den Akzent geführt werden, dadurch, daß man deutlicher durch die Wendung anzeigt, wo der Ton hingehört, und dieses ist es, was die Rede im gemeinen Leben vom Brief unterscheidet, und was auch eine bloß gedruckte Rede von derjenigen unterscheiden sollte, die man wörtlich hält.

Die Versart den Gedanken anzumessen, ist eine sehr schwere Kunst, und eine Vernachlässigung derselben ist ein wichtiger Teil des Lächerlichen. Sie verhalten sich beide zusammen wie im gemeinen Leben Lebensart und Amt.

Um gut versifizieren zu können, scheint es unumgänglich nötig, daß man das Metrum und den Numerus in demselben leise hört, ohne noch die Worte zu vernehmen, die es füllen sollen. Die Form des Gedankens muß dem Dichter schon vorschweben, ehe der Gedanke selbst erscheint.

Der Reim ist etwas, das mehr den nördlicheren Ländern eigen ist, so wie das Silbenmaß mehr in den südlicheren verehrt wurde. Bei diesen ist alles Musik, da bei jenen nur zuweilen, aber desto stärker die Kunst und die Harmonie sichtbar wird. Ich zweifle nicht, daß die Griechen und Römer nicht bisweilen auf Reime verfallen sein sollten, es war aber dieses Künstliche ihnen allzu fühlbar und daher verhaßt, so wie uns die Reime schmetterte und kletterte; dahingegen ihr zarteres Ohr schon eher Füße zählen konnte als wie unseres, das sich daher ein fühlbares Silbenmaß, den Reim, erfand. Die alten deutschen Verse haben oft nur Reime und fast gar kein Metrum.

Es ist eine richtige Beobachtung, wenn man sagt, daß Leute, die zu viel nachahmen, ihre eigene Erfindungskraft schwächen. Dieses ist die Ursache des Verfalls der italienischen Baukunst. Wer nachahmt und die Gründe der Nachahmung nicht einsieht, fehlt gemeiniglich, sobald ihn die Hand verläßt, die ihn führte.

Gerade das Gegenteil tun, ist auch eine Nachahmung, und die Definition der Nachahmung müßte von Rechts wegen beides unter sich begreifen, dieses sollten unsere großen nachahmenden Originalköpfe in Deutschland beherzigen.

Die große Regel: wenn dein Bißchen an sich nichts Sonderbares ist, so sage es wenigstens ein bißchen sonderbar.

Daß die plagiarii so verächtlich sind, kommt daher, weil sie es im kleinen und heimlich tun. Sie sollten es

machen wie die Eroberer, die man nunmehr unter die honetten Leute rechnet, sie sollten platterdings ganze Werke fremder Leute unter ihrem Namen drucken lassen, und wenn sich jemand dagegen in loco selbst regt, ihm hinter die Ohren schlagen, daß ihm das Blut zu Maul und Nase herausspritzt, auswärtige in Zeitungen Spitzbuben, Kabalenschmiede und Bengel schelten, sie zum Teufel weisen oder sagen, daß sie das Wetter erschlagen solle. Auf diese Art wollte ich meinem Vaterland weismachen, daß ich den Notanker geschrieben hätte.

Ein Unterschied zwischen unsern Dichtern und denjenigen alten, die ich kenne, und einigen Engländern, der einem gleich in die Augen fällt, ist der, daß diese selbst in ihren Oden Dinge gesagt haben, die nachher die Philosophen brauchen können; dagegen selbst diejenigen unter uns, die großes Aufsehen unter der Jugend und einigen bejahrten Vornehmen gemacht haben, nichts zustande bringen, das weiter zu gebrauchen wäre. Die Sprache der alten Dichter ist die Sprache der Natur, schon in eine menschliche übersetzt; unsere neueren sprechen die Sprache der Dichter unabhängig von Empfindung, das heißt, eine verrückte; was sie sagen, hat scheinbaren Zusammenhang, und ist oft zufälligerweise richtig. Die Ursache ist, sie bilden sich nicht durch Beobachtung, sondern durch Lesen, und man kann ja nicht verstehen, wovon man keinen Begriff hat. Sie glauben, die gerühmten Alten wären das, wofür sie sie ansehen, und ahmen sie als solche nach.

Horaz hat gewiß nicht für Leute geschrieben, die von einer Stadtschule auf Universitäten gehen; nicht einmal für die Lehrer solcher Leute; er konnte nicht für sie schreiben, nachdem er an dem ersten Hofe der Welt gelebt hatte. Jedermann schreibt am leichtesten für die Klasse von Menschen, unter die er gehört, wobei ich nicht die meine, unter die er in der Welt laut gerechnet wird. Wenn wir das hätten, was Horaz als Primaner geschrieben hat, das möchte vielleicht einem Primaner ganz verständlich sein, wenigstens einem römischen. Ich sage nicht, daß ein Dichter lauter Schönheiten haben soll, die nur dem Weltkenner verständlich sind. Nein, sie sollen auch hierin der Natur folgen, die für das bewaffnete und unbewaffnete Auge, ja selbst für den Blinden ihre Schönheiten hat.

Viele, die dieses lesen, werden sich oft heimlich gesagt haben, daß ihnen die Alten nicht so schmecken, als manche Neueren. Ich muß bekennen, es ist mir selbst so gegangen; ich habe manche bewundert, ehe sie mir gefallen haben; hingegen haben mir auch manche gefallen, ehe ich sie verstanden habe. Und ich bin überzeugt, es geht manchen Personen so, die Kommentare über diese Werke schreiben. Ich habe den Horaz lange vorher bewundert, ehe er mir gefallen hat; ich mußte es tun, so wie man in Wien niederfallen muß, wenn das kommt, was man dort das Venerabile nennt. Und Milton und Virgil haben mir eher gefallen, ehe ich sie verstanden habe. Nachdem ich bekannter mit der Welt geworden bin, nachdem ich angefangen habe, selbst Bemerkungen über den Menschen zu machen — nicht niederzuschreiben, sondern nur aufmerksam zu sein — und mich dann, wenn ich diese

Schriftsteller las, meiner Bemerkungen wieder zu erinnern, da fand ich, daß das, was ich in jenen Dichtern als unbrauchbares Gestein weggeworfen hatte, gerade das Erz war. Ich versuchte es nun mit andern Stellen, mit denen meine Bemerkungen noch nicht zusammengetroffen waren; sie machten mich im gemeinen Leben aufmerksam, und seit der Zeit (ich bekenne gern, daß es noch nicht lange ist) wächst meine Bewunderung der Männer täglich, und ich schätze mich glücklich, daß ich von Grund meines Herzens überzeugt bin, daß sie die Unsterblichkeit verdienen, die sie erhalten haben.

Wer sich in dieser Art, die Alten zu lesen, etwas geübt hat, der gehe nun einmal zu den Neueren über. Er wird nicht allein keine Beschäftigung finden, sondern wird oft einen geheimen Unwillen verspüren, wenn er sieht, was für einen Ruhm diese Leute erhalten haben, und daß es einem für Unverstand ausgelegt werden würde, wenn man es öffentlich bekennen wollte. Allein ich denke, laßt sie gehen; sie gehen gewiß nicht durch das feine Sieb, womit die Zeit unsere Werke der Ewigkeit zusichten wird. Kein Buch kann auf die Nachwelt gehen, das nicht die Untersuchung des vernünftigen und erfahrenen Weltkenners aushält. Selbst die Farce, die Schnurre muß Ergötzung für diesen Mann enthalten, und sie kann es, wenn sie zur Ewigkeit gehen soll. Geschieht es zuweilen, daß solche Dinger ohne inneren Wert doch fortdauern, so ist es mehr den messingenen Krampen zuzuschreiben. Der Beifall der Primaner und der Zeitungsschreiber ist, so wie ihr Tadel, in Absicht des Ruhmes eines Werkes, was ein Tropfen im Weltmeer ist. Ihren gerechten Tadel wird der Fels der Vergessenheit, der schon hängt, um sich über

alles Elende zu wälzen, mit dem Werke zugleich bedecken; und mit ihrem ungerechten können sie so wenig einem Werk den Weg zur Unsterblichkeit versperren, als die eintretende Flut mit einem Kartenblatt zurückfächeln. Dem Verfasser können sie allerdings schaden; den Leib können sie töten, aber die Seele nicht.

Ich glaube, daß von fünfzig, die den Homer schön finden, ihn kaum einer versteht. Sie haben ihn nie tadeln hören, und so kann sie seine Lektüre ergötzen; allein es gehört viel dazu, ihn eigentlich zu verstehen. Ein Buch, das man im zwanzigsten ganz übersieht und ganz versteht, gefällt nicht leicht mehr, wenn man dreißig alt ist. Daher kommen die elenden Nachahmungen der alten, die wir von jungen Leuten lesen. Sie haben z. E. den Horaz, den Shakespeare nachgeahmt, den sie sahen, gewiß, davon bin ich sicher überzeugt; aber nicht den Horaz und Shakespeare, den der erfahrene, klügere und weisere Mann in ihnen findet. Der eine klebt bloß an dem Ausdruck und der Manier, die er nicht erreicht; der zweite gibt uns fast in der Manier Sachen, die gerade denen ähnlich sind, die man aus dem Original wegwünschen könnte; ein dritter weiß den Ausdruck zwar zu treffen, allein er hat nichts in der Welt gesehen und erfahren, und sagt uns Dinge, die wir schon auswendig wissen, usw. Ein sicheres Zeichen von einem guten Buche ist, wenn es einem immer besser gefällt, je älter man wird. Ein junger Mensch von achtzehn Jahren, der sagen wollte, sagen dürfte, und vornehmlich sagen könnte, was er empfindet, würde vom Tacitus etwa folgendes Urteil fällen: „Es ist ein schwerer Schriftsteller, der gute Charaktere

zeichnet, und vortrefflich zuweilen malt, allein er affektiert Dunkelheit, und kommt oft mit Anmerkungen in die Erzählung der Begebenheiten herein, die nicht viel erläutern. Man muß viel Latein wissen, um ihn zu verstehen." — Im fünfundzwanzigsten Jahre, vorausgesetzt, daß er mehr getan hat, als gelesen, wird er vielleicht sagen: „Tacitus ist der dunkle Schriftsteller nicht, für den ich ihn ehemals gehalten, ich finde aber, daß Latein nicht das einzige ist, was man wissen muß, um ihn zu verstehen, man muß sehr viel selbst mitbringen"; und im vierzigsten, wenn er die Welt hat kennen lernen, wird er sagen: „Tacitus ist einer der ersten Schriftsteller, die je gelebt haben."

Warum lesen so viele den Homer nicht? Vielleicht als gute Christen, denn er ist der Vater der Lügen. Aristoteles sagt de Poetica cap. 24 *Δεδιδαχε δε μαλιστα Ὁμηρος και τους ἀλλους ψευδη λεγειν ὡς δει.*

Bei Homer hängt wenig von besonderen Umständen der Zeit und des Orts ab, alles ist bei ihm allgemeine menschliche Natur. Keine konventionellen Ideen und Bilder, die sich mit der Konvention wieder verlieren, bringen bei ihm Vieldeutigkeit und Dunkel hervor, die oft den Sinn bei neuern Dichtern vor uns verhüllt. Eine ganz wörtliche Übersetzung des Homer ist daher immer die beste, und die gemeine lateinische Übersetzung desselben von Eobanus Hessus hat aus der Ursache oft mehr Eindruck auf Leute von Gefühl gemacht und ihnen die simple Majestät desselben fühlbarer dargestellt als der mühsame Prunk einer fein abgeschliffenen Übersetzung.

Die Helden der alten Dichter sind sehr von denen im Milton z. B. verschieden. Sie sind tapfer, klug und weise, aber selten nach unseren Sitten liebenswürdig und barmherzig. Milton hat die seinigen aus der Bibel entnommen. Sollte vielleicht unsere christliche Moral ihren Grund in einer gewissen Schwachheit haben, in einer jüdischen Feigheit, da sich die andere auf Stärke gründet? Allgemeine Verträglichkeit ist vielleicht ein schönes Hirngespinst, und was sich nie wird erreichen lassen.

Das Studium des Homer und des Ossian, oder wie man jetzt, wenn man ein Buch daraus übersetzen kann, sich präscribierend ausdrückt, seinen Homer und seinen Ossian studieren, macht's wahrlich nicht aus. Studiert euch selbst erst, möchte ich sagen, das ist, lernt euer Gefühl entwickeln und den augenblicklichen Wink desselben figieren und Buch darüber halten, laßt euch euer Ich nicht stehlen, das euch Gott gegeben hat, nichts vordenken und nichts vormeinen, aber untersucht euch auch erst selbst recht, und widersprecht nicht aus Neuerungssucht. Hierzu ist Gelegenheit überall ohne Griechisch und ohne Latein und ohne Englisch. Die Natur steht euch allen offen mehr als irgend ein Buch, wozu ihr die Sprache 25 Jahre getrieben habt. Ihr seid's selbst. Dieses hat man so oft gesagt, daß es jetzt fast so gut ist, als wäre es niemals gesagt worden. Es ist ein wahrhaftes Unglück, wenn Regeln von solcher Wichtigkeit unter einem Volk zu der traurigen Würde eines locus communis oder einer Gebetsformel gedeihen. Man glaubt sie zu üben, wo man sie nicht übt, und sich selbst überlassen, übt man sie oft zu der Zeit,

wo man sie zu übertreten glaubt, oder sich doch ihrer nicht bewußt ist. Das wird euch weiter bringen als Homer und Ossian, es wird euch Homer und Ossian verstehen lernen. Ihr könnt sie ohne diese Vorbereitung freilich lesen, aber ihr werdet nie einsehen lernen, warum sie so sehr über das seichte Flächengeschlecht unserer Zeit erhaben sind.

Aristoteles hat angemerkt, daß unter allen Arten von Autoren die Dichter ihre Werke am liebsten haben.

Ich kann überhaupt in der Welt nicht begreifen, was wir davon haben, den Alten bei jeder Gelegenheit den Bart mit einer so einfältigen, dankverdienerischen, zudringlichen Geschäftigkeit zu streicheln. Danken können sie es uns nicht, und aus den breiten, trotzigen Stirnen zu schließen, über die sich jeder deutsche Pitschierstecher lustig macht, würden sie es uns Äffchen nicht einmal danken, wenn sie könnten. Ich habe Leute gekannt, denen, sobald sie nur den Horaz nennen hörten, gleich die Augenachsen parallel wurden, andere schlugen die Augen nach dem Himmel, gleichsam sagend: dort ist sein Genius hingeflogen der Asträa nach. Nein, ich bewundere auch gerne große Männer, aber nur solche, deren Werke ich nicht verstehe, für ein Werk, das man versteht, ist die Anbetung zu groß. Außerdem, ist denn das ein Wunder, wenn eine Stadt, von welcher der Dichter sich so wahr als potentatisch ausdrückt:

Roma caput mundi
regit orbis fraena rotundi,

daß in der Stadt ein Pagenhofmeister oder ein Prinzeninformator oder Hofpoet oder was Horaz war, ich weiß

nicht, ein Sechsgroschenbüchelchen mit Oden schreibt? Ich kann deswegen nicht leugnen, wenn ich mir ein paar verlorene Bücher aus dem alten Rom ausbitten dürfte, so wären es ein paar Jahrgänge von Musen-Almanachen, da mag auch manch schönes Odchen und Romanzchen drinnen gestanden haben. Unsere Eichen und unsere Ochsen sind noch heutzutage so gut als damals, und die Köpfe unserer Autoren, die gemeiniglich etwas von beiden haben, sollten verändert sein? Dieses ist noch die einzige Ursache, warum ich zuweilen den in allem andern Betracht unüberlegten Wunsch tue, daß die Alexandrinische Bibliothek nicht verbrannt wäre, ich möchte nur den Bewunderern der Alten zeigen, daß gerade die zwei, drei heidnischen Wische, die man uns mit den Evangelisten zugleich unter die Muttermilch mischt, gerade wie bei uns unter albernen Bibliotheken, Journalen, Irissen[1] und Minossen nicht zu finden sein würden, sonst möchte meinetwegen irgend ein Kometenschwanz die Alexandrinische Bibliothek und unsere obendrein aus der Welt spülen, und ich wollte hinterdrein lachen, als wären es Schuldbücher meiner Kreditoren. Es kommt doch am Ende nichts heraus.

Der Heide Tacitus, der mit jüdischer Finesse in jeder Handlung bis auf den Teufel hinuntersah.

Was auf Shakespaerisch in der Welt zu tun war, hat Shakespeare größtenteils getan.

Shakespeare hat eine besondere Gabe, das Närrische auszudrücken, Empfindungen und Gedanken zu malen

[1] „Iris" war der Titel einer „Vierteljahrsschrift für Frauenzimmer" die Johann Georg Jacobi seit Oktober 1774 herausgab.

und auszudrücken, die man kurz vor dem Einschlafen oder im leichten Fieber hat. Mir ist alsdann schon oft ein Mann wie eine Einmaleins-Tafel vorgekommen und die Ewigkeit wie ein Bücherschrank. Er müßte vortrefflich kühlen, sagte ich, und meinte den Satz des Widerspruchs, ich hätte ihn ganz eßbar vor mir gesehen.

Da sitzen sie, legen die Hände zusammen, ohne die Augen aufzutun und wollen warten, bis ihnen der Himmel einen Shakespeare-Geist gibt. Verlaßt euch nicht darauf, daß Shakespeare geboren worden ist. So tröstet der Teufel die Ochsen. Shakespeare hat keine Offenbarungen gehabt. Alles, was er euch sagt, hat er gelernt oder erfahren, also um wie Shakespeare zu schreiben, muß man lernen und erfahren, sonst wird nichts daraus. Wenn ihr auch gleich eure Werke den seinigen so ähnlich haltet wie ein Ei dem andern. Der, der über euch ist, sieht den Unterschied augenblicklich, sobald er an seiner Sonne genießen will, was ihr bei eurer Lampe angerichtet habt. Shakespeare wartete vor der Tür des Komödienhauses auf und machte sich Geld damit, das wissen wir. Was tat er für das Geld, nicht wahr, ging hin und studierte die Alten, blätterte sich die Lippen trocken hinter den Wörterbüchern und machte Auszüge? Nicht wahr? Und wurde Hofmeister, sah gelb aus, wurde Professor, empfahl die Alten wieder, spitzte Stuben-Maximen zu, usw.? Nein, er verzehrte sein Geld auf englischen Kaffeehäusern, speiste in einem chophaus, an öffentlichen Plätzen und das in einer Nation, die stolz darauf ist, ihre Neigungen nicht zu verbergen, dort lernte er die Sprache der Alten ver-

stehen, und alsdann las er sie in seiner Übersetzung, die er leicht verbessern konnte. Der Grund von allem ist die Beobachtung und Kenntnis der Welt, und man muß viel selbst beobachtet haben, um die Beobachtungen anderer so gebrauchen zu können, als wenn es eigene wären, sonst liest man sie nur, und sie gehen ins Gedächtnis, ohne sich mit dem Blut zu vermischen; alles Lesen der Alten ist vergeblich, wenn es nicht so getrieben wird.

Bei unsern Modedichtern sieht man so leicht, wie das Wort den Gedanken gemacht hat, bei Milton und Shakespeare zeugt immer der Gedanke das Wort.

Es gibt wohl wenig Namen, die so sehr verdienen in dem Tempel des guten Geschmacks aufgestellt zu werden, während sie der Henker mit gleichem Recht an den Galgen schlägt, als der Name des englischen Junius. So viel Bosheit bei so viel attischem Witz, verabscheuungswürdige Beleidigung der Majestät in einem beneidenswerten Ausdruck, Kenntnis des Menschen auf die ruchloseste Art zur Kränkung ihrer Rechte gemißbraucht, alle Zaubereien der Beredsamkeit aufgeboten, ein Gespenst seiner Vorstellungen, den Despotismus, zu verbannen, einen Eifer für die Konstitution, der, wenn er allgemein werden sollte, ihren Untergang unvermeidlich machen würde, dieses charakterisiert die „Briefe" dieses in allem Betracht außerordentlichen Mannes.

Pascal, der Mann, der in seinem 12. Jahre die Sätze des Euclid für sich fand, und in seinem 16. ein Werk über die Kegelschnitte schrieb, das seinesgleichen seit

Archimedes Zeiten nicht gehabt haben soll, glaubte in seinem 30. in allem Ernst, daß eine Tränenfistel seiner Schwestertochter durch eine Reliquie, einen heiligen Dorn, geheilt worden sei. Pascal lebte 39 Jahr, diese können wir füglich = 80 setzen, denn er starb von Alter schwach und entkräftet. 30 sind also ungefähr 61 Jahre, das ist schon ein Alter, um etwas zu glauben.

Ich lese die Tausend und eine Nacht und den Robinson Crusoe, den Gilblas, den Findling, tausendmal lieber als die Messiade, ich wollte zwei Messiaden für einen kleinen Teil des Robinson Crusoe hingeben. Unsere meisten Dichter haben, ich will nicht sagen, nicht Genie genug, sondern nicht Verstand genug, einen Robinson Crusoe zu schreiben.

Klopstocks Messias kann nur, dünkt mich, alsdann schwer scheinen, wenn man das darin finden will, was das Geschrei der Zeitungsschreiber und der Barden hineingelegt hat. Mir kommt es vor, als wenn das Gedicht nicht zu schwer, sondern zu leicht, oder deutlicher, nicht zu tief, sondern zu seicht wäre.

Wieland ist ein großer Schriftsteller, er hat verwegene Blicke in eine Seele getan, in die seinige oder eines andern, mitten in dem Genuß seiner Empfindungen greift er nach Worten und trifft, wie durch einen Trieb, unter tausenden von Ausdrücken oft den, der augenblicklich Gedanken wieder zu Empfindungen macht. Dieses hat er mit dem Shakespeare gemein, ich meine hiermit nicht, daß er ihn nachahmt. Sternen hat er vielleicht nachgeahmt, das ist, er hat in Dingen

Sternen gefolgt, in welchen ein weit geringerer Geist als Wieland ihm auch hätte folgen können; da wo er Sternische Bemerkungen über die Dinge macht, da wollte ich nicht gerne sagen, daß er ihm nachgeahmt habe; dieses zu tun, muß allemal einige Übereinstimmung mit den ersten Grundkräften beider Seelen, oder, wenn man lieber will, in den entferntesten Modifikationen derselben sein. Wieland ist aber weit über alles, was ich kenne, in den Schilderungen der sinnlichen Wollust, so wie sie sich einer schönen Einbildungskraft entkörpert und sie in den geistigen Genuß unendlicher Wonne versenkt, in welcher eine durch alle Sinne einströmende Wollust wie ein Tropfen verschwindet; durch die der Adept Könige und Kurfürsten hinter sich läßt, sich, gegen eine Welt gewogen, stolz den Ausschlag gibt und Taten aufwiegt, wovon der Ruf durch Jahrtausende durchhallt. Sein Rosenfarb und Silber, sein Quell des Lichts, sein Klang der Sphären haben für den Kenner im stillen zu seiner Zeit eben den Wert, den seine verschobenen Halstücher, seine leinenen Nebel und seine zweideutigen Schatten zu einer andern Zeit für einen anderen Leser haben.

Wieland erzählt so viel Gutes vom Agathon und scheint alle seine feinen Beobachtungen des Menschen zu erschöpfen, uns diesen Menschen sonderbar und groß vorzustellen, er spricht aber selbst so wenig, daß uns alles dieses nur Testimonia zu sein scheinen, und als solche wirken. Ich kann es unmöglich glauben, daß ein so schwärmerischer delphischer Jesuitenschüler Athen nur eine Stunde beherrschen kann, ja, es wird

mir bange, wenn ich höre, daß er sich dazu entschließt. Leute wie Agathon in Delphi entschließen sich selten oder niemals, Beherrscher zu werden und taugen auch nicht dazu. Ich bin durch das ganze Stück dem Agathon nicht recht gut gewesen. Ich möchte fast sagen, ich mißgönne es dem delphischen Jesuitenschüler, daß sich ein so großer Mann wie Wieland für ihn interessiert und jede seiner Alltagsempfindungen durch so feine Theorien zu adeln sucht.

Wenn jemand Lavatern vor die Stirne schlägt und sagt, so wache doch auf, Träumer, da schimpfen die Kandidaten der Empfindsamkeit, die Bürger brummen und murren und die politischen Weisen zischeln sich auf der Straße in die Ohren, so geschäftig, so gesprächig, mit einer so geheimnisvollen Geschwätzigkeit, daß man glauben sollte, die Äbtissin wäre mit Zwillingen niedergekommen oder der Erzbischof hätte den Tripper. Aber wenn jemand der gesunden Vernunft vor den Kopf schlägt, das achtet man so viel als ein Bohnenfleckchen.

Was ist denn Lavaters Physiognomik anders als ein vierbeiniger Adler ohne Flügel, und die Aussichten in die Ewigkeit als ein Cherub mit einem Affenkopf?

Winckelmann, Hagedorn und Lessing haben unsern deutschen Kritikern einen ganz neuen Geist mitgeteilt, ehemals sagte man von einem schlechten Kupferstich, der Kupferstich ist schlecht, jetzt haben die Beurteilungen mehr Feuer. Von einer Cœur-Dame werden sie so urteilen: Das Gesicht hat zu viel Lokales, die Augen

haben von den Augen der Juno, die der Kartenmacher sich zu erreichen gesucht hat, nichts als die Größe; nichts von dem stillen Feuer, das den Paris wanken machte, nichts von dem Himmel in ihnen, der sich mit ihnen auf und mit ihnen zuschließt. So idealisch auch der Mund scheint, so französisch sind die Locken, sie spielen nicht neidisch um die volle Wange, sondern mit reicher Pomade in eine gewisse Stellung gesteift, scheinen sie wenig bekümmert zu sein, ob sie zu viel oder zu wenig verbergen. In ihrem Wuchs ist nichts griechisch, dem Serer könnte sie gefallen, man vermißt mit Unwillen die schlanke Biegung des Körpers, die uns dadurch, daß sie das Gesicht wegzieht, den warmen, elastischen Busen anzubieten scheint. Die Hände sind wie von der englischen Krankheit verdreht und scheinen angesetzt. Das Kolorit ist das Kolorit eines schlechten Malers, der auf frischen Gips malt und der, um einer Stelle sanften Schmelz mitzuteilen, sieben andere ganz abgeschnitten sitzen läßt. Kurz: in der ganzen Cœur-Dame finden wir auch nicht die flüchtigste Spur des Genies, das durch einen einzigen Zug uns nötigt, Leinewand für unsern Nächsten zu halten, seinem stummen Seufzer uns entgegen zu erbarmen und bei seinen gemalten Tränen das höchste Geschenk des gefühlvollen Menschen, lebendige Tränen, zu weinen.

Sie ist am furore Wertherino gestorben. Der Furor Wertherinus.

Die schönste Stelle im „Werther" ist die, wo er den Hasenfuß erschießt.

In „Werthers Leiden" sind feine aber feste Züge, die noch in keinen deutschen Roman gedrungen sind.

Jean Paul Friedrich Richter hat sehr viel geschrieben. Ein Verzeichnis seiner Schriften steht im „Deutschen Magazin" (Altona 1798, Febr.). Dieser Aufsatz enthält auch noch einige andere Nachrichten von diesem außerordentlichen Kopfe.

Ein Urteil über Jean Pauls Romane in der „Gothaischen gelehrten Zeitung" (Jahrgang 1798, Nr. 74, S. 659) ist vortrefflich. Man kann nichts Besseres und Gründlicheres über diesen sonderbaren Schriftsteller sagen. „Das Interesse," heißt es da, „das er erregt, ist nicht sowohl ein Interesse an seinen Personen und deren Geschichte, als vielmehr an ihm und seinem Geiste und seinen Erfindungen, wie sie sich in der Erzählung offenbaren. Statt daß wir sonst den Verfasser über seinen Erzählungen vergessen, ist es hier umgekehrt: wir vergessen die Personen und die ganze Geschichte über dem Verfasser."

Jean Paul ist auch zuweilen kaum erträglich und wird es noch weniger werden, wenn er nicht bald dahin gelangt, wo er ruhen muß. Er würzt alles mit cayennischem Pfeffer, und es wird ihm begegnen, was ich einst S... weissagte: er wird, um sich kalten Braten schmackhaft zu machen, geschmolzenes Blei oder glühende Kohlen dazu essen müssen. Wenn er wieder von vorne anfängt, wird er groß werden.

Ein Schriftsteller wie Jean Paul ist mir noch nicht vorgekommen, unter allem was ich seit jeher gelesen habe. Eine solche Verbindung von Witz, Phantasie

und Empfindung möchte auch wohl ungefähr das in der Schriftstellerwelt sein, was die große Konjunktion dort oben am Planetenhimmel ist. Einen allmächtigeren Gleichnisschöpfer kenne ich gar nicht. Es ist als wenn in seinem Kopf sich jeder Gegenstand, in dem Reiche der Natur oder der Körperwelt sogleich mit der schönsten Seele aus dem Reich der Sitten, der Philosophie oder der Gnade vermählte und nun mit ihr in Liebe verbunden wieder hervorträte. Haben Sie wohl die Stelle in dem „Campaner Tal" gelesen, wo Chiaur in einem Luftball aufsteigt?

Ich kann mich nicht erinnern, daß seit langer Zeit irgend nur ein Bild einen so hinreißenden Eindruck auf mich gemacht hat. Ich muß gestehen, ich legte das Buch weg, um ihn recht lange zu behalten, denn ich fürchtete, er möchte vielleicht in der nächsten Periode durch einen vielleicht bloß witzigen Einfall gestört werden.

Dieses ist, wo ich nicht sehr irre, der einzige Fehler dieses wunderbaren Schriftstellers; er weiß seinen Reichtum nicht immer mit Geschmack anzuwenden. Ein Bild jagt das andere, und eine Blüte erstickt die andere. Deswegen kann ich, die Wahrheit zu gestehen, nicht viel auf einmal in ihm lesen.

Zimmermanns Fragmente über Friedrich II. enthalten manches gute Korn; allein das Buch muß erst gedroschen, dann gesichtet und geworfelt werden; oder eigentlich der Verfasser erst gedroschen, und dann das Buch gesichtet und geworfelt werden.

Über Beifall, Urteil, Kritik, Ruhm

Es wird schwerlich ein Mensch können gefunden werden, dessen Urteil über das Gute und Schöne als die Stimme der menschlichen Natur wird angesehen werden können. Man sollte anfänglich glauben, daß ein Mann von der größten Erfahrung und Einsicht allemal am besten schreiben würde. Allein ist der Witzige nicht ebensogut ein Mensch? Da ein menschliches Geschlecht von lauter Weisen so wenig das glücklichste wäre als eines von lauter Narren oder Witzigen, sondern das Glück desselben vielmehr in einer Mischung derselben besteht, so kann kein Glied desselben sein Gedanken- und Gesinnungssystem als das Maß des besten angeben. Seneca und Plinius haben so gut recht als Cicero. Am besten wird derjenige schreiben, der so schreibt, wie es die Vernünftigsten derjenigen Klasse gut finden würden, die er durch seine Schriften zu belehren gedenkt. Allgemeine Regeln werden sich nie in diesem Stück angeben lassen.

Es ist ein Vorurteil unseres Jahrhunderts in Deutschland, daß das Schreiben so zum Maßstab des Verdienstes gediehen ist. Eine gesunde Philosophie wird vielleicht dieses Vorurteil nach und nach vertreiben.

Seitdem jedermann kritische Scharteken liest, so sind die Produkte des Witzes der Leute gewissermaßen der

Maßstab geworden, nach welchem man ihren Wert als Mensch überhaupt bestimmt.

Eine Hauptregel für Schriftsteller, zumal solche, die ihre eigene Empfindung beschreiben wollen, ist: Ja nicht zu glauben, daß, weil sie solches tun, dieses bei ihnen eine besondere Anlage der Natur dazu anzeige. Andere können dies vielleicht ebenso gut als du. Sie machen nur keine Geschäfte daraus, weil es ihnen einfältig vorkommt, solche Dinge bekannt zu machen.

Die Zeitungsschreiber haben sich ein hölzernes Kapellchen erbaut, das sie auch den Tempel des Ruhms nennen, worin sie den ganzen Tag Porträte anschlagen und abnehmen und ein Gehämmer machen, daß man sein eigenes Wort nicht hört.

Das Gastmahl der Journalisten

Gleich nach Jubilate vorigen Jahres wurde mir von einem Freund gemeldet, daß zu Florchheim, einem kleinen Dorfe auf der Seite von Langensalza, eine merkwürdige Zusammenkunft sein würde, die wohl verdiente, von jemandem, der so viel Neugierde hätte, und, wie er sich ausdrückte, den Seelen so gern in die Gesichter guckte, als ich, gesehen zu werden. Es wären einige der wichtigsten gelehrten Zeitungsschreiber und Journalisten von Deutschland, wie er selbst von einem unter ihnen wisse, entschlossen, an diesem Ort zusammenzukommen, sich persönlich kennen zu lernen und ein paar Tage zu schmausen. Er glaubte, daß vielleicht wichtige Sachen vorgenommen werden würden, wenigstens hätte ihm dieses derselbe Mann

zu verstehen gegeben, vermutlich eine kleine Veränderung mit der Literatur möchte wohl der Gegenstand sein.

Ich war über diese Nachricht fast außer mir. Denn was muß das nicht für ein Anblick sein, dachte ich, die Zirkel von καλοῖς κ'ἀγαθοῖς beisammen zu sehen, die ehrwürdigen Glieder des Gerichts, das keinen zeitlichen Richter erkennt, diese Bewahrer jenes großen Siegels, womit die Patente des Ruhms und die Entreebilletts zur Ewigkeit gestempelt werden, und die endlich allein das Jus praesentandi bei der Nachwelt aus den Händen der Welt empfangen haben. Man hat längst bemerkt, je undeutlicher die Begriffe sind, die man von der Größe eines Mannes hat, desto mehr wirken sie auf das Blut, und desto enthusiastischer wird die Bewunderung: Himmel, sagte ich, mache mich so glücklich, dieses Anblicks zu genießen, die Leute zu sehen, gegen die alle Weisen der Erde das sind, was die Weisen gegen dich, und in dem Augenblick kam mir es bei der sichersten Überzeugung, daß wir meine Bitte gewährt werden würde, vor, als wenn ich die Gesellschaft sähe, jeden mit einem heiligen Schein um den Kopf. Ob ich gleich nicht deutlich weiß, daß ich je einen Journalisten mit einem Apostel verglichen, so schien es doch fast, als wenn ich es einmal dunkel getan haben müßte, denn sie schienen mir in dem augenblicklichen Gesichte dazusitzen wie die elfe auf einem Kupferstiche, den ich in meiner Kindheit öfters angesehen hatte.

Ich hoffe die meisten meiner Leser männlichen Geschlechts werden ehemals Primaner gewesen sein und

aus der Erfahrung wissen, wie heftig um jene Zeit der Trieb ist, Bücher zu rezensieren, und wie schmeichelhaft der sündigen Seele, Entreebilletts zum Tempel des Nachruhms für Leute zu stempeln, die älter sind als wir.

Er urteilt davon wie ein Professor Juris von einer Satire.

Gegen das Publikum: Wären wir, wofür du uns hältst, so ist dein Verfahren noch viel zu beleidigend, und wärst du, was du sein solltest, unsere Achtung gegen dich noch viel zu groß. Eine schöne Bilanz.

Es ist eine Schande, sagte neulich einmal ein Mann zu mir, daß sich Deutschland so sehr durch gelehrte Zeitungen und Journale lenken läßt. Ich hätte wenigstens von dem Manne eine solche Bemerkung nicht erwartet. Besteht denn Deutschland aus gelehrten Zeitungsschreibern? Ich glaube nicht, daß ein vernünftiger Mann in Deutschland ist, der sich um das Urteil einer Zeitung bekümmert, ich meine, der ein Buch verdammt, weil es die Zeitung verdammt, oder schätzt, weil es die Zeitung anpreist, denn es streitet schlechterdings mit dem Begriff eines vernünftigen Mannes.

Jeder arme Teufel sollte wenigstens zwei ehrliche Namen haben, damit er den einen daran wagen könnte, um den andern ins Brot zu bringen, so haben Schriftsteller anonymisch geschrieben; wenn man zwei ehrliche Namen hätte, so könnte man sich mit dem einen noch wehren, wenn einem der andere abgeschnitten wäre.

Kleine Fehler zu entdecken, ist seit jeher die Eigenschaft solcher Köpfe gewesen, die wenig oder gar nicht über die mittelmäßigen erhaben waren, die merklich erhabenen schweigen still oder sagen nur etwas gegen das Ganze, und die großen Geister schaffen nur, ohne zu tadeln.

In Deutschland ist ohnehin, bei dem eingerissenen Journal- und Zeitungslesergeist, der Ruhm eines schönen Schriftstellers das schnödeste Gut der Erde. Mit etwas Korrespondenz, panegyrischen Prachtbriefen, und einem schicklichen Wiederräuchern des Räucherers erwerben sich Tausende eine kleine Ehrenwache vor ihr Häuschen und den Namen eines schönen Geistes.

Unter die größten Entdeckungen, auf die der menschliche Verstand in den neuesten Zeiten gefallen ist, gehört meiner Meinung nach wohl die Kunst, Bücher zu beurteilen, ohne sie gelesen zu haben.

Über Religion und Mystik

Ich glaube von Grund meiner Seele und nach der reifsten Überlegung, daß die Lehre Christi, gesäubert vom Pfaffengeschmiere, und gehörig nach unserer Art sich auszudrücken verstanden, das vollkommenste System ist, das ich mir wenigstens denken kann, Ruhe und Glückseligkeit in der Welt am schnellsten, kräftigsten, sichersten und allgemeinsten zu befördern. Allein ich glaube auch, daß es noch ein System gibt, das ganz aus der reinen Vernunft erwächst und ebendahin führt; allein es ist nur für geübte Denker, und gar nicht für den Menschen überhaupt; und fände es auch Eingang, so müßte man doch die Lehre Christi für die Ausübung wählen. Christus hat sich sogleich nach dem Stoff bequemt, und dies zwingt selbst dem Atheisten Bewunderung ab. (In welchem Verstande ich hier das Wort Atheist nehme, wird jeder Denker fühlen.) Wie leicht müßte es einem solchen Geiste gewesen sein, ein System für die reine Vernunft zu erdenken, das alle Philosophen völlig befriedigt hätte! Aber wo sind die Menschen dazu? Es wären vielleicht Jahrhunderte verstrichen, wo man es gar nicht verstanden hätte; und so etwas sollte dienen, das menschliche Geschlecht zu leiten und zu lenken und in der Todesstunde aufzurichten? Ja, was würden nicht die Jesuiten aller Zeiten und aller Völker daraus gemacht haben? Was die Menschen leiten soll, muß wahr, aber allen ver-

ständlich sein; wenn es ihnen auch in Bildern beigebracht wird, die sie sich bei jeder Stufe der Erkenntnis anders erklären.

Das eigentlich Christliche in unserer Religion ist die Seele aller Religion, das übrige ist Körper. Vom schönsten Griechen bis zum Neger ist alles Menschenrasse.

So wie die Völker sich bessern, bessern sich auch ihre Götter; weil man letzteren aber nicht gleich alle die menschlichen Eigenschaften nehmen kann, die ihnen rohere Zeiten angedichtet haben, so hält die vernünftige Welt manches noch eine Zeitlang für unbegreiflich, oder erklärt es figürlich.

So lange die verschiedenen Religionen nur verschiedene Religionssprachen sind, so ist alles recht gut; nur muß die Absicht, der Sinn einerlei und gut sein. Was liegt endlich daran, ob einer vor einem hölzernen Christus niederfällt, wenn er nur dadurch zum Guten geleitet wird. Nur muß die Religion an sich selbst die Prüfung aushalten, damit sie in jedem Dialekt, wie sich Semler ausdrückt, Gutes wirken kann. Es verrät wenig Weisheit bei manchen Leuten, daß sie sich über die religiösen Gebräuche anderer lustig machen; sie beweisen durch ihre Aufführung, daß sie den ganzen Sinn der Bibel nicht fassen. Wenn bei dem Volke Zweifel entstehen, so muß sie der Gelehrte zu heben wissen; allein es verrät unbeschreiblichen Unverstand, wenn Gelehrte gegen die Religion

des Volkes schreiben und daran zu Helden werden wollen.

Die Menschen glauben überhaupt schwerer an Wunder, als an Traditionen von Wundern, und mancher Türke, Jude usw., der sich jetzt für seine Traditionen totschlagen ließe, würde bei dem Wunder selbst, als es geschah, sehr kaltblütig geblieben sein. Denn in dem Augenblicke, da das Wunder geschieht, hat es kein anderes Ansehen, als das ihm sein eigener Wert gibt; es physisch erklären, ist noch keine Freidenkerei, so wenig als es für Betrug halten, Blasphemie. Überhaupt ein Faktum leugnen ist an sich etwas Unschuldiges; es wird nur in der Welt gefährlich insofern, als man andern dadurch widerspricht, die seine Unleugbarkeit in Schutz genommen haben. Manche Sache, die an sich sehr unwichtig ist, wird dadurch wichtig, daß sich Leute von Ansehen ihrer annehmen, die man für wichtig hält, ohne eigentlich zu wissen warum. Wunder müssen in der Ferne gesehen werden, wenn man sie für wahr, so wie Wolken, wenn man sie für feste Körper halten soll.

Wenn die Welt noch eine unzählbare Zahl von Jahren steht, so wird die Universal-Religion geläuterter Spinozismus sein. Sich selbst überlassene Vernunft führt auf nichts anderes hinaus, und es ist unmöglich, daß sie auf etwas anderes hinausführe.

Wenn doch nur der zehnte Teil der Religion und Moral, die in Büchern steht, in den Herzen stände! Aber so geht es fast durchaus: der größte Teil von

menschlicher Weisheit wird bald nach seiner Erzeugung auf den Repositorien zur Ruhe gebracht. Daher einmal jemand dieses Wort nicht vom lateinischen reponere, sondern unmittelbar vom französischen repos herleiten wollte.

Ich glaube, sehr viele Menschen vergessen über ihre Erziehung für den Himmel die für die Erde. Ich sollte denken, der Mensch handelte am weisesten, wenn er erstere ganz an ihren Ort gestellt sein ließe. Denn wenn wir von einem weisen Wesen an diese Stelle gesetzt worden sind, woran kein Zweifel ist, so laßt uns das beste in dieser Station tun und uns nicht durch Offenbarungen blenden. Was der Mensch zu seiner Glückseligkeit zu wissen nötig hat, das weiß er gewiß ohne alle andere Offenbarung, als die, die er seinem Wesen nach besitzt.

Ist es nicht sonderbar, daß die Menschen so gerne für die Religion fechten und so ungern nach ihren Vorschriften leben?

Unsere Welt wird noch so fein werden, daß es so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster.

Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, das heißt vermutlich, der Mensch schuf Gott nach dem seinigen.

Aus der Weisheit Gottes manche Sachen schließen zu wollen, ist nicht viel besser, als es aus seinem eigenen Verstand zu tun.

Der Mensch, der an drei Stellen lebt, im Vergangenen, im Gegenwärtigen und in der Zukunft, kann unglücklich sein, wenn eine von diesen dreien nichts taugt. Die Religion hat sogar noch eine vierte hinzugefügt — die Ewigkeit.

Ich kann mir eine Zeit denken, welcher unsere religiösen Begriffe so sonderbar vorkommen werden als der unsrigen der Rittergeist.

Mit der christlichen Religion läßt sich Staat machen, aber wahrlich mit den Christen sehr wenig.

Wir Protestanten glauben jetzt in sehr aufgeklärten Zeiten in Absicht auf unsere Religion zu leben. Wie, wenn nun ein neuer Luther auferstände? Vielleicht heißen unsere Zeiten noch einmal die finsteren. Man wird eher den Wind drehen oder aufhalten, als die Gesinnungen des Menschen heften können.

Die Geistlichen machen einen Lärm, wenn sie einen Mann sehen, der frei denkt, wie Hennen, die unter ihren Jungen ein Entchen haben, welches in das Wasser geht. Sie bedenken nicht, daß Leute in diesem Element ebenso sicher leben als sie im Trockenen.

Das Bekehren der Missetäter vor ihrer Hinrichtung läßt sich mit einer Art von Mästung vergleichen; man macht sie geistlich fett und schneidet ihnen hernach die Kehle ab, damit sie nicht wieder abfallen.

Wenn Religion der Menge schmecken soll, so muß sie notwendig etwas vom Hautgoût des Aberglaubens haben.

Die geschnitzten Heiligen haben in der Welt mehr ausgerichtet als die lebendigen.

Die Katholiken bedenken nicht, daß der Glauben der Menschen sich auch ändert, wie überhaupt die Zeiten und Kenntnisse der Menschen. Hier zunehmen und dort stillestehn ist den Menschen unmöglich. Selbst die Wahrheit bedarf zu andern Zeiten wieder einer andern Einkleidung, um gefällig zu sein.

Ein ehrwürdiger katholischer Franzose, der Name fällt mir jetzt nicht bei, hat die protestantische Religion eine Religion für die Ochsen genannt. Ich habe es nie recht geglaubt, bis ich endlich auf einer Reise durch das Paderbornische an den schönen, goldenen, rotbäckigen lieben Herrn Jesuschen, die die Löcher in den Landstraßen hüten müssen, gelernt habe, das sei die Religion des vernünftigen Menschen.

Daß die Seele nach dem Tode übrig bleibt, ist gewiß erst geglaubt und hernach bewiesen worden. Dieses zu glauben ist nicht seltsamer, als Häuser für einen einzigen Mann zu bauen, worin ihrer hundert Platz haben, ein Mädchen eine Göttin und ein gekröntes Haupt unsterblich zu nennen. Der Mensch ist kein künstlicheres Geschöpf als die andern; er weiß es nur, daß er es ist, und daraus läßt sich alles erklären; und wir tun wohl, diese Eigenschaft unseres Geistes allen übrigen Eigenschaften eines Geistes vorzuziehen, da wir in der Welt die einzigen sind, die uns dieses streitig machen könnten.

Daß der Mensch grob sündigen kann, daran ist mehr die Beschaffung der äußeren Dinge als seine eigene schuld; könnte er nicht die Wirkung gewisser Dinge hindern, andere zerstören, wie könnte er fehlen, wenn alles, was er gegen die Wesen außer ihm vornähme, denselben zum Vorteil gereichte?

Ich glaube kaum, daß es möglich sein wird zu erweisen, daß wir das Werk eines höchsten Wesens und nicht vielmehr zum Zeitvertreib von einem sehr unvollkommenen zusammengesetzt worden sind.

Mir ist es unbegreiflich, warum der Zustand der unendlichen Herrlichkeit nicht lieber gleich angeht, da doch dieses Leben nur überhaupt ein verschwindender Punkt ist.

Es ist doch fürwahr zum Erstaunen, daß man auf die dunkeln Vorstellungen von Ursachen den Glauben an einen Gott gebaut hat, von dem wir nichts wissen, und nichts wissen können. Denn alles Schließen auf einen Urheber der Welt ist immer Anthropomorphismus.

Anstatt daß sich die Welt in uns spiegelt, sollten wir vielmehr sagen, unsere Vernunft spiegelt sich in der Welt. Wir können nicht anders, wir müssen Ordnung und weise Regierung in der Welt erkennen, dies folgt aus der Einrichtung unserer Denkkraft. Es ist aber noch keine Folge, daß etwas, was wir notwendig denken müssen, auch wirklich so ist, denn wir haben von der wahren Beschaffenheit der Außenwelt gar

keinen Begriff; also daraus allein läßt sich kein Gott erweisen.

Erst müssen wir glauben, dann glauben wir.

Der Aberglauben gemeiner Leute rührt von ihrem frühen, allzueifrigen Unterricht in der Religion her, sie hören von Geheimnissen, Wundern, Wirkungen des Teufels, und halten es für sehr wahrscheinlich, daß dergleichen Sachen überall in allen Dingen geschehen können. Hingegen, wenn man ihnen erst die Natur selbst zeigte, so würden sie leichter das Übernatürliche und Geheimnisvolle der Religion mit Ehrfurcht betrachten, da sie hingegen jetzt dieses für etwas sehr Gemeines halten, so daß sie es für nichts Sonderliches halten, wenn ihnen jemand sagte, es wären heute sechs Engel über die Straße gegangen. Auch die Bilder in den Bibeln taugen nicht für Kinder.

Der Mensch vergibt sich nichts ohne etwas zu erwarten, daher das Sammeln des Lohns im Himmel, Geißelung und dergleichen. Die Philosophie des gemeinen Mannes ist die Mutter der unsrigen, aus seinem Aberglauben konnte unsere Religion werden, so wie unsere Medizin aus seiner Hausmittelkenntnis. Er tat etwas, ohne Belohnung vorauszusehen, er erhielt sie aber auch, ohne sich eines kurz vorhergängigen Verdienstes bewußt zu sein, was war natürlicher als eine Verbindung zwischen jenem Verdienst und dieser Belohnung zu finden? Was konnte für den Religionsstifter wichtiger und was der Gesellschaft nützlicher sein? So wurde der Mensch aus Eigennutz uneigen-

nützig, und was ihm das Glück ohnehin zugeführt hätte, wurde ihm als eine Bezahlung angerechnet, die ihn noch mehr verpflichtete.

Sobald man anfängt, alles in allem zu sehen, wird man gemeiniglich dunkel im Ausdruck. Man fängt an, mit Engelzungen zu reden.

Ich kann nicht unterlassen, den Lesern oder vielmehr den Verlegern zu melden, daß ich endlich nach einer fast fünfzehnjährigen Lektüre des größten Schriftstellers, den wir haben, ich meine Jakob Böhme, einige Paragraphen in ihm so verstehe, als wenn ich sie heute selbst geschrieben hätte. Es sind offenbar Weissagungen, und wer sich nur etwas im Künftigen umgesehen hat, wird eingestehen müssen, daß sie auf die fürchterlichen drei 7 gehen, die wir jetzt in unserer Jahreszahl (1777) haben, und seit tausend Jahren nicht gehabt und erst in tausend Jahren wieder haben werden. War nicht 1555 der Religionsfriede, und brannte nicht 1666 London ab? Ich werde aber die letzte Hand nicht eher an das Werk legen, als bis sich die Begebenheiten selbst werden ereignet haben.

Wir lachen über Jakob Böhme? Als wenn das Übernatürliche, das er sprechen wollte, natürlich klingen könnte. Wenn uns die Bewohner des Merkur oder der Sonne Bemerkungen im Deutschen erzählten, die sie mit anderen Sinnen als die unsrigen angestellt hätten, würde eine solche Erzählung viel vernünftiger klingen? Einmal drei ist eins, haben wir ja schon in unserer Religion, warum kann es nicht auch eine milch-

warme Musik, und eine bittere Qualität, die aus dem Zentro kommt, als wenn sie primus werden wollte, geben. Vielleicht ist Jakob Böhmes Buch, wovon ein Engel eben das Urteil fällen würde, das wir davon fällen, zuweilen Nonsense und zuweilen sogar erhaben. Ich glaube nicht, daß Jakob Böhme ein Betrüger war, 1. weil er schon als Junge seinem Herrn gepredigt hat, der ihn auch fortschickte, weil niemand den Propheten (so hießen sie ihn) im Hause behalten wollte. 2. weil er seine Schriften nicht gedruckt haben wollte; ein gewisser von Adel borgte sie ihm ab, zerteilte das Manuskript unter verschiedene Schreiber und kopierte es auf diese Art in kurzer Zeit, so kam es zum Druck, ausgebreitet wurde es durch die Schmähungen des Herrn Primarii zu Görlitz, Gregorius Richter.

In einer Verteidigung von Jakob Böhme ließe sich viel Lehrreiches sagen. Ich weiß nicht, ob vorher schon jemand so etwas getan hat. Die Unternehmung ist an sich nicht wichtig, ich habe mich also nicht viel bemüht, es zu erfahren. Bei der heutigen Menge von Schriften ist es auch ein Unternehmen, worüber beides, die Zeit, etwas selbst sagen zu können, und die Lust zu wollen, zu Ende gehen könnte. Man lese die Schriften dieses Mannes und leugne hernach noch den inneren Sinn.

Eine förmliche Verteidigung von Jakob Böhme muß in das Buch: er schrieb Dinge, die keine lebendige Seele fast jetzt versteht, und ihr Dinge, die es besser wäre, sie wären nie verstanden.

Jakob Böhme, der Mann, dessen Schriften alles das gediegen und in einer festen Masse enthalten, was uns seine albernen Nachfolger mit einer nur scheinbaren Verständlichkeit verdünnt und verdorben übergeben, ist und bleibt einer der ersten Schriftsteller unserer Nation. Für das, was die Rezensenten heutzutage das Weben des Genies hoch in den Wolken, oder das Brausen desselben am Boden des Ozeans nennen, für die halb ausgedachten großen Losungsideen denkender Adepten, in denen sich ihre Seelen küssen, in einem Goldregen von Wörtern und Ausdrücken der lechzenden Seele versinnlicht, ist nie jemand ihm gleich gewesen.

Zur Philosophie

Menschliche Philosophie überhaupt ist die Philosophie eines einzelnen gewissen Menschen durch die Philosophie der anderen, selbst der Narren, korrigiert, und dies nach den Regeln einer vernünftigen Schätzung der Grade der Wahrscheinlichkeit. Sätze, worüber alle Menschen übereinkommen, sind wahr; sind sie nicht wahr, so haben wir gar keine Wahrheit. Andere Sätze für wahr zu halten, zwingt uns oft die Versicherung solcher Menschen, die in der Sache viel gelten, und jeder Mensch würde das glauben, der sich in eben den Umständen befände. Sobald dieses nicht ist, so ist eine besondere Philisophie da, und nicht eine, die in dem Rat der Menschen ausgemacht ist. Aberglaube selbst ist Lokal-Philosophie, er gibt seine Stimme auch.

Die Wahrheit hat tausend Hindernisse zu überwinden, um unbeschädigt zu Papier zu kommen, und von Papier wieder zu Kopf. Die Lügner sind ihre schwächsten Feinde. Der enthusiastische Schriftsteller, der von allen Dingen spricht und alle Dinge ansieht, wie andere ehrliche Leute, wenn sie einen Hieb haben; ferner, der superfeine erkünstelte Menschenkenner, der in jeder Handlung eines Mannes, wie Engel in einer Monade, sein ganzes Leben sich abspiegeln sieht und sehen will; der gute fromme Mann, der überall aus Respekt glaubt, nichts untersucht, was er vor dem fünfzehnten

Jahre gelernt hat, und sein bißchen Untersuchtes auf ununtersuchtem Grund baut — das sind gefährliche Feinde der Wahrheit.

Nichts ist schwerer in der Philosophie, als eine Sache ganz von Anfang zu nehmen, und doch bei Betrachtung derselben von erworbenen Kenntnissen Gebrauch zu machen; z. B. über die Unsterblichkeit der Seele denken zu wollen, ohne vorher schon ein gewisses Ende, ein gewisses Ziel zu sehen; nicht beim sechsten Schluß schon eine Meinung zu ergreifen, und den achten, neunten, zehnten usw. nur anzuhängen. Kann uns nicht das Denken in unserer materiellen Substanz eben deswegen so außerordentlich vorkommen, weil wir dieses selbst sind? Je näher wir einem Gegenstand in der Natur kommen, desto unbegreiflicher wird er. Das Sandkorn ist gewiß das nicht, wofür ich es ansehe. Ich begreife ebensowenig, wie ein zusammengesetztes Wesen denken, als wie ein einfaches mit einem zusammengesetzten in Verbindung gebracht werden könne. Hätten wir eine Analysis für dergleichen Sätze und könnten sie in eine Formel bringen, so würden wir sehen, daß beide einerlei sind, und daß das Unbegreifliche nur verschoben, aber nicht aufgehoben ist. Ich weiß nicht, wie weit die beiden Sätze, zweimal zwei ist vier und Heinrich IV. ist von Ravaillac ermordet worden, in meinem Kopf voneinander liegen, oder ob jeder allemal den ganzen Kopf einnimmt, oder, wenn sie nur einen kleinen Teil einnehmen, ob sie in allen Menschen ebendieselben sind. Mir ist es wahrscheinlich, daß jeder Gedanke eine gewisse Gegend des Gehirns besonders in Bewegung setzt, aber entweder diese Bewegung dem ganzen übrigen Kopf mitteilt, in einem Menschen stärker als wie in dem andern; oder nicht ganz, aber in einem Menschen weiter als in dem andern. Hieraus läßt sich das Zusammenhängende in den Träumen erklären.

In allen Sprachen sagt man: ich denke, ich fühle, ich atme, ich habe Schläge bekommen, und ich vergleiche, ich erinnere mich der Farbe, und ich erinnere mich des Satzes. Das, was sich in uns der Farbe, und das, was sich der Farbe erinnert, sind vielleicht ebensowenig einerlei, als das, was die Schläge bekommt, und das, was vergleicht. Alles tut etwas bei allem, der Mensch fühlt sich in allem ganz, und wenn ich behalte, daß $(a+x) \cdot (a-x) = a^2 - x^2$ ist, so hat vielleicht mein Daumen einen Teil davon zu behalten, wiewohl einen sehr unbeträchtlichen, aber in manchen Menschen doch so viel, daß der Satz ihnen bei Berührung einer Sache einfällt, oder daß sie im Traum, oder in einem Fieber glauben, der Satz sei weiter nichts als ein Stückchen Leinwand.

Das Gute und Zweckmäßige in der Welt geht unaufhaltsam fort. Wenn es daher in der menschlichen Natur liegt, daß z. E. die christliche Religion endlich einmal wieder zugrunde geht, so wird es geschehen, man mag sich dawider setzen oder nicht. Das Zurückgehen und Hemmen auf eine kurze Zeit ist nur ein unendlich kleiner Bogen in der Linie. Nur ist es schade, daß gerade wir die Zuschauer sein müssen, und nicht eine andere Generation. Es kann es uns also niemand verdenken, wenn wir so viel als möglich

arbeiten, unsere Zeiten nach unseren Köpfen zu formen. Ich denke immer, wir auf dieser Kugel dienen zu einem Zweck, dessen Erreichung eine Zusammenverschwörung des ganzen menschlichen Geschlechts nicht verhindern könnte.

Es ist allerdings keine geringe Schwierigkeit, Philosophie zweckmäßig zu lehren. Das Kind, der Knabe, der Jüngling und der Mann hat seine eigene. Wie glücklich, wenn ein Alter dem andern, ein Jahr dem andern in die Hand arbeitet! Wenn das eine Räder, ein anderes Federn, noch ein anderes Zifferblätter verfertigte, so brächte wohl noch einmal ein viertes eine Uhr zustande. Wenn jeder Mensch seinen besonderen Planeten bewohnte, was wäre wohl da Philosophie? Was sie jetzt auch ist; ein Inbegriff der Meinungen eines Menschen ist seine Philosophie. Wer wäre wohl des Menschen Schuhmacher? und wer sein Baumeister? Versetzt man ihn in eine Gesellschaft, so ließe er sich wohl die Schuhe von einem andern machen, aber seine Meinungen? das ist eine üble Sache; ich kann den Hals brechen, wenn ich sie mir selbst zusammenstümpere, oder ein Paar gutgemachte erhandle, die mir nicht passen. — Die Frage: soll man selbst philosophieren? muß, dünkt mich, so beantwortet werden, als eine ähnliche: soll man sich selbst rasieren? Wenn mich jemand darüber fragte, so würde ich antworten: wenn man es recht kann, ist es eine vortreffliche Sache. Ich denke immer, daß man das letztere selbst zu lernen suche, aber ja nicht die ersten Versuche an der Kehle mache. — Handle wie die Weisesten vor dir gehandelt haben, und mache

den Anfang deiner philosophischen Übungen nicht an solchen Stellen, wo dich ein Irrtum dem Scharfrichter in die Hände liefern kann. — Was für Gegenstände eröffnet nicht hier die Mathematik zur Übung! Wer kann uns in andern Teilen der Weltweisheit unser Exerzitium korrigieren? Wenn der Schüler, ich will nicht sagen Stolz, sondern nur etwas Geschichte der Philosophie besitzt, so wird es ihm in unsern Tagen schwer werden, den Mann zu finden. — — Wenn hingegen das Perpetuum Mobile, das auf dem Papier Wunder tat, in Holz oder Messing stille steht, und sich durch den Schall der lautesten Demonstration nicht will wecken lassen, so verschwinden die schönen Hoffnungen allmählich, die im Geiste ausgestellten Wechsel verlieren ihre Gültigkeit, und die Sache wird nach einigem Kampf für beschlossen angenommen. Schade, daß der Philosoph von seinen Republiken, und der Reformator von seinen Reformationen keine Modelle machen kann, denn es gehört schon eine große Stärke im philosophischen Kalkul dazu, vorher zu sagen, daß sie nicht gehen werden. Hingegen braucht es nur Zudringlichkeit mit Enthusiasmus verbunden, um den unwürdigen Teil des Publikums, durch Aktien auf Reichtümer der Südsee, um seinen väterlichen Acker zu bringen.

Ich und mich. Ich fühle mich — sind zwei Gegenstände. Unsere falsche Philosophie ist der ganzen Sprache einverleibt; wir können sozusagen nicht räsonieren, ohne falsch zu räsonieren. Man bedenkt nicht, daß Sprechen, ohne Rücksicht von was, eine Philosophie ist. Jeder, der Deutsch spricht, ist ein

Volksphilosoph, und unsere Universitätsphilosophie besteht in Einschränkungen von jener. Unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs, also, die Berichtigung einer Philosophie, und zwar der allgemeinsten. Allein die gemeine Philosophie hat den Vorteil, daß sie im Besitz der Deklinationen und Konjugationen ist. Es wird also immer von uns wahre Philosophie mit der Sprache der falschen gelehrt. Wörter erklären hilft nichts; denn mit Wörtererklärungen ändere ich ja die Pronomina und ihre Deklination noch nicht.

Wir mögen uns eine Art, uns die Dinge außer uns vorzustellen gedenken, welche wir wollen, so wird und muß sie immer etwas von dem Subjekt an sich tragen. Es ist, dünkt mich, eine sehr unphilosophische Idee, unsere Seele bloß als ein leidendes Ding anzusehen; nein, sie leihet auch den Gegenständen. Auf diese Weise möchte es kein Wesen in der Welt geben, das die Welt so erkennte, wie sie ist. Ich möchte dieses die Affinitäten der Geister- und der Körperwelt nennen, und ich kann mir gar wohl vorstellen, daß es Wesen geben könnte, für die die Ordnung des Weltgebäudes eine Musik ist, wonach sie tanzen können, während der Himmel aufspielt.

Die größte Inkonsequenz, die sich die menschliche Natur je hat zuschulden kommen lassen, ist wohl gewiß, daß sich die Vernunft sogar unter das Joch eines Buches geschmiegt hat. Man kann sich nichts Entsetzlicheres denken, und dieses Beispiel allein zeigt,

was für ein hilfloses Geschöpf der Mensch in concreto, ich meine in diese zweibeinige Phiole aus Erde, Wasser und Salz eingeschlossen, ist. Wäre es möglich, daß die Vernunft sich je einen despotischen Thron erbaute, so müßte ein Mann, der im Ernst das kopernikanische System durch die Autorität eines Buches widerlegen wollte, gehenkt werden. Daß in einem Buche steht, es sei von Gott, ist noch kein Beweis, daß es von Gott sei; daß aber unsere Vernunft von Gott sei, ist gewiß, man mag nun das Wort Gott nehmen wie man will. — Die Vernunft straft da, wo sie herrscht, bloß mit den natürlichen Folgen des Vergehens oder mit Belehrung, wenn belehren strafen genannt werden kann.

Man kann nicht genug beherzigen, daß die Existenz eines Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und dergleichen bloß gedenkbare, aber nicht erkennbare Dinge sind. Es sind Gedankenverbindungen, Gedankenspiele, denen nicht etwas Objektives zu korrespondieren braucht. Es war ein großer Fehler der Wolfischen Philosophie, daß sie den Satz des Widerspruchs auf das Erkennbare ausdehnte, da er doch eigentlich bloß das Denkbare angeht.

Wenn man über Idealismus in verschiedenen Stadiis des Lebens nachdenkt, so geht es gemeiniglich so: zuerst als Knabe lächelt man über die Albernheit desselben; etwas weiter findet man die Vorstellung artig, witzig und verzeihlich; disputiert gern darüber mit Leuten, die sich ihrem Alter oder Stand nach noch

im ersten Stadio befinden. Bei reifen Jahren findet man ihn zwar ganz sinnreich, sich und andere damit zu necken, aber im ganzen kaum einer Widerlegung wert und der Natur widersprechend. Man hält es nicht der Mühe wert, weiter daran zu denken, weil man glaubt, oft genug daran gedacht zu haben. Aber weiterhin bekommt er, bei ernstlichem Nachdenken und nicht ganz geringer Bekanntschaft mit menschlichen Dingen, eine ganz unüberwindliche Stärke. Denn man darf nur bedenken, wenn es auch Gegenstände außer uns gibt, so können wir ja von ihrer objektiven Realität schlechterdings nichts wissen. Es verhalte sich alles wie es wolle, so sind und bleiben wir ja doch nur Idealisten, ja wir können schlechterdings nichts anderes sein. Denn alles kann uns ja nur bloß durch unsere Vorstellung gegeben werden. Zu glauben, daß diese Vorstellungen und Empfindungen durch äußere Gegenstände veranlaßt werden, ist ja wieder eine Vorstellung. Der Idealismus ist ganz unmöglich zu widerlegen, weil wir immer Idealisten sein würden, selbst wenn es Gegenstände außer uns gäbe, weil wir von diesen Gegenständen unmöglich etwas wissen können. So wie wir glauben, daß Dinge ohne unser Zutun außer uns vorgehen, so können auch die Vorstellungen davon ohne unser Zutun in uns vorgehen. Wir sind ja auch ohne unser Zutun geworden, was wir sind. Die Ursache, warum so viele Menschen dieses nicht fühlen, ist, daß sie mit dem Wort Vorstellung einen sehr unvollständigen Begriff verbinden, nämlich den von Traum und Phantasie. Dieses sind freilich Gattungen von Vorstellungen, aber sie erschöpfen das Genus nicht. Hierin liegt unstreitig der Grund des Mißverständ-

nisses. Man muß erst eins werden über das, was man unter Vorstellungen versteht. Sie sind sicherlich von verschiedener Art, aber keine enthält irgend ein deutliches Zeichen, daß sie von außen komme. Ja, was ist außen? was sind Gegenstände praeter nos? Was will die Präposition praeter sagen? Es ist eine bloß menschliche Erfindung; ein Name, einen Unterschied von andern Dingen anzudeuten, die wir nicht praeter nos nennen. Alles sind Gefühle. —

Äußere Gegenstände zu erkennen, ist ein Widerspruch; es ist dem Menschen unmöglich, aus sich heraus zu gehen. Wenn wir glauben, wir sähen Gegenstände, so sehen wir bloß uns. Wir können von nichts in der Welt eigentlich erkennen, als uns selbst, und die Veränderungen, die in uns vorgehen. Ebenso können wir unmöglich für andere fühlen, wie man zu sagen pflegt; wir fühlen nur für uns. Der Satz klingt hart, er ist es aber nicht, wenn er nur recht verstanden wird. Man liebt weder Vater, noch Mutter, noch Frau, noch Kind, sondern die angenehmen Empfindungen, die sie uns machen; es schmeichelt immer etwas unserem Stolz und unserer Eigenliebe. Es ist gar nicht anders möglich, und wer den Satz leugnet, muß ihn nicht verstehen. Unsere Sprache darf aber in diesem Stücke nicht philosophisch sein, so wenig als sie in Rücksicht auf das Weltgebäude kopernikanisch sein darf. Aus nichts leuchtet, glaube ich, des Menschen höherer Geist so stark hervor, als daraus, daß er sogar den Betrug ausfindig zu machen weiß, den ihm gleichsam die Natur spielen wollte. Nur bleibt die Frage übrig: wer hat recht, der, welcher glaubt, er

werde betrogen, oder der es nicht glaubt? Unstreitig hat der recht, der glaubt, er werde nicht betrogen. Aber das glauben auch beide Parteien nicht, daß sie betrogen werden. Sobald ich es weiß, so ist es kein Betrug mehr. Die Erfindung der Sprache ist vor der Philosophie hergegangen, und das ist es, was die Philosophie erschwert, zumal wenn man sie andern verständlich machen will, die nicht viel selbst denken. Die Philosophie ist, wenn sie spricht, immer genötigt, die Sprache der Unphilosophie zu reden.

Es ist gewiß sehr schwer zu sagen, wie wir zu dem Begriff außer uns gelangen, da wir doch eigentlich bloß in uns empfinden. Etwas außer sich empfinden, ist ein Widerspruch; wir empfinden nur in uns; das, was wir empfinden, ist bloß Modifikation unserer selbst, also in uns. Weil diese Veränderungen nicht von uns abhängen, so schieben wir sie andern Dingen zu, die außer uns sind, und sagen, es gibt Dinge außer uns. Man sollte sagen praeter nos, aber dem praeter substituieren wir die Präposition extra, die etwas ganz anderes ist; das ist, wir denken uns diese Dinge im Raume außerhalb unser; das ist offenbar nicht Empfindung, sondern es scheint etwas zu sein, was mit der Natur unseres sinnlichen Erkenntnisvermögens innigst verwebt ist; es ist die Form, unter der uns jene Vorstellung des praeter nos gegeben ist — Form der Sinnlichkeit.

Vielleicht könnte man sich die Sache so vorstellen: Wir besitzen ein Vermögen, Eindrücke zu empfangen, das ist unsere Sinnlichkeit. Durch diese werden wir uns der Veränderungen bewußt, die in uns vorgehen;

die Ursachen dieser Veränderungen nennen wir Gegenstände. Diese Gegenstände sind wir selbst nicht allein. Wir bemerken Veränderungen, Eindrücke in uns, wovon wir auch den Grund in uns selbst suchen, weil wir uns bewußt sind, daß sie von uns abhängen oder in uns sind. So sind wir uns des jedesmaligen Zustandes unserer Seele bewußt. Dieses Vermögen ist der innere Sinn. Wo ich also sage, das geht in mir vor, so erfahre ich dieses durch den inneren Sinn. Gefühl der Aufmerksamkeit, Spontaneität. Hier sind wir selbst Gegenstand und Beobachter, Objekt und Subjekt.

Allein nun gibt es auch Eindrücke, wovon wir mit nicht so überwältigender Überzeugung empfinden, daß wir bloß empfangendes Subjekt, aber nichts weniger als Objekt sind. Vielleicht wäre es genug, hier zu sagen, jene Gegenstände wären praeter nos, etwas von uns Verschiedenes — das, sollte man denken, wäre das einzige, was wir empfinden könnten. Daß sich aber dieses praeter nos in ein extra nos verwandelt, daß wir damit Entfernung von uns im Raume verbinden und damit verbinden müssen, das scheint die notwendige Erfordernis unserer Natur zu sein. Da diese Vorstellung Notwendigkeit mit sich führt, so kann sie nicht von der Erfahrung herrühren, denn kein Erfahrungssatz impliziert Notwendigkeit. Ja, wir müssen uns sogar den Raum unendlich denken. Wie können wir so etwas erfahren? Das ist unmöglich. Ich glaube also, daß wenn irgend ein Satz von aller Erfahrung unabhängig ist, so ist es der von der Ausdehnung der Körper.

Hier entsteht denn aber doch die Frage (und ich kann nicht sagen, ob man darauf geantwortet hat):

Wenn den Körpern objektive Realität verstattet wird und ihnen Eigenschaften zukommen, so wäre doch unter unzähligen Fällen auch der möglich, daß sie diejenigen hätten, die wir ihnen unserer Natur nach beilegen müssen, nicht weil sie sie haben, sondern weil unter den unzähligen möglichen Formen der Anschauung doch auch diese Übereinstimmung möglich wäre. Dieses wäre auch eine harmonia praestabilita. Allein hier ist wieder eine Frage, ob eine solche Frage zu tun verstattet ist? Ob ein Objekt das sein kann, was es einem andern zu sein scheint? Diese ganze Frage ist schon wieder Anthropomorphismus. Denn wie empfindende und denkende Wesen von Objekten außer ihnen affiziert werden können, wissen wir nicht und können es nicht wissen. In dieser Lage der Dinge ist es das klügste, was wir tun können, bei uns stehen zu bleiben, unsere Modifikation zu betrachten und uns um die Beschaffenheit der Dinge an sich gar nicht zu kümmern. —.

So wie es nun mit dem Raume für die sogenannten äußeren Gegenstände ist, so ist es mit der Zeit für die Gegenstände des inneren Sinnes. Veränderungen in uns selbst schauen wir an unter der Form von Dauer, Folge, Gleichzeitigkeit usw.

Was das Studium einer tiefen Philosophie so sehr erschwert, ist, daß man im gemeinen Leben eine Menge von Dingen für so natürlich und leicht hält, daß man glaubt, es wäre gar nicht möglich, daß es anders sein könnte; und doch muß man wissen, daß man solcher vermeintlichen Kleinigkeiten größte Wichtigkeit erst einsehen muß, um das eigentlich sogenannte Schwere

zu erklären. Wenn ich sage: dieser Stein ist hart — also erst den Begriff Stein, der mehreren Dingen zukommt, diesem Individuo beilege; alsdann von Härte rede, und nun gar das Hartsein mit dem Stein verbinde, — so ist dieses ein solches Wunder von Operation, daß es eine Frage ist, ob bei Verfertigung manches Buches so viel angewandt wird. „Aber sind das nicht Subtilitäten? Braucht man das zu wissen?" — Was das erste anbetrifft, so sind es keine Subtilitäten, denn gerade an diesen simplen Fällen müssen wir die Operationen des Verstandes kennen lernen. Wollen wir dieses erst bei dem Zusammengesetzten tun, so ist alle Mühe vergebens. Diese leichten Dinge schwer zu finden, verrät keine geringen Fortschritte in der Philosophie. — Was aber das andere anbetrifft, so antworte ich: Nein! Man braucht es nicht zu wissen; aber man braucht auch kein Philosoph zu sein.

Die Bemühung, ein allgemeines Prinzipium in manchen Wissenschaften zu finden, ist vielleicht öfters ebenso fruchtlos, als die Bemühung derjenigen sein würde, die in der Mineralogie ein Erstes Allgemeines finden wollten, durch dessen Zusammensetzung alle Mineralien entstanden seien. Die Natur schafft keine genera und spezies, sie schafft individua und unsere Kurzsichtigkeit muß sich Ähnlichkeiten aufsuchen, um vieles auf einmal behalten zu können. Diese Begriffe werden immer unrichtiger, je größer die Geschlechter sind, die wir uns machen.

Philosophie ist immer Scheidekunst, man mag die Sache wenden, wie man will. Der Bauer gebraucht

alle Sätze der abstraktesten Philosophie, nur eingewickelt, versteckt, gebunden, wie der Physiker und Chemiker sagt; der Philosoph gibt uns die reinen Sätze.

Man muß in der Welt und im Reiche der Wahrheit frei untersuchen, es koste was es wolle, und sich nicht darum bekümmern, ob der Satz in eine Familie gehört, worunter einige Glieder gefährlich werden können. Die Kraft, die dazu gehört, kann sonstwo nützen.

Mit eben dem Grade von Gewißheit, mit dem wir überzeugt sind, daß etwas in uns vorgeht, sind wir auch überzeugt, daß etwas außer uns vorgeht. Wir verstehen die Worte innerhalb und außerhalb sehr wohl. Es wird wohl niemand in der Welt sein, auch wohl schwerlich je geboren werden, der nicht diesen Unterschied empfände; und das ist für die Philosophie hinreichend; hierüber sollte sie nicht hinausgehen; es ist doch alles unnütze Mühe und verlorene Zeit. Denn was auch die Dinge sein mögen, so ist doch wohl ausgemacht, daß wir schlechterdings nichts von ihnen wissen, als was in unserer Vorstellung liegt. In dieser Rücksicht, die, wie ich glaube, richtig ist, ist doch wahrlich die Frage, ob die Dinge wirklich außer uns vorhanden, und so vorhanden sind, wie wir sie sehen, völlig ohne Sinn. Ist es nicht sonderbar, daß der Mensch absolut etwas zweimal haben will, wo er an einem genug hätte und notwendig genug haben muß, weil es von unsern Vorstellungen zu den Ursachen keine Brücke gibt. Wir können uns nicht denken, daß etwas ohne Ursache sein könne; aber wo liegt denn diese Notwendigkeit? Wiederum in uns, bei völliger Unmöglichkeit aus uns her-

aus zu gehen. — Es liegt mir wahrlich wenig daran, ob man dieses Idealismus nennen will; auf den Namen kommt nichts an. Es ist wenigstens ein Idealismus, der durch Idealismus anerkennt, daß es Dinge außer ihm gebe, und daß alles seine Ursache habe. Was will man weiter? Es gibt ja keine andere Wissenschaft für den Menschen, wenigstens für den philosophischen. Im gemeinen Leben beruhigt man sich mit Recht auf einer niedrigeren Station; aber ich glaube nach völliger Überzeugung: man muß entweder von diesen Gegenständen mit aller Philosophie völlig wegbleiben, oder so philosophieren. Nach dieser Vorstellung sieht man leicht, wie recht Herr Kant hat, Raum und Zeit für bloße Formen der Anschauung zu halten. Es ist nicht anders möglich.

Die Herren, die gegen Kants Vorstellung von Raum und Zeit disputieren, kann man billig fragen, was sie denn eigentlich unter ihrer wahren Kenntnis der Gegenstände verstehen, und ob überhaupt eine solche Kenntnis möglich ist. Alles, was ich empfinde, ist mir ja nur durch mich selbst gegeben, und jede Einrichtung eines Dinges außer mir ist ja Wahrheit; was wollen wir als Menschen weiter? Es ist ein Radikalirrtum aller derer, die gegen diese kantischen Vorstellungen disputieren, daß sie dieselben für Idealismus oder gar für einen Betrug des Urhebers der Natur halten, wenn es so wäre. Allein da alle Dinge in der Natur Beziehung aufeinander haben, was kann reeller und wahrer sein als diese Beziehungen? Wenn ich sage: die Körper nehmen einen Raum ein, so sage ich etwas sehr Reelles, weil ich von einer Beziehung auf

mich rede. Aber behaupten zu wollen, die Körper objektive nehmen einen Raum ein, ist gerade so unsinnig, als ihnen eine Farbe oder gar eine Sprache zuzuschreiben. — Wenn auch aus allem diesem nichts erhellt, so erhellt doch wenigstens so viel daraus, daß es ein ganz vergebliches Bemühen ist, Herrn Kant widerlegen zu wollen.

Sollte nicht manches von dem, was Herr Kant lehrt, zumal in Rücksicht auf das Sittengesetz, Folge des Alters sein, wo Leidenschaften und Meinungen ihre Kraft verloren haben, und Vernunft allein übrig bleibt? — Wenn das menschliche Geschlecht in seiner vollen Kraft, etwa mit dem vierzigsten Jahre, stürbe, was für Folgen würde dieses auf die Welt haben? Aus der Verbindung der ruhigen Weisheit des Alters entsteht viel Sonderbares. Ob es nicht noch einmal einen Staat geben wird, wo man alle Menschen im fünfundvierzigsten Jahre schlachtet?

Herrn Kant gebührt gewiß das nicht geringe Verdienst, in der Physiologie unseres Gemüts aufgeräumt zu haben. Aber diese nähere Kenntnis der Muskeln und Nerven wird uns weder bessere Klavierspieler, noch bessere Tänzer geben. Mir kommt es auch zuweilen vor, als wenn er sich durch den Beifall, den seine Kritik der reinen Vernunft erhalten hat, nachher zu weit hätte führen lassen.

Was heißt mit kantischem Geist denken? Ich glaube, es heißt, die Verhältnisse unseres Wesens, es sei nun, was es wolle, gegen die Dinge, die wir außer

uns nennen, ausfindig machen; das heißt die Verhältnisse des Subjektiven gegen das Objektive bestimmen. Dieses ist freilich immer der Zweck aller gründlichen Naturforscher gewesen, allein die Frage ist, ob sie es je so wahrhaft philosophisch angefangen haben, als Herr Kant. Man hat das, was doch schon subjektiv ist und sein muß, für objektiv gehalten.

Eine der größten Stützen für die kantische Philosophie ist die gewiß wahre Betrachtung, daß wir ja auch so gut etwas sind, als die Gegenstände außer uns. Wenn also etwas auf uns wirkt, so hängt die Wirkung nicht allein von dem wirkenden Dinge, sondern auch von dem ab, auf welches gewirkt wird. Beide sind, wie bei dem Stoß, tätig und leidend zugleich; denn es ist unmöglich, daß ein Wesen die Einwirkungen eines andern empfangen kann, ohne daß die Hauptwirkung gemischt erscheine. Ich sollte denken, eine bloße tabula rasa ist in dem Sinne unmöglich, denn durch jede Einwirkung wird das einwirkende Ding modifiziert, und das, was ihm abgeht, geht dem andern zu, und umgekehrt.

Wir nehmen Dinge wahr vermöge unserer Sinnlichkeit. Aber was wir wahrnehmen, sind nicht die Dinge selbst. Das Auge schafft das Licht, und das Ohr die Töne. Sie sind außer uns nichts; wir leihen ihnen dieses. Ebenso ist es mit dem Raum und der Zeit. Auch wenn wir die Existenz Gottes nicht fühlten, beweisen können wir sie nicht. Alle diese Dinge führen auf eins hinaus. Es ist aber nicht möglich, sich hier-

von ohne tiefes Denken zu überzeugen. Man kann Kantische Philosophie in gewissen Jahren, glaube ich, ebensowenig lernen als das Seiltanzen.

Der Bauer, welcher glaubt, der Mond sei nicht größer als ein Pflugrad, denkt niemals daran, daß in einer Entfernung von einigen Meilen eine ganze Kirche uns als ein Fleck aussieht, und daß der Mond hingegen immer gleich groß scheint. Was hemmt bei ihm diese Verbindung der Ideen, die er einzeln alle hat? Er verbindet in seinem gemeinen Leben auch wirklich Ideen, vielleicht durch künstlichere Bande, als diese. Diese Betrachtung sollte den Philosophen aufmerksam machen, der vielleicht noch immer der Bauer in gewissen Verbindungen ist. Wir denken früh genug, aber wir wissen nicht, daß wir denken, so wenig als wir wissen, daß wir wachsen oder verdauen. Viele Menschen unter den gemeinen erfahren es niemals. Eine genaue Betrachtung der äußeren Dinge führt leicht auf den betrachtenden Punkt, uns selbst, zurück, und umgekehrt, wer sich selbst einmal erst recht gewahr wird, gerät leicht auf die Betrachtung der Dinge um ihn. Sei aufmerksam, empfinde nichts umsonst, messe und vergleiche; dieses ist das ganze Gesetz der Philosophie.

Wir werden uns gewisser Vorstellungen bewußt, die nicht von uns abhängen; andere glauben wir wenigstens hingen von uns ab; wo ist die Grenze? Wir kennen nur allein die Existenz unserer Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken. Es denkt, sollte man sagen, so wie man sagt, es blitzt. Zu sagen cogito, ist schon zuviel, sobald man es durch Ich

denke übersetzt. Das Ich anzunehmen, zu postulieren, ist praktisches Bedürfnis.

Wie sind wohl die Menschen zu dem Begriff von Freiheit gelangt? Es war ein großer Gedanke.

Daß zuweilen eine falsche Hypothese der richtigen vorzuziehen sei, sieht man aus der Lehre von der Freiheit des Menschen. Der Mensch ist gewiß nicht frei, allein es gehört sehr tiefes Studium der Philosophie dazu, sich durch diese Vorstellung nicht irreführen zu lassen — ein Studium, zu welchem unter Tausenden nicht einer die Zeit und Geduld, und unter Hunderten, die sie haben, kaum einer den Geist hat. Freiheit ist daher eigentlich die bequemste Form, sich die Sache zu denken, und wird auch allezeit die übliche bleiben, da sie so sehr den Schein für sich hat.

Die wenigsten Menschen haben wohl recht über den Wert des Nichtseins gehörig nachgedacht. Unter Nichtsein nach dem Tode stelle ich mir den Zustand vor, in dem ich mich befand, ehe ich geboren ward. Es ist eigentlich nicht Apathie, denn die kann noch gefühlt werden, sondern es ist gar nichts. Gerate ich in diesen Zustand — wiewohl hier die Wörter ich und Zustand gar nicht mehr passen; es ist, glaube ich, etwas, das dem ewigen Leben völlig das Gleichgewicht hält. Sein und Nichtsein stehen einander, wenn von empfindenden Wesen die Rede ist, nicht entgegen, sondern Nichtsein und höchste Glückseligkeit. Ich glaube, man befindet sich gleich wohl, in welchem von beiden Zuständen man ist. Sein und

abwarten, seiner Vernunft gemäß handeln, ist unsere Pflicht, da wir das Ganze nicht übersehen.

Was sehr seltsam ist, bleibt selten lange unerklärt. Das Unerklärliche ist gewöhnlich nicht mehr seltsam, und ist es vielleicht nie gewesen.

Verstand faßt Theorie sehr gut; Judizium entscheidet über die Anwendung. Daran fehlt es sehr vielen Menschen, und öfters den größten Gelehrten und Theoretikern am meisten.

Schon vor vielen Jahren habe ich gedacht, daß unsere Welt das Werk eines untergeordneten Wesens sein könne, und noch kann ich von dem Gedanken nicht zurückkommen. Es ist eine Torheit, zu glauben, es wäre keine Welt möglich, worin keine Krankheit, kein Schmerz und kein Tod wäre. Denkt man sich ja doch den Himmel so. Von Prüfungszeit, von allmählicher Ausbildung zu reden, heißt sehr menschlich von Gott denken und ist bloßes Geschwätz. Warum sollte es nicht Stufen von Geistern bis zu Gott hinauf geben, und unsere Welt das Werk von einem sein können, der die Sache noch nicht recht verstand, ein Versuch? ich meine unser Sonnensystem, oder unser ganzer Nebelstern, der mit der Milchstraße aufhört. Vielleicht sind die Nebelsterne, die Herschel gesehen hat, nichts als eingelieferte Probestücke, oder solche, an denen noch gearbeitet wird. Wenn ich Krieg, Hunger, Armut und Pestilenz betrachte, so kann ich unmöglich glauben, daß alles das Werk eines höchst weisen Wesens sei; oder es muß einen von ihm unabhängigen Stoff gefunden haben, von welchem es

einigermaßen beschränkt wurde; so daß dieses nur respektive die beste Welt wäre, wie auch schon häufig gelehrt worden ist.

Ich habe mir so oft gewünscht, daß ich ein Fleckchen finden könnte, wo ich sicher vor dem Schwanken der Mode, der Gewohnheit und aller Vorurteile einmal die eigene Bewegung dieses verwickelten Systems beobachten könnte. Nur einmal von Michaelis bis Ostern, und dann wollte ich es wagen, einen Versuch über den Menschen zu schreiben. Aber leider sind die Beobachter des Menschen übel daran, und sie hätten ein weit größeres Recht, sich über den Mangel eines genugsam festen Standorts zu beklagen, als alle seefahrenden Astronomen und Sterngucker dieser Welt zusammen genommen. Wo wir jetzo sind, das weiß unser guter Genius, wir wissen es nicht. Muß nicht eine Veränderung mit uns vorgegangen sein, die wir Schriftsteller z. E. mit klaren Augen sehen, daß gut schreiben so schwer, und schlecht zu schreiben so über alle Maßen leicht ist; ja daß natürlich schreiben eine Kunst ist, sollte man kaum glauben, wenn man nicht selbst in dieser Welt lebte, wo alles dieses täglich und noch viel darüber geschieht. Unsere Philosophen müssen das Kostüm des natürlichen Menschen studieren, um Bücher für den natürlichen Menschen zu schreiben, eben als wenn dieser natürliche Mensch um 180 Grad eines größten Kreises von ihnen entfernt läge. Der artifizielle Mensch, von dem ich fast fürchte, daß er mit dem alten Adam besser steht als unsere Anatomen des menschlichen Herzens sich vielleicht einbilden, hat sich in uns solche Freiheiten über den

natürlichen herausgenommen, daß ich fürchte, es werde endlich keine Sprache mehr geben, die geradezu jener hört; eine oratorische Figur tut es nicht. Riefe ich laut aus und hätten meine Worte den Klang der Posaunen des letzten Tages: Höre, du bist ein Mensch, so gut als Newton, oder der Amtmann oder der Superintendent, deine Empfindungen, treulich und so gut, als du kannst, in Worte gebracht, gelten auch im Rat der Menschen über Irrtum und Wahrheit. Habe Mut zu denken, nehme Besitz von deiner Stelle! Wenn ich so schreie, so hören mich tausend Ohren, allein unter diesen tausenden ist doch vielleicht kaum ein Paar, durch die der Sinn der Worte lauter hinunter dringt und den Punkt befruchtet und belebt, der, wenn er einmal im Menschen wirksam wird, nicht selten dasjenige aus ihm macht, was wir den Denker, und mit Aktivität und äußeren Situationen verbunden, den großen, ja selbst den glücklichen Mann nennen können. Aber ehe ich weiter schreibe, so muß ich eine Frage an mich selbst tun. Wo habe ich diese Gedanken her, die ich hier schreibe? Ich bin ein freier Mensch, meine Landsleute sind ehrliche Leute, ich spreche, wie ich es denke, bin ich gegen mich selbst aufrichtig, und sage mir nicht selbst Dinge nach (denn das heiße ich so, wenn man noch nicht aufgeklärte Empfindung durch den Verstand rektifiziert und also ans Licht gibt), so kann ich mich überall sehen lassen, ein falsches Urteil wird mir alsdann zum Gebrechen, und nicht zum Vergehen angerechnet. Ist es Wahrheit bei dir, was du redest, oder ist es vielleicht der Ton des Lustrums, worin du schreibst? Ich sehe tief in

meine Seele hinein und ich erkenne, der Gedanke ist ein Produkt meines Systems, nicht eingeführt, ohnerachtet ich nicht zweifle, daß er häufig auf anderm Boden wächst.

Ich muß in mir selbst eine Freiheit zu denken einführen, da muß ich Herr sein oder ich bin gar keiner, ich muß sehen und hören, vergleichen, aber nur ein Richter muß in mir sein, niemals zwei: the whole man must move together. Aber wo ist das Eins in 90 unter 100? 90 unter 100 füllen keinen Posten in der Welt, sie sind alle ein ausfüllendes Geschlecht, das überall verschließt, wo es hingestellt wird, ohne die Empfindung der geringsten Unbequemlichkeit, es drückt und reibt sie nichts; wo ihr Empfindungssystem nichts Bestimmtes gibt, da helfen sie mit Glauben, Aberglauben par complaisance und Aberglauben aus Leichtsinn nach, und haben allezeit ein System fertig und gießen sich in jede Form. Ich weiß nicht, ob solche Leute in der Welt sein müssen, für Sammler von Vernunftwahrheiten, zu Philosophen und eigentlichen Kritikern sind sie nicht. Ich muß noch einmal erinnern, daß ich keine Machtsprüche tue und wenn sie auch so klingen sollten; meine Gedanken sind ja die Gedanken eines Menschen, insofern trage ich sie vor zur Betrachtung; der Philosoph, der weiß, was der Mensch ist, wird bloß die Achsel zucken, aber noch nicht spotten, wenn der gelehrte Swedenborg schreibt, der jüngste Tag sei am 9. Januar 1757 wirklich gewesen, also vorbei, da er es sagt.

Man hätte immer weg denken und leben können, ohne sich um die Art unseres Denkens und wie es

zugehe, zu bekümmern; gewiß hat man erst über Dinge außer uns philosophiert, bis endlich einer dieses Mikroskop auch auf sich selbst richtete. Wie geht es zu, daß wir denken? fragte sich einer, der Neugierde und Beobachtungsgeist besaß; nicht jeder Mensch, o, Millionen von Menschen, manchen Professor, der die Psychologie erklärt, selbst nicht ausgenommen, würden nie eine solche Frage getan haben. Wie viele Menschen fragen heutzutage: Warum fällt alles nach der Erde? Die Kraft, die das tut, und die Euler so wenig kennt als Rudolph von Bellinckhauß, ist so notwendig zu unserer zeitlichen Glückseligkeit, als immer die uns denken machende zur ewigen. Die Wirkungen der ersteren haben viele Geistern zugeschrieben, ich habe aber nicht Kenntnis der Geschichte der menschlichen Torheiten genug dazu, um zu wissen, ob je ein ehrgeiziger Religionsstifter die Versöhnung dieser Geister an die notwendigen Pflichten der Menschen angereiht hat, und durch deren Unterlassung es einmal dahin kommen könnte, daß unsere nicht mehr schwere Hülle durch die Himmel zerstiebe. Aus der Hypothese, daß es ein Geist sei, was in uns denkt, hat man erstaunliche Folgen gezogen und die Religionsstifter andere Meinungen, die nicht unmittelbar aus der Hypothese folgen, daran gehängt, und so stützt sie nunmehr die Gesellschaft so wie jene Kraft die Feste des Himmels. Dieses Gebäude ist zu groß, als daß ein menschlicher Plan zugrunde liegen kann, ich wollte eher glauben, daß die Zeugung eine menschliche Erfindung sei. Hier ist Gott. Aber der, der uns durch die größte sinnliche Wollust zur Fortpflanzung zog, der kann uns durch eingepflanzte Andacht zu einem bloß zeitlichen

Wohl zusammenziehen; aber hieße das nicht betrogen? Uns scheint es Betrug.

Der Mensch fängt an mit dem Satz, jede Größe ist sich selbst gleich und wiegt endlich die Sonne und alle Planeten; er sei, sagt er, nach Gottes Bild gemacht und trinkt dort gierig den Urin des unsterblichen Lama, baut ewige Pyramiden, Louvres, Versailles und Sanssouci und betrachtet mit Entzücken eine Bienenzelle und ein Schneckenhaus, umschifft durch Hilfe einer Nadel die Erde und sitzt dort jahrelang auf einer Stelle; nennt hier Gott das tätigste Wesen, und dort den Unbeweglichen, verehrt hier Würmer und Mäuse göttlich, und glaubt dort keinen Gott, hier ist Sonnenlicht das Gewand des Engels, und in Kamtschatka Vielfraß-Pelz. Mir hat es immer am Menschen gefallen, daß er, der Louvres, ewige Pyramiden und Peterskirchen selbst verfertigt, mit Entzücken eine Bienenzelle oder ein Schneckenhaus betrachten kann.

Wir würden gewiß Menschen von sonderbarer Gemütsart kennen lernen, wenn die großen Striche, die jetzt Meer sind, bewohnt wären; und wenn vielleicht in einigen Jahrtausenden unser gegenwärtig festes Land Meer und unsere Meere Länder sein werden, so werden ganz neue Sitten entstehen, über die wir uns jetzt sehr wundern sollten.

Die Einrichtung unserer Natur ist so weise, daß uns sowohl vergangener Schmerz, als vergangene Wollust Vergnügen erweckt; da wir nun ferner eher eine zukünftige Wollust voraussehen als einen zukünftigen

Schmerz, so sehen wir, daß wirklich nicht einmal die traurige und angenehme Empfindung in der Welt gleich verteilt sind, sondern daß wirklich auf seiten des Vergnügens ein größeres stattfindet.

Wenn Plato sagt, die Leidenschaften und die natürlichen Triebe seien die Flügel der Seele, so drückt er sich sehr lehrreich aus, solche Vergleichungen erläutern die Sache und sind gleichsam Übersetzung der schweren Begriffe eines Mannes in eine jedermann bekannte Sprache, wahrhafte Definition.

Es kann unstreitig Kreaturen geben, deren Organe so fein sind, daß sie nicht imstande sind, durch einen Lichtstrahl durchzugreifen, so wie wir nicht durch einen Stein durchgreifen können, weil unsere Hände eher zerstört werden würden.

Geister ohne eine Welt außer ihnen müssen seltsame Geschöpfe sein, denn da von jedem Gedanken der Grund in ihnen liegt, so sind die seltsamsten Verbindungen von Ideen allezeit recht. Leute nennen wir rasend, wenn sich die Ordnung ihrer Begriffe nicht mehr aus der Folge der Begebenheiten in unserer ordentlichen Welt bestimmen läßt, deswegen ist gewiß eine sorgfältige Betrachtung der Natur, oder auch die Mathematik das sicherste Mittel wider Raserei; die Natur ist sozusagen das Laufseil, woran unsere Gedanken geführt werden, daß sie nicht ausschweifen.

Wenn man die Natur als Lehrerin, und die armen Menschen als Zuhörer betrachtet, so ist man geneigt,

einer ganz sonderbaren Idee vom menschlichen Geschlechte Raum zu geben. Wir sitzen allesamt in einem Kollegio, haben die Prinzipien, die nötig sind es zu verstehen und zu fassen, horchen aber immer mehr auf die Plaudereien unserer Mitschüler, als auf den Vortrag der Lehrerin. Oder wenn ja einer neben uns etwas nachschreibt, so spicken wir von ihm, stehlen, was er selbst vielleicht undeutlich hörte, und vermehren es mit unsern eigenen orthographischen und Meinungsfehlern.

Es gibt für jeden Grad des Wissens gangbare Sätze, von denen man nicht merkt, daß sie über dem Unbegreiflichen, ohne weitere Unterstützung, auf bloßem Glauben schweben. Man hat sie, ohne zu wissen, woher die Sicherheit kommt, mit der man ihnen traut. Der Philosoph hat dergleichen so gut, wie der Mann, der da glaubt, das Wasser fließe deswegen immer bergab, weil es unmöglich wäre, daß es bergauf fließen könne.

Mit den Prärogativen der Schönheit und der Glückseligkeit hat es eine ganz verschiedene Bewandtnis. Um die Vorteile der Schönheit in der Welt zu genießen, müssen andere Leute glauben, daß man schön sei; bei der Glückseligkeit aber ist das gar nicht nötig; es ist vollkommen hinreichend, daß man es selbst glaubt.

Eine der sonderbarsten Anwendungen, die der Mensch von der Vernunft gemacht hat, ist wohl die, es für ein Meisterstück zu halten, sie nicht zu gebrauchen, und so mit Flügeln geboren sie abzuschneiden. Die Ver-

teidigung des Mönchswesens gründet sich gewöhnlich auf ganz eigene Begriffe von Tugend, denen nicht unähnlich, die einer von den Wissenschaften haben müßte, um die Tollhäuser für Akademien derselben zu erklären.

Jetzt fängt sich das Studium der Alten wieder an zu heben; man glaubt nun da Erlösung zu finden, und Beobachtungsgeist und wahre Sprache der Natur wieder emporzubringen. Einigen wenigen mag das freilich helfen; aber gewiß ist in diesem Getreibe sehr viel Mode, und des eigentlich Wahren und mit menschlicher Natur und Vernunft Zusammenhängenden nur wenig. Im Rittergeist ist sehr vieles, was sich an menschliche Natur anschließt; aber das eigentliche Treiben war Mode, Esprit du Corps; solange man sich mitten darin befand, hielt man alles für notwendig. Mit der christlichen Religion ist es ebenso. Was für ein Kriegen und Streiten, und Rennen für Gottesverehrung! man sollte zu manchen Zeiten fast geglaubt haben, der Mensch lebe bloß, um zu beten und Gott zu verehren. Ich bin überzeugt, daß hierin das meiste bloßer Auswuchs ist. Es gibt schlechterdings keine andere Art Gott zu verehren, als die Erfüllung seiner Pflichten und Handeln nach Gesetzen, die die Vernunft gegeben hat. Es ist ein Gott kann, meiner Meinung nach, nichts anderes sagen, als: ich fühle mich, bei aller meiner Freiheit des Willens, genötigt, recht zu tun. Was haben wir weiter einen Gott nötig? das ist er. — Überhaupt erkennt unser Herz einen Gott; und dieses nun der Vernunft begreiflich zu machen, ist freilich schwer,

wo nicht gar unmöglich. — Es wäre eine Frage, ob die bloße Vernunft, ohne das Herz, je auf einen Gott gefallen wäre. Nachdem ihn das Herz erkannt hatte, suchte ihn die Vernunft auch.

Sollte es denn so ganz ausgemacht sein, daß unsere Vernunft von dem Übersinnlichen gar nichts wissen könne? Sollte nicht der Mensch seine Ideen von Gott ebenso zweckmäßig weben können, wie die Spinne ihr Netz zum Fliegenfang? Oder mit andern Worten: sollte es nicht Wesen geben, die uns wegen unserer Ideen von Gott und Unsterblichkeit ebenso bewundern, wie wir die Spinne und den Seidenwurm.

Ist denn wohl unser Begriff von Gott etwas andres als personifizierte Unbegreiflichkeit?

Man muß sich in acht nehmen, daß man, um die Möglichkeit mancher Dinge zu erweisen, nicht gar zu bald auf die Macht eines höchst vollkommenen Wesens appelliert, denn sobald man z. E. glaubt, daß Gott die Materie denken mache, so kann man nicht mehr erweisen, daß ein Gott außer der Materie sei.

Die Welt ist ein allen Menschen gemeiner Körper, Veränderungen in ihr bringen Veränderung in der Seele aller Menschen vor, die just diesem Teile zugekehrt sind.

Herr Feder in seiner Abhandlung vom moralischen Gefühl im ersten Stück des deutschen Musei sagt: außer Autorität oder den Folgen einer Handlung haben

wir keinen Grund, ob sie recht oder unrecht sei, zu entscheiden: Billigung oder Mißbilligung, die nicht hieraus entsteht, beruhe auf Ideenassoziation, Gewohnheit, bloßem physischen Gefallen und Mißfallen des Temperaments, oder sonst etwas, das zum Kennzeichen des moralischen Guten und Bösen allein unzulänglich ist.

Unsere Philosophen hören zu wenig die Stimme der Empfindung, oder vielmehr sie haben so selten feines Gefühl genug, daß sie bei jedem Vorfall in der Welt immer mehr das angeben, was sie wissen, als wie, was sie dabei empfinden, und das ist nichts wert, dadurch kommen wir der eigentlichen Philosophie keinen Schritt näher. Das, was der Mensch wissen kann, ist das gerade auch das, was er wissen soll?

Eine Hauptregel in der Philosophie ist, keinen deum ex machina zu machen, keine Sinne, keinen Instinkt anzunehmen, wo man noch mit Assoziation und Mechanismus auskommen kann.

Der Philosoph setzt sich oft über die Grenzen der Erde weg mit einem Gedanken, der Große setzt sich über sie weg und fühlt es.

Wenn uns ein Engel einmal aus seiner Philosophie erzählte, ich glaube, es müßten wohl manche Sätze so klingen als wie 2 mal 2 ist 13.

Der Mensch wird ein Sophist und überwitzig, wo seine gründlichen Kenntnisse nicht mehr hinreichen; alle müssen es folglich werden, wenn von Unsterb-

lichkeit und Leben nach dem Tode die Rede ist. Da sind wir alle ungründlich. Materialismus ist die Asymptote der Psychologie.

Wenn ich etwas als Körper und dann als Geist betrachte, das gibt eine entsetzliche Parallaxe. Man könnte jenes den somazentrischen, und dieses den psychozentrischen Ort eines Dinges nennen.

Die Astronomie ist vielleicht diejenige Wissenschaft, worin das wenigste durch Zufall entdeckt worden ist, wo der menschliche Verstand in seiner ganzen Größe erscheint, und wo der Mensch am besten kennen lernen kann, wie klein er ist.

Die Welt muß noch nicht sehr alt sein, weil die Menschen noch nicht fliegen können.

Newton hat die Farben zu scheiden gewußt, wie wird der Psycholog heißen, der uns sagen wird, woraus die Ursachen unserer Handlungen zusammengesetzt sind? Die meisten Dinge, wenn sie uns merklich werden, sind schon zu groß, ob ich den Keim in der Eichel mit dem Mikroskop oder den 200jährigen Baum mit bloßen Augen ansehe, so bin ich gleich weit vom Anfang. Das Mikroskop dient nur, uns noch mehr zu verwirren. So weit wir mit unsern Tubis reichen können, sehen wir Sonnen, um die sich wahrscheinlich Planeten drehen; daß in unsrer Erde so etwas vorgeht, davon überführt uns die Magnetnadel. Wie, wenn sich dieses noch weiter erstreckte, wenn sich in dem kleinsten Sandkörnchen ebenso Stäubchen um Stäubchen drehten, die uns so zu ruhen scheinen, wie die

Fixsterne? Es könnte ein Wesen geben, dem das uns sichtbare Weltgebäude wie ein glühender Sandhaufen vorkäme. Die Milchstraße kann ein organischer Teil sein, inwiefern ließe sich die Vegetation aus diesem System erklären? Es gibt nur eine einzige gerade Linie, aber eine unendliche Menge krummer, wenn sich also ein Körper bewegt, so läßt sich eine unendliche Summe gegen eins setzen, daß es eine krumme sei, und für jede Krümmung läßt sich ein Mittelpunkt angeben. Da sich eine zirkelförmige Bewegung in der Welt am längsten erhält, wie wir an den Planeten sehen, sowohl an ihren Bewegungen um die Axe als um die Sonne und Hauptplaneten, so könnte alle Bewegung in der Welt daher ihren Ursprung nehmen. Das Licht allein scheint hiervon eine Ausnahme zu machen, da es aber vermutlich schwer ist, so wird es doch gebogen. Da schon große Meßkünstler angenommen haben, daß sich dieses ganze System um einen uns unsichtbaren Körper drehe, warum könnte unsere Erdkugel nicht ein solches System von Fixsternen sein? Hier sitzen wir in einer solchen Sandkugel. Unsere Erde ist uns freilich das sonderbarste, so wie unsere Seele die sonderbarste Substanz, weil wir jene allein selbst bewohnen, diese allein selbst sind. Wenn wir nur einen Augenblick einmal etwas anderes sein könnten. Was würde aus unserm Verstand werden, wenn alle Gegenstände das wirklich wären, wofür wir sie halten?

Diejenigen Psychologen, die sich in der Naturlehre umgesehen haben, haben allezeit bündiger räsonniert als die andern, die mit Psychologie angefangen haben. Je mehr ich Hartleys Theorie mit meiner Erfahrung

vergleiche, desto mehr bestätigt sie sich bei mir, sie stimmt mit unsern übrigen Erfahrungen so sehr überein. Wenn eine Erbse bei Helvoet in die See geschossen wird, so würde ich, wenn die See mein Gehirn wäre, vermutlich die Wirkung an der chinesischen Küste verspüren. Diese Wirkung würde aber durch jeden Eindruck, den andere Gegenstände auf die See machen, durch Winde, die darauf stoßen, durch Fische und Schiffe, die dadurch ziehen, durch Gewölbe, die am Boden einbrechen, stark modifiziert werden. Die Form der Oberfläche eines Landes, seine Berge und Täler usw. ist eine mit natürlichen Zeichen geschriebene Geschichte aller seiner Veränderungen, jedes Sandkorn ist ein Buchstabe, aber die Sprache ist uns größtenteils unverständlich. Es gibt auf der Oberfläche dieser Erde eine Menge rundlicher Körper mit einer dicken Wurzel, aus der mehrere kleine herausgehen, und verschiedene kleinere Wurzeln, sie leben so im Äther wie die Polypen im Wasser (Gehirn, Nerven, Rückenmark) und hängen ihre Wurzeln aus, wie jene ihre Arme. Sie sitzen in einem besonderen Futteral, das ihnen zur Decke dient, das sie fortbewegen können und so eingerichtet ist, daß sie ihre zarten Wurzeln nicht selbst brauchen auf andere Körper zu setzen; durch dieses Futteral wird die Materie durchgeseigt und gereinigt, die ihren Abgang wieder ersetzt. Diese Körper werden auch so wie alle anderen verändert und sind wie alle anderen eine mit natürlichen Zeichen geschriebene Geschichte aller Veränderungen, die sie erfahren haben. So gut als ein zinnerner Teller, dessen empfangene Schnitte, Stiche und Quetschungen alle die Mahlzeiten erzählen, denen

er beigewohnt hat. Die Materie, woraus sie bestehen, ist von einer besonderen Beschaffenheit, von Anfang sehr weich und fast flüssig, doch nicht aller Eindrücke fähig wie das Wasser, sondern mehr zum Behalten, und weil es nicht allein Simultanea, sondern auch Successiva erzählen soll, so wird jeden Augenblick etwas davon fest, der Körper wird immer zäher, so daß er auf die letzt nur ausspricht, aber nicht aufzeichnet. Ich, der ich dieses schreibe, habe das Glück, ein solcher Körper zu sein. So ist die Sache. Wenn unsere Seele ein einfaches Wesen ist, warum liest sie nicht die Veränderungen des Erdbodens so gut wie die ihres Gehirns? Das Gehirn ist nicht im mindesten mehr aufgelegt zum Aufzeichnen von Veränderungen als die See. (Die Tiere werden durch Licht merklich verändert, vielleicht mehr als andere Körper, vielleicht durch das elektrische Fluidum; es ist wahrscheinlich, daß Wasser nicht die Successiva des Lichts aufzeichnet.) Es wäre ein Tier möglich, dessen Gehirn die See wäre und dem der Nordwind blau und der Südwind rot hieße. Wenn ein Simultanea und Successiva aufzeichnender Körper in einen eingeschlossen ist, der nur Simultanea aufzeichnet oder nur gewisse Körper durchläßt, so summiert er nur gewisse Veränderungen. Es wäre sehr zu wünschen, daß man hier auch etwas von einer Absicht sähe.

Von der Assoziation will ich noch dieses sagen, daß, da unser Gehirn Successiva aufzeichnet, die Wirkung eines Gegenstandes auf dasselbe sehr von dem Zustand modifiziert wird und werden muß, in dem dasselbe sich vor der Wirkung befindet.

Über Physiognomik

Wir haben keine deutliche Vorstellung vom menschlichen Gesicht, und das macht es so schwer Physiognomik zu lehren. Die Regeln enthalten immer nur Beziehungen einzelner Teile auf den Charakter. Das Gesicht eines Mannes, der mich einmal betrogen hat, kenne ich so genau, sehe es so deutlich vor mir, daß ich in einem andern ihm ähnlichen Gesichte die geringste Abweichung so schnell bemerke, als wären sie ganz verschieden, ob ich gleich nicht imstande bin, mit Worten auszudrücken, wo es liegt, und noch weniger es zu zeichnen; und doch werde ich aus der größern oder geringern Ähnlichkeit, die andere Leute mit jenem haben, auf ihren Charakter schließen, weil sich die Vorstellung der Betrügerei mit jener Sensation assoziiert hat. Ein Zug im Gesicht wird sich nicht so leicht mit der Vorschrift, als mit der Handlung assoziieren. Ich habe immer gefunden, daß es Leute von mittelmäßiger Weltkenntnis waren, die sich am meisten von einer künstlichen Physiognomik versprachen; Leute von großer Weltkenntnis sind die besten Physiognomen, und die, die am wenigsten von den Regeln erwarten. Die Ursache ist leicht einzusehen.

Wir können uns beim Anblick einer Sache nicht enthalten, wenigstens etwas darüber zu urteilen; dieses tun wir auch bei Menschen, darauf hat einer eine Physiognomik gebaut.

Menogenes, der Koch des großen Pompeius, sah wie der Pompeius selber aus. S. Plinius, Hist. nat. VII. 17.

Ich habe einmal in Stade eine Ruhe mit einem heimlichen Lächeln in dem Gesichte eines Kerls erblickt, der seine Schweine glücklich in eine Schwemme gebracht hatte, worein sie sonst ungern gingen, dergleichen ich nachher nie wieder gesehen habe.

Ich bemerkte wirklich auf seinem Gesichte den Nebel, der allezeit während des Wonnegefühls aufzusteigen pflegt, das man empfindet, wenn man sich über andere erhaben zu sein glaubt.

Es gibt Leute, die so fette Gesichter haben, daß sie unter dem Speck lachen können, daß der größte physiognomische Zauberer nichts davon gewahr wird, da wir arme winddünne Geschöpfe, denen die Seele unmittelbar unter der Epidermis sitzt, immer die Sprache sprechen, worin man nicht lügen kann.

Es ist eine alte Regel: Ein Unverschämter kann bescheiden aussehen, wenn er will, aber kein Bescheidener unverschämt.

Es ist wirklich möglich, daß, wenn Teile im Gehirn, die symmetrisch sein sollen, es nicht sind, dieses zum Vorteil des Verstandes dienen könne; wir können mit einem Auge genug haben, so auch mit einer Seite des Gehirns, die andere kann durch zufällige Umstände eher verhärten oder sonst Veränderungen leiden, die dann das Resultat der ganzen Stellung des Gehirns bei einer Idee verändern. Ausgewachsene Personen sollen öfters sehr scharfsinnig sein, die verwachsene Seite verhärtet mehr, und vielleicht folgt eine ähnliche einseitige Veränderung im Gehirn, die dem Genie, das ohnehin schon jemand für einen kränklichen Zustand erklärt hat, eher vorteilhaft als schädlich ist. Ich habe bemerkt, daß Personen, in deren Gesichtern ein gewisser Mangel von Symmetrie war, oft die feinsten Köpfe waren. Wenn einem gewissen Bildnis zu trauen, das ich von Herrn von Voltaire gesehen habe, und von dem man mir versicherte, daß es ein Abguß wäre von einer Form, die man in Mannheim über sein Gesicht gegossen habe, so ist die eine Seite des Gesichts viel kürzer als die andere, auch die Nase, wiewohl kaum merklich, schief. K....r[1] von der einen Seite betrachtet sieht viel jünger aus, als von der andern. Diesen beiden merkwürdigen Gesichtern gibt eben dieses wiewohl nicht anstößige Irreguläre einen gewissen Schwung, aus welchem alles das Salz und die Bitterkeit hervorblickt, die ihre Schriften so charakteristisch gemacht haben. Ein Mensch, dessen eines Auge ein Perspektiv, das andere ein Mikroskop wäre, wird unter gewöhnlichen Menschen eine sonderbare Figur spielen.

Wir können gar nichts von der Seele sehen, wenn sie nicht in den Mienen sitzt, die Gesichter einer großen Versammlung von Menschen könnte man eine Geschichte der menschlichen Seele nennen mit einer Art

[1] Kästner.

von chinesischen Zeichen geschrieben. Die Seele legt, so wie der Magnet den Feilstaub, so das Gesicht um sich herum und die Verschiedenheit der Lage dieser Teile bestimmt die Verschiedenheit dessen, das sie ihnen gegeben hat. Je länger man Gesichter beobachtet, desto mehr wird man an den sogenannten nichtsbedeutenden Gesichtern Dinge wahrnehmen, die sie individuell machen.

Ich weiß nicht, der Mensch hat wirklich die Miene, die man ein Insichkehren der Augen des Geistes nennen könnte, und allezeit ein Zeichen des Genies ist.

Ähnlichkeit der Kinder; Unähnlichkeit der Erwachsenen, die von den verschiedenen Affekten herrührt, vel ab iniquo ossium incremento, wie Haller sagt.

Die unterhaltendste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.

Unter Physiognomik wollen wir hier nur die Kunst verstehen, aus den unveränderlichen Zügen des Gesichts einer Person auf ihren Charakter zu schließen, wir wollen hier allein den Kopf betrachten, als von welchem alles kommt, und wohin auch alles wieder zurückgeführt wird, und weil man nichts mehr erkennt, sobald er zugedeckt ist. Es sind selten starkbleibende Abweichungen in irgend einem Teil des Leibes, die nicht auch im Gesicht ihre Zeichen hätten, Personen, die verwachsen sind, zumal an den Schienbeinen, haben gemeiniglich ein sonderbares Unterkinn,

die stumpfen Füße sind gemeiniglich mit stumpfen Nasen beisammen, aber nicht umgekehrt. Lange Finger gemeiniglich bei blassen Leuten.

So wie Assimilation Silben und Wörter hervorbringt, so können Silben in Nominibus propriis wiederum Farben zu Bildern der Einbildungskraft und Züge zu Charakteren hergeben. Es ist aller Untersuchung wert, woher die Bilder stammen, die wir uns von Leuten formieren, die wir nie gesehen haben, die Formen von Straßen und Städten, die wir nie gesehen haben. An dem Gesicht, das ich mir von General Lee gemacht habe, hat das doppelte e mehr Anteil als alle seine schlechten Taten, die mir zu Ohren gekommen sind.

Wenn die Physiognomik das wird, was Lavater von ihr erwartet, so wird man die Kinder aufhängen, ehe sie die Taten getan haben, die den Galgen verdienen, es wird also eine neue Art von Firmelung jedes Jahr vorgenommen werden. Ein physiognomisches Autodafé.

Die Hand, die einer schreibt, aus der Form der physischen Hand beurteilen wollen, ist Physiognomik.

Alle Gegner meiner Physiognomik, auch Herrn Lavater selbst nicht ausgenommen, haben mich als einen Feind alles Physiognomischen angesehen und geschlossen, daß, wenn ich einen Satz von Herrn Lavater leugnete, ich sie alle leugnete. Sie haben alle nicht überlegt, daß ich doch wohl unmöglich so unüberlegt hätte können gewesen sein, den Inhalt meiner

Abhandlung durch die Kupferstiche zu widerlegen. Hätten sie dieses allein bedacht, so hätten sie meine Absicht erraten müssen. Die pathognomischen Zeichen, bald mehr bald weniger mit landesüblicher Schönheit versetzt, sind die Worte, mit denen der Geschichtenmaler mit uns redet; hätten wir kein Gefühl von Schönheit und verstünden jene Züge nicht, so würde ein Stück von Raphael keinen größeren Eindruck auf uns machen als die Musterkarte eines Kaufmanns. Jedermann weiß, was eine fromme, eine zornige Miene ist etc. Wenn also der Maler ein solches Zeichen gebraucht, so nimmt man es in dem Sinn, den sich der Maler dabei gedacht hat; allein trotz der Natürlichkeit des Zeichens ist hierbei auch allemal, was wenigstens die Untrüglichkeit anbetrifft, Verabredung. Es wäre Torheit zu sagen, bei einem Andächtigen des Raphael, dieser Mann ist nicht andächtig, er stellt sich nur so, weil jemand, den wir nicht sehen, auf ihn acht gibt, oder der Soldat auf Wests Orest und Pylades, der mit einer drohenden Miene die in den Tempel dringende Menge zurückschrecken will, drohe eigentlich nicht, sondern schneide bloß Gesichter, und so durchaus. Auch bestimmt der Zusammenhang die Bedeutung der Züge, und wir erraten sehr bald die Absicht des Malers. Auch wäre es lächerlich oder doch unschicklich, wenn jemand einen berühmten Helden des Altertums, von dessen Gesicht wir nichts Bestimmtes wissen, mit einer stumpfen Nase und kleinen blinzenden Augen malen wollte, nicht als wenn eine stumpfe Nase und blinzende Augen nicht in einem Heldengesicht sitzen könnten, denn Turenne hatte wenigstens die letzteren, sondern weil es in den meisten Ländern nicht schön, und überdas keine Ur-

sache vorhanden ist, warum ich den Mann häßlich malen soll, da es mehr schöne als häßliche Menschen gibt und ehemals noch mehr gegeben hat, und weil außerdem die Schönheit noch Vergnügen erweckt. Man malt ja die alten Helden auch nicht mit Schmarren auf den Backen und Löchern in den Stirnen, ob sie sie gleich öfters mögen bekommen haben als die modernen. Dieses ist so klar, daß es die Elefanten und die Hunde verstehen. In dieser Rücksicht habe ich Chodowieckis Kupferstiche gedeutet und werde künftig noch mehrere seiner Kupferstiche deuten und zu gleicher Zeit fortbehaupten, die Physiognomik ist nächst der Prophetik die trüglichste aller Menschenkünste, die je ein ausschweifender Kopf ausgeheckt hat. Ich habe mich vermutlich schon in der Deutung jener Köpfe geirrt, das heißt, etwas anderes dabei gedacht, als ein anderer, weil jene Köpfe nur einzelne Worte waren, und die genaue Bedeutung, die ein Schriftsteller einem Worte beilegt, oft nur aus einer Sentenz erkannt werden kann. Aber, gütiger Himmel, kann ich denn deswegen den Schluß umkehren? Der Maler drückt Gesundheit durch rote Wangen aus, allein ist deswegen jeder gesund, der rote Wangen hat? Es kann ein ganzes Heer von Krankheiten und geheimen Schäden in einem Körper wohnen, auf dem ein blühender Kopf sitzt; die heilige Miene, die ich auf dem Gemälde augenblicklich und ohne weitere Untersuchung erkenne, weil es ein natürliches Zeichen ist, dem Verabredung der Maler Untrüglichkeit und einfache Bedeutung beigelegt hat, dieselbe heilige Miene ist im Leben der Deckmantel aller Laster; und andere Umstände, die nicht ins Feld der Physiognomik

gehören, müssen entscheiden, ob hinter der Miene, die die Heiligen oft haben, auch eine heilige Seele sitze und das ist oft sehr schwer, zumal wenn sie sich zur Schönheit gesellt. Ebenso ist es mit der dummen Miene; was ich gemeiniglich so habe nennen hören und so oft selbst so genannt habe, war Mangel an irgend einem angenehmen (Munterkeit) oder stark unangenehmen pathognomischen Ausdruck mit etwas Häßlichkeit verbunden, doch so, wie Schönheit und Häßlichkeit der Ausdruck nicht selbst, sondern nur der Vortrag sind, so kann sich auch jene unbedeutende Ruhe zur Schönheit gesellen. Pathognomik, mit Häßlichkeit und Schönheit gehörig gemischt, macht die Sprache des Malers.

Wenn ich noch ein Zeichen des Verstandes angeben soll, das mich selten betrogen hat, so ist es dieses, daß Leute, die sehr viel älter sind, als sie scheinen, selten viel Verstand haben; und umgekehrt, junge Leute, die alt aussehen, sich auch dem Verstande des Alters nähern. Man wird mich verstehen, und nicht etwa glauben, daß ich unter jung aussehen Gesundheit und frische Farbe, und unter Anschein des Alters Falten und Blässe verstehe.

Es ist besonders und ich habe es nie ohne Lächeln bemerkt, daß Lavater mehr auf den Nasen unserer jetzigen Schriftsteller findet, als die vernünftige Welt in ihren Schriften.

Sobald man weiß, daß jemand blind ist, so glaubt man, man könnte es ihm von hinten ansehen.

Es gibt wahrhaftig eine Art zurückhaltender und empfindlicher Menschen, die, wenn sie sich freuen, aussehen, wie andere, wenn sie weinen. Wer das noch nicht gesehen hat und nicht weiß, muß sich nicht unterstehen, ein Wort über Physiognomik zu sagen.

Das System des Helvetius, daß die Menschen an Anlagen alle einander gleich wären, stößt alle Physiognomik über den Haufen. Woher kommt es doch, daß man bei ähnlichen Gesichtern so oft ähnliche Gesinnungen findet?

Von allem, was ich über Physiognomik geschrieben habe, wünschte ich bloß, daß zwei Bemerkungen auf die Nachwelt kämen. Es sind ganz einfältige Gedanken, und niemand wird mich darum beneiden. Der eine, daß ich die Ähnlichkeit zwischen Physiognomik und Prophetik erkannt habe; der andere, daß ich überzeugt gewesen bin, die Physiognomik werde in ihrem eigenen Fette ersticken.

Maximen

Hüte dich, daß du nicht durch Zufälle in eine Stelle kommst, der du nicht gewachsen bist, damit du nicht scheinen mußt, was du nicht bist. Nichts ist gefährlicher und tötet alle innere Ruhe mehr, ja ist aller Rechtschaffenheit mehr nachteilig, als dieses, und endigt gemeiniglich mit einem gänzlichen Verlust des Kredits.

Jeden Augenblick des Lebens, er falle aus welcher Hand des Schicksals er wolle uns zu, den günstigen sowie den ungünstigen, zum bestmöglichen zu machen, darin besteht die Kunst des Lebens und das eigentliche Vorrecht eines vernünftigen Wesens.

Zweifle an allem wenigstens einmal, und wäre es auch der Satz: 2 · 2 ist 4.

Man muß nie denken, dieser Satz ist mir zu schwer, der gehört für große Gelehrte, ich will mich mit den andern hier beschäftigen; das ist eine Schwachheit, die leicht in eine völlige Untätigkeit ausarten kann. Man muß sich für nichts zu gering halten.

Man kann nicht leicht über zu vielerlei denken, aber man kann über zu vielerlei lesen. Über je mehr Gegenstände ich denke, das heißt, sie mit meinen Erfahrungen und meinem Gedankensystem in Verbin-

dung zu bringen suche, desto mehr Kraft gewinne ich. Mit dem Lesen ist es umgekehrt: ich breite mich aus, ohne mich zu stärken. Merke ich bei meinem Denken Lücken, die ich nicht ausfüllen, und Schwierigkeiten, die ich nicht überwinden kann, so muß ich nachschlagen und lesen. Entweder dieses ist das Mittel, ein brauchbarer Mann zu werden, oder es gibt gar keines.

O wenn man die Bücher und die Kollektaneen sähe, aus denen oft die unsterblichen Werke erwachsen sind —(ich habe die Geständnisse einiger vertrauter Schriftsteller für mich, die nicht wenig Aufsehen gemacht haben) — es würde gewiß Tausenden den größten Trost gewähren! Da nun dieses nicht leicht geschehen kann, so muß man lernen, durch sich in andere hinein sehen. Man muß niemanden für zu groß halten, und mit Überzeugung glauben, daß alle Werke für die Ewigkeit die Frucht des Fleißes und einer angestrengten Aufmerksamkeit gewesen sind.

Ängstlich zu sinnen und zu denken, was man hätte tun können, ist das übelste, was man tun kann.

Von den jedermann bekannten Büchern muß man nur die allerbesten lesen, und dann lauter solche, die fast niemand kennt, deren Verfasser aber sonst Männer von Geist sind.

Man muß nicht zu viel in Büchern blättern über Wissenschaften, die man noch zu erlernen hat. Es schlägt oft nieder. Immer nur das Gegenwärtige weggearbeitet!

Durch eine strikte Aufmerksamkeit auf seine eigenen Gedanken und Empfindungen und durch die stärkstindividualisierende Ausdrückung derselben, durch sorgfältig gewählte Worte, die man gleich niederschreibt, kann man in kurzer Zeit einen Vorrat von Bemerkungen erhalten, dessen Nutzen sehr mannigfaltig ist. Wir lernen uns selbst kennen, geben unserm Gedankensystem Festigkeit und Zusammenhang; unsere Reden in Gesellschaften erhalten eine gewisse Eigenheit wie die Gesichter, welches bei dem Kenner sehr empfiehlt, und dessen Mangel eine böse Wirkung tut. Man bekommt einen Schatz, der bei künftigen Ausarbeitungen genützt werden kann, formt zugleich seinen Stil, und stärkt den inneren Sinn und die Aufmerksamkeit auf alles. Nicht alle Reichen sind es durch Glück geworden, sondern viele durch Sparsamkeit. So kann Aufmerksamkeit, Ökonomie der Gedanken und Übung den Mangel an Genie ersetzen.

Man frage sich selbst, ob man sich die kleinsten Dinge erklären kann. Dies ist das einzige Mittel, sich ein rechtes System zu formieren, seine Kräfte zu erforschen und seine Lektüre sich nützlich zu machen.

Zu denken, wie man allem eine bessere Einrichtung geben kann, Zeitungen, Schuhen, Schrittzählern usw. ist gewiß eine herrliche Regel und leitet immer auf etwas. Ein Philosoph muß sich um alles bekümmern; und über alles, auch die gemeinsten Dinge zu schreiben, befestigt das System mehr als irgend etwas. Man erhält dadurch Ideen und kommt auf neue Vorstellungen. Die Gelehrtesten sind nicht immer die Leute, die die neuesten Ideen haben.

Nicht eher an die Ausarbeitung zu gehen, als bis man mit der ganzen Anlage zufrieden ist, das gibt Mut und erleichtert die Arbeit.

Es ist eine große Stärkung beim Studieren, wenigstens für mich, alles was man liest, so deutlich zu fassen, daß man eigne Anwendungen davon, oder gar Zusätze dazu machen kann. Man wird dann am Ende geneigt zu glauben, man habe alles selbst erfinden können, und so etwas macht Mut, so wie nichts mehr abschreckt, als Gefühl von Superiorität im Buch.

Zur Aufweckung des in jedem Menschen schlafenden Systems ist das Schreiben vortrefflich; und jeder, der je geschrieben hat, wird gefunden haben, daß Schreiben immer etwas erweckt, was man vorher nicht deutlich erkannte, ob es gleich in uns lag.

Wer weniger hat, als er begehrt, muß wissen, daß er mehr hat, als er wert ist.

„Es gibt sehr viele Menschen, die unglücklicher sind als du" — gewährt zwar kein Dach, darunter zu wohnen, allein sich bei einem Regenschauer darunter zu retirieren, ist das Sätzchen gut genug.

Man sollte sich nicht schlafen legen, ohne sagen zu können, daß man an dem Tage etwas gelernt hätte. Ich verstehe darunter nicht etwa ein Wort, das man vorher noch nicht gewußt hat; so etwas ist nichts; will es jemand tun, ich habe nichts dagegen; allenfalls kurz vor dem Lichtauslöschen. Nein, was ich unter dem

Lernen verstehe, ist Fortrücken der Grenzen unserer wissenschaftlichen oder sonst nützlichen Erkenntnis; Verbesserung eines Irrtums, in dem wir uns lange befunden haben; Gewißheit in manchen Dingen, worüber wir lange ungewiß waren; deutliche Begriffe von dem, was uns undeutlich war; Erkenntnis von Wahrheiten, die sich sehr weit erstrecken usw. Was dieses Bestreben nützlich macht, ist, daß man die Sache nicht flüchtig vor dem Lichtausblasen abtun kann, sondern daß die Beschäftigungen des ganzen Tages dahin abzwecken müssen. Selbst das Wollen ist bei dergleichen Entschließungen wichtig, ich meine hier das beständige Bestreben, der Vorschrift Genüge zu leisten.

Die Wahrheit finden wollen ist Verdienst, wenn man auch auf dem Wege irrt.

Es schadet bei manchen Untersuchungen nicht, sie erst bei einem Räuschchen durchzudenken und dabei aufzuschreiben; hernach aber alles bei kaltem Blut und ruhiger Überlegung zu vollenden. Eine kleine Erhebung durch Wein ist den Sprüngen der Erfindung und dem Ausdruck günstig; der Ordnung und Planmäßigkeit aber bloß die ruhige Vernunft.

Man muß sich die Menschen nach ihrer Art verbindlich machen, nicht nach der unsrigen.

Laß dich nicht anstecken, gib keines andern Meinung, ehe du sie dir anpassend gefunden, für deine aus; meine lieber selbst.

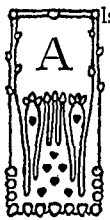
Bei Ausarbeitungen habe vor Augen Zutrauen auf dich selbst, edlen Stolz und den Gedanken, daß andere nicht besser sind als du, die deine Fehler vermeiden und dafür andere begehen, die du vermieden hast.

Wenn ich sage, halte deine Zähne rein und spüle den Mund alle Morgen aus, das wird nicht so leicht gehalten, als wenn ich sage, nimm die beiden Mittelfinger dazu und zwar über das Kreuz. Des Menschen Hang zum Mystischen. Man nütze ihn.

Man soll seinem Gefühl folgen und den ersten Eindruck, den eine Sache auf uns macht, zu Wort bringen. Nicht als wenn ich Wahrheit so zu suchen riete, sondern weil es die unverfälschte Stimme unserer Erfahrung ist, das Resultat unserer besten Bemerkungen, da wir leicht in pflichtmäßiges Gewäsch verfallen, wenn wir erst nachsinnen.

Wenn man gerne wissen will, was andere Leute über eine gewisse Sache denken, die einen selbst angeht, so denke man nur, was wir unter gleichen Umständen von ihnen denken würden. Man halte niemanden für moralisch besser in diesem Stück, als man selbst ist, und niemand für einfältiger. Die Leute merken öfter, als man glaubt, solche Dinge, die wir vor ihnen mit Kunst versteckt zu haben denken. Von dieser Bemerkung ist mehr als die Hälfte wahr, und das ist allemal viel für eine Maxime, die jemand in seinem 30. Jahre festsetzt, so wie ich diese.

Einfälle und Anekdoten



ls der brave Mann tot war, so trug dieser den Hut, der den Degen, so wie er; dieser ließ sich so frisieren, jener ging, wie er, aber der redliche Mann, wie er, wollte keiner sein.

Es gibt Leute, die können alles glauben, was sie wollen; das sind glückliche Geschöpfe!

Er wunderte sich, daß den Katzen gerade an der Stelle zwei Löcher in den Pelz geschnitten wären, wo sie die Augen hätten.

Ich habe Leute gekannt, die haben heimlich getrunken und sind öffentlich besoffen gewesen.

Er läse so gern, wie er sagte, Abhandlungen vom Genie, weil er sich immer stark danach fühlte.

Wenn auch einmal einer lebendig begraben wird, so bleiben dafür hundert andere über der Erde hängen, die tot sind.

Seitdem er die Ohrfeige bekommen hatte, dachte er immer, wenn er ein Wort mit einem O sah, als Obrigkeit, es heiße Ohrfeige.

Wenn jemand etwas schlecht macht, das man gut erwartete, so sagt man: nun ja, so kann ich's auch.

Es gibt wenige Redensarten, die so viel Bescheidenheit verraten.

„Wie geht's?" fragte ein Blinder einen Lahmen. „Wie Sie sehen," antwortete der Lahme, „ganz passabel".

Guter Rat

A. Sagen Sie mir, soll ich heiraten oder nicht?
B. Ich dächte, Sie machten es wie Ihre Frau Mutter, und heirateten in Ihrem Leben nicht.

A. Hat das Mädchen nicht einen herrlichen Busen!
B. Ja wohl, das ist recht was Horaz eine bene praeparatum pectus nennt.

All hail, Macbeth! übersetzte einmal jemand durch: „Alle Hagel, Macbeth!"

Ein junger starker Kerl, der schon als Reitknecht gedient —
Vertreibt Vapeurs und Mutterzufälle in kurzer Zeit.

Der Vater: Mein Töchterchen, du weißt, Salomon sagt: wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht.
Die Tochter: Aber Papa, was muß ich dann tun, wenn mich die guten Buben locken?

In einem Lande, wo den Leuten, wenn sie verliebt sind, die Augen im Dunkeln leuchteten, brauchte man des Abends keine Laternen.

Harlekin will sich selbst ermorden, und nachdem er gegen jede Todesart etwas einzuwenden findet, entschließt er sich endlich, sich tot zu kitzeln.

Wenn sich Prügel schreiben ließen, schrieb einmal ein Vater an seinen Sohn, so solltest du mir gewiß dieses mit dem Rücken lesen, Spitzbube!

Ein Mädchen, hundertfünfzig Bücher, ein paar Freunde und ein Prospekt von etwa einer deutschen Meile im Durchmesser war die Welt für ihn.

Er kann die Tinte nicht halten, und wenn es ihm ankommt, jemand zu besudeln, so besudelt er sich gemeiniglich am meisten.

Wieviel in der Welt auf Vortrag ankommt, kann man schon daraus sehen, daß Kaffee aus Weingläsern getrunken, ein sehr elendes Getränk ist; oder Fleisch bei Tische mit der Schere geschnitten, oder gar, wie ich einmal gesehen habe, Butterbrod mit einem alten, wiewohl sehr reinen, Schermesser geschmiert — wem würde das wohl behagen?

Das größte Geheimnis, das so viele Menschen erfahren haben, und noch so viele beiderlei Geschlechts erfahren werden, das man gewöhnlich an öffentlichen Plätzen erfährt, das aber noch nie jemand ausgeplaudert hat, noch je ausplaudern wird — die Empfindung, wenn einem der Kopf abgehauen wird.

Vom Wahrsagen läßt sich wohl leben in der Welt, aber nicht vom Wahrheit sagen.

Wenn ein Prediger merkt, daß seine Zuhörer nicht aufmerksam sind, so müßte er es machen, wie ein gewisser Dr. Alymer, Bischof von London. Als dieser fand, daß der größte Teil seiner Versammlung schlief, fing er auf einmal laut an in einer hebräischen Taschenbibel zu lesen, die er bei sich hatte. Sogleich wurde alles aufmerksam. Da fing er an: „was seid ihr doch für feine Leute! ihr seid aufmerksam, wenn ich euch etwas vorlese, wovon ihr kein Wort versteht, und schlaft, wenn ich mit euch in eurer Muttersprache von Dingen rede, auf denen das Heil eurer Seele beruht." (Universal Magazin, Okt. 1797. pag. 284.)

Er las immer Agamemnon statt „angenommen", so sehr hatte er den Homer gelesen.

Die Fliege, die nicht geklappt sein will, setzt sich am sichersten auf die Klappe selbst.

Wenn jemand alle glücklichen Einfälle seines Lebens dicht zusammen sammelte, so würde ein gutes Werk daraus werden. Jedermann ist wenigstens des Jahres einmal ein Genie. Die eigentlich sogenannten Genies haben nur die guten Einfälle dichter. Man sieht also, wie viel darauf ankommt, alles aufzuschreiben.

Diogenes ging in einem schmutzigen Aufzug über die prächtigen Fußdecken in den Zimmern des Plato.

Ich trete, sagte er, den Stolz des Plato mit Füßen; ja, erwiderte Plato, aber nur durch eine andere Art von Stolz.

Ein Vater schloß einen Brief an seinen Sohn: Wenn du nicht gleich nach Hause kommst, so soll dich der Donner erschlagen. Gott befohlen.

Immer fragen zu lassen, wie man sich befindet, ist ebenso töricht und unangenehm, sagt Holberg, Briefe Tom. IV. p. 435, als einen Kaufmann in schlechten Umständen fragen zu lassen, wie lange seine Handlung noch stehen könne.

Urinabatur et iterum frusta urinabatur von einem Taucher, der zweimal untertauchte, um seinen Hammer, den er verloren hatte, wiederzufinden, übersetzte jemand: Er ließ sein Wasser, konnte aber den Hammer nicht finden, er ließ es noch einmal, aber vergeblich.

Zu S. habe ich einen Epikuräer gekannt, es war ein Kerl von $6^1/_2$ Fuß und von einer ungewöhnlichen Leibesstärke, es ging damals in das sechste Jahr, daß er in der Karre ging, wozu er zeitlebens verdammt war.

Alcibiades hieb einmal seinem Hund den Schwanz ab. Als man ihn um die Ursache fragte, so sagte er, ich tue es bloß, um den Atheniensern etwas zu sprechen zu geben.

Acht Bände hat er geschrieben. Er hätte gewiß besser getan, er hätte acht Bäume gepflanzt oder acht Kinder gezeugt.

Ein Impromptu, an dem er schon ein paar Tage zuvor in müßigen Stunden gearbeitet hat.

Die Bauernmädchen gehen barfuß und die vornehmen barbrust.

Einer unserer Voreltern muß in einem verbotenen Buche gelesen haben.

Sie kennen nur zwei Gattungen vom andern Geschlecht, die in der Welt Liebkosungen der Männer mit den ihrigen erwidern: Eheweiber und Kommiß-Nickel.

Es hätte etwas aus seinen Ideen gemacht werden können, wenn sie ihm ein Engel zusammengesucht hätte.

Ein sonderbares Geräusch, als wenn ein ganzes Regiment auf einmal nieste.

Sie verkaufen alles bis aufs Hemd und noch weiter.

In der Duenna wird sehr witzig von einem getauften Juden gesagt, er stehe da wie das weiße Blatt zwischen dem alten und Neuen Testament. Ein Pfaffe, der sehr rot getrunken aussieht, wird von einem andern gefragt, woher das komme, da sie doch immer fasteten und für die Sünden der Welt büßen müßten. O, sagt er, ich schäme mich der Sünden der Welt wegen, und meine Schamröte ist nun so fest geworden wie ihre Laster.

Sie können einen solchen Gedanken ansehen, als wären sie nie fähig, ihn selbst zu haben, sie staunen ihn an wie ein Affe den Himmel.

Über den eigenen Reiz, den ein eingebundenes Buch weißes Papier hat. Papier, das seine Jungferschaft noch nicht verloren hat und noch mit der Farbe der Unschuld prangt, ist immer besser als gebrauchtes.

Das Kompliment, sind Sie gestern glücklich nach Hause gekommen? zeugt noch von unseren ehemaligen Sitten und Steinpflaster.

Der Verleger hat ihn in effigie vor sein Werk aufhängen lassen.

Ich kann nicht sagen, daß ich ihm feind gewesen wäre, aber auch nicht gut, es hat mir nie von ihm geträumt.

Der Krämer, der etwas abwiegt, schafft so gut die unbekannten Größen auf die eine Seite und die bekannten auf die andere, als der Algebraist.

Wenn er seinen Verstand gebrauchen sollte, so war es ihm, als wenn jemand, der beständig seine rechte Hand gebraucht, etwas mit der linken tun soll.

Er hatte zu nichts Appetit und aß doch von allem.

Sein Rock war mehr wert als seine Ehre, und jeder Jude hätte ihm mehr für jenen als für diese gegeben.

Quittungen: so könnte man ein Buch nennen, worin man sowohl der Natur als seinen Freunden Scheine ausstellte über das, was man von ihnen empfangen hätte. Wenn es im Namen anderer getan würde, so könnte es eine satirische Wendung bekommen.

Der beständige Umgang, den Kunkel[1] mit Büchern allerlei Art hatte, die Titel, die er las und über welche er sprechen hörte und sich befragte, hatten in seinem Kopf eine Art von allgemeiner Enzyklopädie erzeugt, welche gedruckt zu sehen vielleicht des größten Betrachtungen-Sammlers nicht unwürdig wäre. Weil ich mich öfters mit ihm über mathematische Bücher besprochen habe, so kenne ich ihn von dieser Seite etwas genauer. Seine Begriffe formieren sich ungefähr so. Er sah Kästners Ruhm und Besoldung, erster Schluß also: durch Mathematik kann man zu Ruhm und Brot kommen. Er sah eine Sprache in den mathematischen Büchern, die sich von allen christlichen und heidnischen Sprachen unterschied, zweiter Schluß; die Mathematik ist erschrecklich schwer. Einige Bücher gingen ihm beständig ab, andere blieben ihm stehen und beinahe ewig stehen, dritter Schluß; einige Teile der Mathematik müssen also wohl Brot eintragen, allein sie wird doch nicht so recht getrieben. Er sah die Finsternisse voraussagen und zwar, daß, wie er selbst sagte, die Kalendermacher selten sich um ein paar Vaterunser lang irrten, vierter Schluß; das ist etwas

[1] Jonas Kunkel, Trödler und Antiquar in Göttingen. Lichtenberg plante, sein Leben satirisch zu beschreiben. Er brachte jedoch nur eine Gedächtnisrede auf den Verstorbenen fertig. In seinen Aphorismenbüchern finden sich aber zahlreiche Beiträge zur Charakteristik Kunkels. Eine von diesen Vornotizen gebe ich hier wieder. W. H.

Außerordentliches um die Mathematik. Zusammengenommen sah seine Definition ungefähr so aus: Die Mathematik ist eine Profession, wobei ein ehrlicher Mann alle seine fünf Sinne nötig hat, die Ehre und auch Brot einbringt, aber nicht viel getrieben wird, einige Teile davon müssen fast so brauchbar sein als die Pandekten; sie lehrt künftige Dinge voraussagen und das auf eine erlaubte Art, die Mathematiker wissen vermutlich, wenn unsereiner stirbt, aber sie tun wohl, daß sie es uns vorenthalten, und Gott gebe, daß die Landesobrigkeit es ihnen niemals erlaubt, etwas davon auszuplaudern. Soviel ich hören und schließen konnte, so war seine Tafel der menschlichen Erkenntnis so geteilt:

Wissenschaften bringen

Brod und Ehre	kein Brot und keine Ehre	Ehre und kein Brot	Brot und keine Ehre
Jurisprudentia	Metaphysica	Poesia	Advocatia
Medicina	Logica	belles lettres	Oeconomia
Theologia	Criticä	Mäthesis	Anatomia
Analysis infinitorum		Philosophiä	Rechnen und Schreiben

Das einzige, was er Männliches an sich hatte, konnte er des Wohlanstandes wegen nicht sehen lassen. Mi si nihil aliud virile, sexus esset. Petronius.

Er trug die Livree des Hungers und des Elends.

Er hatte sich auf alles geschickt, was er antworten könnte, wenn der König mit ihm sprechen würde, sogar wenn er fragen würde, wie hoch ihn diese Manschetten kämen, allein der König fragte, was spricht man denn von mir in D...? Rien, Monsieur, antwortete er.

Ihr Unterrock war rot und blau sehr breit gestreift und sah aus, als wenn er aus einem Theatervorhang gemacht wäre. Ich hätte für den ersten Platz viel gegeben, aber es wurde nicht gespielt.

Er bewegte sich so langsam als wie ein Stundenzeiger unter einem Haufen von Sekundenzeigern.

Wenn die wilden Schweine dem armen Manne seine Felder verderben, so rechnet man es ihm unter dem Namen Wildschaden für göttliche Schickung an.

Er hatte ein paar Stunden zugebracht, um einen guten Gedanken über die chinesische Mauer zu haben, und war zu dem Ende die Sache physisch, moralisch und metaphysisch durchgegangen.

Karl XII. verteidigt sich mit einigen seiner Bedienten bei Bender gegen etliche tausend Janitscharen. Ein Chinese kastriert sich in seinem dreißigsten Jahr, um sich zum Sklaven zu verkaufen, wie Bell von Antermony erzählt. Ein englischer Matrose im Jahre 1771 schneidet sich mit einem Brotmesser das Fleisch vom Arm gleich über dem Gelenk ringsherum ab, bricht den Knochen auf dem Knie entzwei und wirft

die Hand ins Meer, bloß weil ihn, wie er sagt, seine Hand ärgerte. Welches von diesen dreien würden Sie am liebsten getan haben?

Kästner, Gellert und einige andere Personen gingen einmal zusammen spazieren und die Rede kam darauf, was jeder für ein Amt in der Republik am liebsten bekleiden wollte. Der fromme Gellert sagte mit seiner heiligen Unschuld und ohne das mindeste Arge zu meinen, sein größtes Vergnügen würde sein, junge Frauenzimmer zum Ehestande vorzubereiten; weil Kästner dabei war, der es überall anbrachte, so mußte Gellert ein ganzes Jahr deswegen leiden.

Der verstorbene M., welcher eine katholische Aufwärterin hatte, sagte einmal ganz bona fide zu mir: „Die Person ist zwar katholisch, das ist wahr, aber ich kann dich versichern, es ist eine ehrliche gute Haut, sie hat neulich mir zuliebe sogar einen falschen Eid geschworen."

Die Sympathien sind gewiß nicht alle zu verwerfen. Vielleicht finden wir einmal die Ursachen dazu. Sie sind vielleicht Reste von den verlorenen Wissenschaften einer andern Generation Menschen.

Gelegenheit macht nicht Diebe allein, sie macht auch beliebte Leute, Menschenfreunde, Helden. Von dem Einfalle, den ein Witziger hat, gehört mehr als die Hälfte dem Dummkopfe zu, den er traf.

Wer eine Wissenschaft noch nicht so inne hat, daß er jeden Verstoß dagegen fühlt, wie einen grammatikalischen Fehler in seiner Muttersprache, der hat noch viel zu lernen.

Man wirft oft den Großen vor, daß sie sehr viel Gutes hätten tun können, das sie nicht getan haben. Sie könnten antworten: Bedenkt einmal das Böse, das wir hätten tun können, und nicht getan haben.

Inhalt

Seite

Vorwort des Herausgebers V
Autobiographische Dokumente 1
Über den Menschen 43
Über Erziehung 71
Über Selbstdenken, Lesen und Bücher 78
Über Gelehrsamkeit und Gelehrte 86
Über Sprache und Worte 100
Über Träume 113
Über den Selbstmord 118
Zur Kritik der Gesellschaft 121
Über die Weiber 135
Vom Genie 159
Über Kunst und Literatur 162
Über Beifall, Urteil, Kritik, Ruhm 199
Über Religion und Mystik 204
Zur Philosophie 215
Über Physiognomik 249
Maximen 258
Einfälle und Anekdoten 264